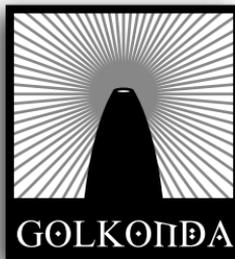


**Die vorliegende Neuausgabe von *Reliquen*  
wurde von den Herausgebern und vom Verlag  
mit großer Mühe und Sorgfalt erarbeitet.**

**Diese kostenfreie PDF darf ausschließlich zu privaten und  
wissenschaftlichen Zwecken genutzt werden.**

**In allen anderen Fällen wenden Sie sich bitte an den Verlag.**



1

AUGUST  
FERDINAND  
RELIQUIEN  
SOPHIE  
BERNHARDI  
ERZÄHLUN  
GEN DICH  
TUNGEN

GOLKONDA

Herausgegeben  
und mit einer Einleitung versehen  
von Hannelore Scholz-Lübbering

*Reliquien.*  
*Erzählungen und Dichtungen von*  
*A. F. Bernhardi und dessen Gattin S. Bernhardi, geb. Tieck.*  
*Herausgegeben von deren Sohne Wilhelm Bernhardi.*  
*Erster Band.*  
(Altenburg: H. A. Pierer, 1847 [iii-x, 1-280])

Der im Original in Fraktur gesetzte Text wird in Antiquaschrift Palatino wiedergegeben, Antiquaeinschübe in der serifenlosen Myriad. Im Fließtext des Originals *g e s p e r r t e W ö r t e r* werden kursiv hervorgehoben, in Überschriften o. ä. kursiv oder fett. Der Seitenumbruch der Vorlage ist im Text durch einen senkrechten Strich gekennzeichnet, die Paginierung derselben findet sich in eckigen Klammern innen in der Kopfzeile. Sämtliche Emendationen sind auf Seite 221 nachgewiesen.

Redaktionsteam: Peter Alsdorf, Gudrun Hahn,  
Ralf Neukirchen, Lothar Powitz & Hannes Riffel  
Korrektur: Horst Illmer  
Gestaltung: s.BENeš [www.benswerk.de]  
Typographie & Satz: Hardy Kettlitz

ISBN 978-3-944720-05-0

© dieser Ausgabe 2015 by Golkonda Verlag GmbH  
Alle Rechte vorbehalten

Golkonda Verlag  
Charlottenstraße 36 | 12683 Berlin  
golkonda@gmx.de | www.golkonda-verlag.de

## Inhalt

»Varnhagen von Ense an den Herausgeber«	7
August Ferdinand Bernhardi, »Geschichte eines Mannes, welcher mit seinem Verstande auf das Reine gekommen«	15
Sophie Tieck, »Ein Märchen«	87
Sophie Tieck, »Der Greis im Felsen«	131
Sophie Tieck, »Eine Reise«	149
August Ferdinand Bernhardi, »Der Fremde«	169
Anhang	
Hannelore Schulz-Lübbering, »Einleitung«	185
Emendationen	221

**Varnhagen von Ense an den Herausgeber.**

5 | Das schöne Vorhaben, welches Sie mir ankündigen, begegnet  
einem meiner längst gehegten Wünsche, und trifft grade jetzt in  
eine Zeitstimmung, die für dasselbe als eine günstige gelten darf.  
Mehr als sonst wenden sich Neigung und Fleiß der Deutschen den  
Schriftstellern zu, welche unsrer heutigen Literatur vorangingen  
10 und ihr die Wege bahnten. Allzurasher Jugendmuth meinte bis-  
weilen, diese Vorfahren unbeachtet vorübergehen, ja wohl gar sie  
wegstoßen und zertreten zu dürfen, im Wahn dadurch für sich  
selber mehr Boden und leichteren Ruhm zu erlangen, aber solche  
Thorheit konnte nicht lange gedeihen; reifer Sinn und vaterländi-  
15 sches Gewissen rufen das Andenken jener | Väter lebhaft hervor,  
nicht um bei ihren Bildern stehen zu bleiben und ihr Ansehen starr  
zu verehren, nein, sondern um aus ihnen neue Antriebe sichern  
Fortschrittes, aus ihren Leistungen Muth und Maß für neue Aufga-  
ben zu nehmen. Mit inniger Freude haben wir in diesem Sinne die  
20 neue Erscheinung der Schriften von Kant, Winckelmann, Lessing,  
Möser, Lichtenberg, Fichte, ja von Gellert und Engel begrüßt, so  
wie die umfassenden Arbeiten von Gervinus und Hillebrand nebst  
der Folge literargeschichtlicher Darstellungen von Prutz, Bock und  
Anderen, — aber Mannigfaches und Großes ist in diesem Gebiete  
25 immer noch zu thun.

Besonders ist die Zeit der sogenannten romantischen Schule,  
deren Häupter schon zum Theil dahingeschwunden, und deren  
Schriften meist zur Seite gedrängt sind, noch keineswegs nach  
Gebühr aufgehell't, ihr Verdienst ermessen, ihre Bedeutung aner-  
30 kann't. Wo findet sich, nach so vielen Jahren seit seinem Tode, eine  
würdige Darstellung des Lebens und der Schriften Friedrichs von  
Schlegel, eines Mannes, der zu den Zierden der Nation gehört  
und zu den merkwürdigsten Erscheinungen aller Literatur? Wo  
eine Schilderung dessen, was Schleiermacher als Mensch und

Schriftsteller gewirkt? denn die sonst ausgezeichnete Prüfung des Schleiermacher'schen Geistes durch Schaller hat nicht solchen Zweck, sondern beschränkt sich auf das engere Gebiet des Gedankens. Sehr erwünscht, und doch schon sehr verspätet, kündigt sich uns endlich eine erste Ausgabe der Werke August Wilhelms von Schlegel an, und gleichzeitig verlautet aus Wien, daß auch an eine Ausgabe der Schriften Friedrichs von Schlegel neuerdings gedacht werde.

Viel aber bleibt hier noch zu wünschen. Nicht die ersten Häupter allein haben für die Geschichte Geltung; auch ihre Genossen und Gehülfen, das ganze Leben, in welchem sie einherschritten, müssen in das Bild aufgenommen werden, wenn dasselbe den wahren Eindruck geben soll. Bis jetzt hat aus jenem Kreise nur Hardenberg-*Novalis* durch Ludwig Tieck's liebevolle Sorgfalt ein schönes Lebensdenkmal empfangen. Für Wackenroder, dessen Gefühls- und Sinnesart so einflußreich wurde, ist noch nichts geschehen, für Fouqué nichts, für Achim von Arnim und Brentano wenig. Aber am unbilligsten verabsäumt wurde bisher *Bernhard!* Seit einem Vierteljahrhundert uns entrissen, entbehrt er noch immer sein Ehrengedächtniß, und das jüngere Geschlecht weiß kaum, wer er gewesen. Doch war er ein rüstiger Kämpfer seiner Zeit, ein nicht nur in die Literatur und das Theaterwesen, sondern auch in die strenge Wissenschaft und in die Jugendbildung stark eingreifender Mann. Mit Ludwig Tieck, mit Schleiermacher und beiden Schlegel verbündet, trug er zuerst und nachhaltigst in dem begonnenen Kriege gegen das wuchernde Unkraut gemeiner und geistloser Strebungen, in Berlin den örtlichen Angriff und das schreiende Getümmel der aufgeweckten und täglich gereizten Feinde, warf seine kritischen Schwärmer auf die Bühne, neckte und traf deren Verwaltung, geißelte gelehrte Schwächen und Anmaßungen, und machte durch seinen derben Humor, in welchem der Kenner Jean Paul Richter eine neue ursprüngliche Gattung erblickte, die Widersacher zum Gegenstande der Belustigung. Daneben jedoch pflegte er mit Treue des Lehrberufs, der Philosophie, zunächst auf den

Geisteswegen Fichte's, gründete das Gedankengebäude einer allgemeinen Sprachwissenschaft. Was er im letztern Fache geleistet, ist von Friedrich August Wolf und August Wilhelm von Schlegel nach Verdienst gepriesen, spät noch durch Wilhelm von Humboldt mit großen Ehren anerkannt worden.

Werden Sie ein vollständiges Bild dieses eigenthümlichen Mannes geben können? Sie waren, als er starb, noch zu jung, um Alles festzuhalten und zu sammeln, was Ihnen jetzt dienen könnte. Ich zweifle, daß Sie Alles auffinden und ausscheiden, was von ihm in Zeitschriften und Sammlungen vorhanden sein mag. Die gelehrten Arbeiten ohnehin, die philosophische Sprachwissenschaft, die philologischen Abhandlungen und Kritiken, müssen von Ihrem Zweck ausgeschlossen bleiben, wiewohl solche bei der Schätzung des Mannes schwer in's Gewicht fallen, und auch der Humor und Scherz dadurch, daß sie in solcher Begleitung gehen, einen ganz andern Halt bekommen.

Ich weiß nicht, ob eine Zeichnung oder ein Gemälde vorhanden ist, das die Züge Ihres Vaters getreu wiedergiebt. Die Aehnlichkeit seines Profils mit dem Profil Bonaparte's war auffallend. Aus der dunkeln, südlichen Gesichtsbildung sprachen Scharfsinn und Laune, Derbheit und Wohlwollen. Seine Lust am Zerlegen und Verknüpfen nahm gern ihren Auslauf in's Komische, und Spott, Neckerei, Wortspiele und Possen lagen bei seinen ernsten Verhandlungen stets im Hinterhalt. In der Kunst, Witzworte und lustige Geschichten vorzutragen, hatte er die größte Meisterschaft; die zu seiner Zeit hierin Berühmtesten, einen Markus Herz, Engel, Zöllner, Euchel, übertraf er weit; in dem Roman: »die Versuche und Hindernisse« (von Neumann und Varnhagen) ist das dreizehnte Kapitel mit seinen Anekdoten aus *Bernhardi's* Feder, allein die geschriebene Erzählung kann nicht wiedergeben, was die gesprochene leistet. Neben jenen gefährlichen Waffen besaß er, wie zur Ausgleichung, die außerordentlichste Gutmüthigkeit, und die Weichheit seines Herzens ging oft bis zur größten Verläugnung seiner selbst.

Ich würde Ihnen zu Ihrem Buch einen schönen Beitrag anbieten können, hätte ich in frühern Jahren den Vorgängen des Tages gleiche Aufzeichnung gewidmet, wie ich es wohl in spätern gethan. Wie vielmals haben wir, wenn unser Freund Chamisso dem Wachtdienst oblag, die Stunden der nächtlichen Stille mit ihm zusammen verlebt, in heitern Gesprächen und strengen Studien, in frischer Lust und tiefer Selbstprüfung! Uns in Wissenschaft wie an Alter und Erfahrung überlegen, war dann Bernhardi unser freudiger Vormann, Lehrer zugleich und Gefährte, sprudelnd von Witz und Laune, Kenntnisse mittheilend und Gesinnung anregend; die wichtigsten allgemeinen Fragen und die engsten persönlichen Verhältnisse wurden hier ohne Scheu besprochen, in rückhaltlosem Vertrauen machte jede Wahrnehmung sich Luft, und Lust und Begeisterung der Jugend ließen hier im engen Raume der Wachtstube sich frei und sicher Vieles entfalten, was nachher am nüchternen Tage weder das | Schulamt, noch der Kriegsdienst so ganz hätte vertreten mögen. Von allem diesen ist mir ein tiefer und lebhafter Eindruck, aber leider nur im Allgemeinen verblieben, das Einzelne ist aus der verdüsternden Nebelhülle, mit welcher sich die unbewachte Vergangenheit so schnell bedeckt, nicht mehr genügend heraufzubeschwören.

Verschieden von diesen Unterhaltungen, schärfer und gemessener, jedoch gleichfalls von Witz und Laune durchflochten, waren diejenigen, welche Bernhardi mit Fichte zu haben pflegte; auch bei diesen war ich oft gegenwärtig, meist nur als stiller Zuhörer, wenn die tiefsten Fragen der Philosophie dialektisch behandelt wurden, die Sprachwissenschaft nach dem Lichte reiner Begriffe rang, oder das Bürgerthum und Staatswesen sich gleicherweise der Prüfung des Gedankens, wie der Geschichte, unterwerfen mußte. War in solchen Erörterungen Fichte der unerschütterlich Feste und Einfache, so glänzte Bernhardi durch reicheren Stoff, den er stets mit Anmuth und oft in überraschenden Schlagworten zu entfalten oder zusammenzufassen verstand, so daß Fichte nicht selten das größte Wohlgefallen an dem Gegner hatte.

Von solcher lebendigen Geistesmunterkeit geben freilich die Schriften nur einen schwachen Abglanz; | einen Abglanz aber doch, und dieser wird hoffentlich manchen Sinn erfreuen und vielleicht neue Thätigkeit anregen. Ich glaube versichern zu können, die deutsche Lesewelt wird das von Ihnen Dargebotene mit Dank empfangen und durch frische Theilnahme gern dazu mitwirken, daß künftig eine bereicherte Sammlung und ein vervollständigtes Bild erscheinen könne! —

*Berlin*, den 10. November 1845.

**K. A. Varnhagen von Ense.**

**Geschichte eines Mannes,**  
welcher mit seinem Verstande auf das Reine  
gekommen.

5 |

**Erstes Capitel.**

Wer der Mann war, welcher mit seinem Verstande  
auf das Reine gekommen.

Der Kriegsrath, Herr *Peter Nasturtius* war das einzige geliebte Kind  
10 des Herrn *Simon Nasturtius*, Gewürzkrämers zu Braunschweig.  
Sein Vater hatte durch seine Industrie sich von einem armen Lehr-  
burschen zu einem Manne von 20,000 Thalern aufzuschwingen  
gewußt, und um den Glanz seiner Familie so hoch als möglich zu  
bringen, hatte er Herrn Peter den Musen gewidmet, welche ihn  
15 aber, da er das Maaß nicht hatte, der Themis überlieferten. Nach  
einigen Jahren wog ihm diese Dame den Titel Kriegsrath, fünf-  
hundert Thaler Einkünfte und die Freiheit zu, in M. seine Mitbürger  
zu chikaniren, wenn sie sich einfallen ließen, Prozesse zu führen.

Noch ehe Herr Peter die Universität bezog, hatte sich Herr *Simon*  
20 *Nasturtius* zur Ruhe gesetzt. Das | heißt: er gähnte nun in seinem  
Zimmer, statt daß er sonst im Laden gegähnt hatte; denn da er  
alle Beschäftigungen haßte, so hatte er neben seinen ansehnlichen  
Renten keine kleine Portion Langeweile zu verzehren, er genoß  
indeß beide mit Dank gegen den Geber, den er jeden Abend seines  
25 langweiligen Lebens um viele folgende anrief.

Um indeß der Langenweile auf irgend eine Art ein Bein unter-  
zuschlagen, griff er zu dem verzweifelten Mittel, die Politik zu  
studiren, und zu dem Ende las er alle Zeitungen, deren er hab-  
haft werden konnte; bei Tische erzählte er seiner Familie, was er  
30 gelernt, nach Tische ging er spazieren, etwas später in die Tabagie,  
und nach dem Abendessen erzog er seinen Sohn. Ueber Herrn  
Simons Hause stand: ora et labora, welchen Spruch der Gevatter  
Maurermeister dem Alten verdeutscht hatte; sein Erziehen nach  
Tische bestand in erbaulichen Gesprächen, welche sich um diese

Sentenz drehten, und: Peter werde mir was rechts, war der Schluß jedes dieser Dialogen.

So ging die Zeit hin bis auf das Jahr 1763. Der Friede machte dem siebenjährigen Kriege ein Ende, die Zeitungen wurden weniger interessant, der junge Peter artiger, als vormals; kurz, mit den einrückenden Regimentsern rückte ein Heer von Langerweile in das Haus des Herrn Nasturtius.

Da dieser Mann jetzt sich immerfort selbst zur Last fiel, so hielt er sich am Ende für krank, und glaubte, sein Stündlein sei nahe. Er betete daher um ein baldiges, sanftes und seliges Ende. Sein Bitten fand zu seinem Verdruß früher Gehör, als er glaubte, er starb am Schlage, als er einst an einem sehr kalten Winterabend aus der Tabagie nach Hause ging. Seinen Tod hatte er aus der sechsten Bouteille doppelter Mumme getrunken, und sein letztes Wort war: die Welt ist doch ein Jammerthal.

Herr *Peter Nasturtius* kam zwei Jahre nach diesem Todesfalle von Universitäten. Alle Professoren erschöpften sich im Lobe seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit. Bescheidenes Betragen und Sittlichkeit sah man in seinem ganzen Aeußern; und seine Reden verriethen, daß er nicht nur die Brodcollegia, sondern auch schöne Wissenschaften und Philosophie studirt habe.

Im Examen bestand er vortrefflich, die Examinatoren versicherten, seine Antworten wären so gelehrt gewesen, und wären dabei so rasch auf einander gefolgt, daß sie ihn nur mit einiger Mühe hätten verstehen können. In seinen Geschäften war er äußerst accurat, im Umgange höflich, in der Unterhaltung langweilig, im Essen und Trinken mäßig, im Disputiren rechthaberisch und zweifelte daran, daß Jemand lieben könne; Launen kannte er gar nicht, daher war er Tag für Tag langweilig und noch dazu stets auf dieselbe Art; in Krankheiten betrug er sich geduldig, im Glück nicht ausschweifend lustig: kurz, die ganze Stadt wußte nichts Böses von ihm, die ganze Stadt achtete ihn und bediente sich seines Rathes und Beistandes, und die ganze Stadt konnte ihn nicht wohl leiden.

## Zweites Capitel.

Wie dieser Mann über sich selbst gedacht und gesprochen hat.

Man sieht ein, daß dieses ein Mann von Grundsätzen war. Es war nur sehr schlimm oder gut, daß bei allen seinen Grundsätzen des Vaters *ora et labora* zum Grunde lag, und die philosophischen Collegia hatten im Grunde nichts weiter gethan, als dieses Sprüchlein variirt und in die rechten Phrasen ausgesponnen; wie denn die Gegner der Philosophie ihr stets Schuld geben, daß sie nichts thue, als das Plattdeutsch der gesunden Vernunft in das Hochdeutsch der Terminologie zu übersetzen, und daß ein Philosoph im Grunde weiter nichts heiße, als Mitglied der und der Resource sein.

Wie dem auch sein mag; unser Nasturtius setzte darein, daß er Grundsätze hatte, seinen Stolz; er führte nichts lieber im Munde, als das Wort *Consequenz*, und wer ihn zum Feinde haben wollte, durfte nur an seiner *Consequenz*, oder an seinen Grundsätzen zweifeln. Dabei hatte er nun freilich einige Schwachheiten, die man ihm übersehen mußte, z. B. eine gewaltige Intoleranz gegen Leute, welche anders zu denken für gut fanden, welche er auch, wenn er konnte, lächerlich zu machen suchte, und eine eigentliche Erbitterung gegen die starken Geister in der Moral, welche alle Grundsätze verachteten. Man wird nicht eher ein solider Mensch, sagte er, als bis man Grundsätze hat, und der erste Grundsatz aller Grundsätze sollte billig der Grundsatz sein: Grundsätze zu haben.

Der Verfasser kann sich hier nicht enthalten, einen Charakterzug des Herrn Nasturtius und eine Anmerkung anzubringen. Der Charakterzug ist der, daß Herr Peter ein sogenanntes *animal disputax* war, und mehrentheils in förmlichen Syllogismen disputirte, am liebsten aber seinem Gegner ein Dilemma wie eine Krebscheere entgegenstreckte, um ihn festzuhalten. Die Anmerkung aber ist diese, daß Leute, welche sich mit ihrem Verstande auf das Reine, das heißt, zur Ruhe gesetzt haben, eigentlich weiter nichts thaten, als ihren Kopf in Fächer, und die Welt nach ihrem Kopfe zu theilen. Daher wird ihnen Manches so leicht, was uns armen

Sterblichen, die wir die Welt nicht so en gros übersehen können, so schwer zu begreifen ist. Wo wir irgend eine auffallende Meinung behaupten hören und uns hinsetzen und fragen: was ist daran wahr; und wie kommt der Mensch dazu, dies, und es gerade so zu behaupten? sagen sie: diese Meinung ist entweder wahr oder falsch; da sie auffallend falsch ist, denn sie stimmt mit der meinen nicht überein, so ist der Mensch, welcher sie behauptet, ein Narr, und der, welcher sich über ihn den Kopf zerbricht, ein Thor.

Herr Nasturtius liebte, wie gesagt, das Dilemma, und konnte erstaunlich böse werden, wenn Jemand seine Eintheilung in a und b nicht wollte gelten lassen. Ein Menschenkenner will behaupten, er habe dann für sich | folgendes Dilemma gemacht. Entweder ich habe Recht oder mein Gegner. Mein Gegner kann nicht Recht haben, sonst hätte ich Unrecht, ergo etc.

Dieser Mann hatte einen entschiedenen Anhang unter allen älteren Leuten der Stadt. Sie betrachteten ihn (er war 28 Jahr alt) als eine Pflanze, welche früh Früchte trägt, als eine rara avis, und einen weißen Raben. Die Väter stellten ihn ihren Söhnen zum Muster vor, und die Mütter ihren Töchtern als das Ideal eines Mannes, mit dem man eine glückliche Ehe führen könne. Besonders aber nahm der Burgemeister der Stadt täglich Maaß an dem Kriegsath, und legte es dann an den Charakter und das Betragen seines Sohnes, und beschwor ihn, er möchte dahinein wachsen. Was Wunder, daß dieser junge zwanzigjährige Mensch den Kriegsath von Herzen haßte, und sich bei jeder Gelegenheit über ihn lustig machte.

Mein Grundsatz, debutirte er in allen Gesellschaften, wo der Kriegsath sich von ihm treffen ließ, ist, gar keine Grundsätze zu haben, mein primum mobile ist meine Laune; Laune ist ein Handbuch, welches Jeder bei sich trägt; was man sucht, findet man auf der Stelle und in kurzer Zeit, Grundsätze sind Folianten mit weitläufigen Citationen, man schleppt sie mit großer Mühe herbei, schlägt einen Band nach dem andern nach, hat am Ende eine ganze Bibliothek um sich versammelt, und Zeit, Lust, Laune und Heiterkeit verloren.

Solche Spöttereien ärgerten den Herrn Kriegsath gar sehr, allein da unter den Gaben, mit welchen die Natur ihn ausgestattet hatte, der Witz nicht befindlich war (weßwegen er ihn auch von Herzen haßte und verachtete), so schwieg er still und begnügte sich, den jungen Menschen als einen Windbeutel zu verrufen.

Was in aller Welt hat denn ein Mensch, wenn er Witz hat? sprach er einst in einer Gesellschaft, in welcher man den jungen Werner erwartete. Wir fragen billig: was ist Witz? Antwort: Die Fähigkeit, Aehnlichkeiten zu bemerken, ein Putz, den Jedermann haben kann, wenn er die Kosten nicht scheut, ihn sich anzuschaffen und zu unterhalten. Ich behaupte, der Geschäftsmann hat nur darum keinen Witz, weil er diese gefährliche Spielerei verachtet, denn Witz ist eine Abart oder vielmehr Unart des Verstandes, und wenn man sich von Jugend auf darauf legt, Witz zu machen, so hat man ihn auf's Alter. Aber der Geschäftsmann verachtet den Witz, weil er Verstand kostet, den | er zu nützlichern Sachen anwenden kann, seinen Nebenmenschen nützlich zu sein, und — — —

Der Kriegsath stockte hier plötzlich, denn der Referendarius Werner war eben hineingetreten, und hatte die letzten Worte gehört. »Sie haben Recht,« sagte er, »nützlich zu sein, dazu hat der Mensch seine Kräfte erhalten. Die Gesellschaft ernährt uns, und wir ernähren die Gesellschaft, so wie der Hase bei uns ungestraft die Kohlfelder besuchen kann, bis man im Winter gegen ihn auf die Jagd zieht.«

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte der Kriegsath.

»Nichts,« erwiderte der Referendarius, »als daß nach dem Princip, daß man für die Gesellschaft Alles thun müsse, die höchste menschliche Glückseligkeit darin besteht, daß man sich von seinen Mitbürgern hetzen, schießen und verzehren läßt.«

»Ei, ei, Fritz!« sagte der Burgemeister, »wo bleibt der Respect?«

»O, lieber Vater!« erwiderte dieser, »erlauben Sie immer, daß ich dem Herrn Kriegsath Gelegenheit gebe, mich zu widerlegen.«

| »Aber die Art!«

»O, auf die Art sieht der Herr Kriegsath nicht, Sie sind ein

Mann von Grundsätzen, und unter diesen steht gewiß der oben an, daß es bei der Wahrheit weder auf die Form, noch auf die Person ankömmt, von welcher sie vorgetragen wird, und daß jede Meinung Aufmerksamkeit und die Jugend Nachsicht verdient.«

»Mein Herr Referendarius,« erwiderte Nasturtius etwas verwirrt, »Sie sind mir als ein Verächter der Grundsätze bekannt. Ich behaupte, man müsse schlechterdings Grundsätze haben, um ein solider Mann zu sein; Sie behaupten das Gegentheil, nun wissen Sie contra principia negantem, denn mein Princip ist: Grundsätze zu heben. Doch wenn Sie ernsthaft über die Sache sprechen wollen —«

»Ernsthaft, um Gotteswillen, das ist die langweiligste Art, langweilig zu sein. Erlauben Sie lieber, daß ich Ihnen ganz kurz meine Meinung sage, vielleicht finden Sie sie im Zusammenhange weniger auffallend. Der Mensch ist ein recht vernünftig eingerichtetes Wesen, welches aber den Fehler hat, daß es Kleider, Essen und eine Menge anderer Dinge braucht, welche nicht auf Bäumen | wachsen. Um also einen Rock auf dem Leibe und Speise im Magen zu erhalten, muß er als Jagdhund, Bullenbeißer oder Pudel in Dienste gehen; denn leider sind nur einige Menschen so glücklich, als Schooßhunde angestellt zu werden; wohl dem, wer Domherr, oder Kanonikus oder Pfarrer werden kann. Jeder andere Mensch aber thut sehr wohl, wenn er sich früh auf seine künftigen Geschäfte vorbereitet und sich zu seinen künftigen Arbeiten und Pflichten abrichten läßt. Will man die Art, wie man vernünftiger Weise sich dabei nehmen muß, Grundsätze nennen, je nun meinethwegen. Aber von diesem Geschäftsleben unterscheide ich gänzlich das genießende Leben. Hier gilt jene eiserne Münzsorte nicht, wohl aber Sitten, Herkommen, und vor allen Dingen die Laune.«

»Aber,« sagte der Kriegsath, »man kann im Unglücke sich nur nicht an Launen halten. Ich setze den Fall, Sie wären mit einem Ihrer Vorgesetzten in Gesellschaft, bemerkten eine Blöße an ihm, und deckten diese der ganzen Gesellschaft auf, dieser Mann, darüber beleidigt, versagte Ihnen einen Posten, um den Sie anhiel-

ten; würden Sie einen Trost darin finden, zu sagen: je nun, meine Laune war gerade den Tag so, ich mußte ihn zum Besten haben, ich konnte mir nicht helfen?«

| »Statt der Antwort, lieber Herr Kriegsath, will ich Ihnen auch eine Frage vorlegen. Gesetzt, Sie bemerken an einem Ihrer Vorgesetzten eine Niedrigkeit, entdecken Sie der Obrigkeit, und Ihr Vorgesetzter behandelte Sie so, als Sie annehmen, daß der meinige mich behandelt hätte: würde Ihr Mißvergnügen geringer sein, als das meinige?«

»Ja, ich würde denken: kraft Deiner Grundsätze hast Du recht gehandelt: folglich u. s. w. — — aber ärgern würde ich mich.«

»Was verursachte also das Mißvergnügen? Nicht daß ich aus Laune so handelte, nicht daß Sie aus Grundsätzen so handelten, sondern das Schicksal, und wenn ich Sie also versichere, daß meine Laune mir statt der Grundsätze dient« —

Hier fand endlich der Kriegsath einen Weg, den er auch ohne Verweilen einschlug. Da es ihm nämlich schon oft vorgekommen war, zu disputiren, und eben so oft in Verlegenheit zu gerathen, so hatte er sich eine Formel eronnen, durch welche er aus jeder Streitigkeit als Sieger davon ging, ohne daß sein Verstand in den Augen der Welt verlor. Diese Formel, welcher er sich | bediente, verdient, allen animalibus disputacibus bekannt gemacht zu werden, sie heißt:

»Es ist ein Wortstreit, Sie sind im Grunde meiner Meinung.«

So wie also der Referendarius die Worte gesagt hatte, welche er im Grund ganz anders meinte, als sie klangen: Meine Launen dienen mir statt Grundsätze, so fiel der Kriegsath gleich mit seinem Spruche hervor: »ach so, ja, lieber Herr Referendarius, das ist ein Wortstreit, im Grunde sind Sie meiner Meinung, was ich Grundsätze nenne, nennen Sie Laune, sehn Sie also wohl, daß Sie Unrecht haben, wenn Sie behaupten, man müsse keine Grundsätze haben.«

Man setzte sich, der Streit war geendigt, aber die Uneinigkeit nicht; der Mann, welcher mit seinem Verstande aufs Reine gekommen war, hatte sich demüthigen und seine Zuflucht zu kleinen

Schlichen nehmen müssen, um einem Ridicule zu entgehen; er nahm es sich also fest vor, diesen Schimpf zu rächen, so wie der Referendarius voll Verdruß nur auf eine Gelegenheit wartete, um seinen Mann fest zu fassen.

5

### Drittes Capitel.

Grundsätze des Mannes, welcher mit seinem Verstande auf das Reine gekommen.

10

Der römische Kaiser Antoninus Philosophus hat ein dickes Buch geschrieben, in welchem er mit sich selbst redet. Da nun dieses Buch gewiß nicht geschrieben ist, um von dem Verleger Honorar zu bekommen, ein Grund, warum eine Menge Schriftsteller Bücher verfertigen, ferner auch darum nicht, um einen Ruf in der gelehrten Welt zu erhalten, ein Grund, warum auch Mehrere schreiben; so habe ich mir lange den Kopf zerbrochen, welchem Motive wir wohl dieses treffliche Buch zu danken haben. Ich muß es zu meiner Beschämung gestehn, daß alle mein Nachdenken mir nichts geholfen, bis ein offenmüthiger Schriftsteller durch sein edelherziges Bekenntniß in der Vorrede mir die Augen geöffnet. Der Mann, welcher mir diesen befriedigenden Aufschluß gegeben, ist Niemand anders, als der Verfasser der Encyclopädie aller philologischen Wissenschaften, Berlin 1793, man sehe die Vorrede S. 17, wo Folgendes steht: »Endlich wiederhole ich das auch hier, | was ich bei jeder meiner Schriften im Stillen gedacht, und vor einem Jahre in zweien derselben öffentlich, und gewiß herzlich, gesagt habe: daß ich nämlich meine Sachen nie für die Welt, sondern bloß für mich, drucken lasse. Es sei Selbsttäuschung oder Spiel der Phantasie: genug, die bloße Ansicht meiner Schreibmateria-

15

20

25

30

gnügsamen Geldarmuth nur dadurch, daß mein Werk vor der Welt auftrete, erhalten kann; und daß diese Welt eben deßwegen, weil sie diese Welt ist, wähnt, ich habe für sie gedacht, gewacht und geschrieben, und sich daher berufen fühlt, die kritische Geißel in der Rechten, und das kritische Weihrauchfaß in der Linken, gegen mich anrücken zu müssen: dieser scheinbare Hohn wird durch jenen überwiegenden Geistergenuß völlig entkräftet.« — —

5

10

15

20

Durch diese Stelle, welche mir ganz im Geiste des römischen Kaisers gedacht zu sein schien, ward ich auch einmal über den Zweck seines Buchs belehrt. Die Ansicht seiner Schreibmateria in der zierlichen Abschrift eines Librarii war es, warum der gute Antonin seine Reflexionen | niederschrieb; er ward besser, weiser, wenn er sie in einer andern Form, so wie unser angeführter Verfasser gelehrter, wenn er seine Ideen gedruckt sah. Und aus eben dem Grunde scheint Herr Peter Nasturtius seine Grundsätze niedergeschrieben zu haben; und wahrlich es ist zu bedauern, daß der gute Mann todt ist, sonst könnte die Ansicht seines Schreibsels im Drucke ihn vielleicht ebenfalls auf die bessern Ideen führen, welche er hätte niederschreiben sollen. Jedoch wir wollen ohne weitere Umstände zur Sache schreiten.

### Grundsätze des Herrn Peter Nasturtius.

25

30

Es ist ein Gott, denn die Welt ist zufällig und endlich, eben so eine Unsterblichkeit, denn die Seele ist einfach. Anmerkung: die Beweise für diese wichtigen Wahrheiten habe ich vergessen, allein, Liebhaber können sie in Baumgarten's Metaphysik nachsehn. Als ich auf Universitäten war, hatte ich sie sehr genau im Kopfe, jedoch, da sie sehr schwer zu fassen und zu behalten sind, so sind sie meinem Gedächtnisse wieder entschlüpft. Mein Grundsatz ist, daß Derjenige, welcher mir nicht diese Wahrheiten glauben will, sich selbst um die Beweise bekümmern | könne. Was die Einwürfe betrifft, welche man jetzt so oft dagegen hört, so ist es

nicht der Mühe werth, sich auf sie einzulassen, denn die allgemeine deutsche Bibliothek versichert, sie wären längst widerlegt. Man könnte auch unruhig werden, und das ist unangenehm. Ich habe den Grundsatz, man muß solche Leute mit gewissen Formeln beschwören, welche sie, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, 5 nicht vertragen können, als z. B. Das ist jugendliche Schwärmerei, werden Sie nur erst so alt wie ich. Oder: das ist das Geniewesen. Was die Landesreligion betrifft, so besteht ja eine ihrer Hauptlehren darin, daß sie nicht begriffen, sondern geglaubt werden soll. Ich raisonnire aber über sie folgendermaßen. Sie ist entweder 10 wahr oder falsch; ist sie wahr, so ist es vernünftig, ja die höchste Pflicht, sie zu glauben und anzunehmen, ist sie falsch, so ist es kein Unglück, sich zu ihr zu bekennen. Keines von beiden ist bewiesen, ein vernünftiger Mann muß also den sichersten Weg gehn, und an sie glauben, besonders da so viele verständige Leute sich zu 15 ihr bekennen.

Hier kann ich, der Verfasser, mich nicht länger zurückhalten, und muß auch ein Paar Worte mit sprechen, weil eine Anmerkung von höchster Wichtigkeit mir | auf der Seele brennt, die desto 20 schöner ist, da sie hier gar nicht hergehört.

Wir leben einmal in der Welt und unter Menschen, was ist also billiger, als daß wir uns nach ihnen richten, und in dem Costume auftreten, in welchem sie uns am liebsten sehn. Ich hoffe, Jeder wird mir ohne Schwierigkeit diesen Satz zugeben, und schließe 25 also weiter, folglich ist jeder Mensch verbunden, sich nach der Mode zu bequemen.

Nun ist selbst dem blödesten Auge sichtbar, daß es nicht nur Moden in den Kleidern, sondern auch in der Lebensart, und endlich auch Moden im Verstande giebt, ja was das allerwichtigste 30 ist, daß die Moden in der Kleidung mit denen, in welchen der Verstand auftritt, Hand in Hand gehen. In meiner Jugend gingen die Leute in weiten dauerhaften Röcken, Westen mit langen Schößen und Ehrfurcht einflößenden Perücken. In einem ähnlichen Costume trat auch der Verstand auf. Der Verstand der Gelehrten

kleidete sich in Folianten, statt der langen weiten Taschen hatte er ein ungeheures Gedächtniß, in welchem er feine und tiefe Ideen verwahrte; und der Ruf, in welchen er bei den Gelehrten gekommen war, diente | ihm statt der Perücke, und hielt die literari- 5 schen Gassenbuben ab, ihn mit Koth zu bewerfen. Jetzt gehn wir in kurzen Röcken, in Gilets, und abgeschnittenen Haaren, daher tritt unser Verstand in Duodezbänden auf; in unserm Gedächtnisse führen wir gerade so viel Ideen, als in unsern Westentaschen Geld (das heißt, soviel als hinreicht, um in Gesellschaft ein l'hombre 10 nicht ausschlagen zu müssen) und dies ist der Grund, warum in vernünftigen Gesellschaften sich unsre jungen Leute sobald ausgeben. Endlich, weil unser Verstand keine Perücke mehr trägt, so ist er, wie unser Kopf, weit leichter den Verkältungen ausgesetzt, welche hartnäckige Verstopfungen in der Nase und Gehirn ver- 15 ursachen. Jetzt weiter in Nasturzii Grundsätzen.

Im bürgerlichen Leben muß man seine Pflicht thun, denn man wird dafür bezahlt; man thut aber seine Pflicht, wenn unsre Vorgesetzten mit uns zufrieden sind, und wenn wir dabei so handeln, daß wir Jeden, der uns Verletzung unsrer Pflicht vorwirft, 20 injuriarum belangen können, ohne den Proceß zu verlieren. Die Ehrfurcht, welche wir unserm Vorgesetzten schuldig sind, muß sich besonders durch Beifall und durch Bewundern zu erkennen geben. Die Sucht für das Ganze zu arbeiten, der sogenannte Kosl mopolitismus, welchen Leute erfunden haben, die sich einbil- 25 den, Bürger der ganzen Welt zu sein, und die gemeinlich nicht einmal in eine Zunft aufgenommen werden können, ist besonders verabscheuungswürdig, weil er mit der Neuerungssucht zusammen hängt, welche einzusehen glaubt, daß manches Gute schlecht, und manches Vortreffliche besser sein könne. In Gesell- 30 schaften muß man eine sich herablassende Respectsperson sein und bleiben, damit die etwa gegenwärtigen Subalternen, besonders aber die, welchen Gott aus besonderer Gnade etwas weniges Witz ertheilt, um sich ihre subordinirte Lage erträglich zu machen, nicht die schuldige Achtung aus den Augen verlieren. Ueberhaupt

aber muß man merken, daß ein Collegium billig eine Pyramide bilden müsse, wo der zu oberst stehn sollte, welcher den meisten Verstand hat. Da man aber dies nicht allemal haben kann, so muß der, welcher ganz oben steht, wenigstens den größten Verstand, wie die weitste Aussicht zu haben scheinen, und daher die Augen  
5 so groß als möglich machen, gesetzt auch, daß er völlig blind wäre.

Die Gesundheit ist ein großes Gut, weil man ohne sie nicht mit Ruhe essen, trinken und schlafen kann. Um sie sich zu erhalten, muß man mäßig arbeiten und früh zu Bette gehn. Das Geld ist die Sprache, womit | man sich in polizirten Staaten am leichtesten verständlich macht. Da man nun mit jedem neuen Worte im  
10 Grunde einen neuen Begriff erhält; so sind diejenigen gar nicht zu tadeln, welche sich auf eine gute Manier recht viele von diesen Begriffen zu verschaffen suchen, und dann wieder durch Mittheilung derselben sich um die Menschheit verdient machen. Die Ehe  
15 ist eine Verbindung zweier Personen verschiedenen Geschlechts, um Kinder zu zeugen, und eine gute Suppe zu essen. Eine solche Ehe gründet sich auf Uebereinstimmung der Gemüther, und wird, wenn das Gesinde es nicht merkt, daß man sich oft zankt, eine gute Ehe genannt. Kinder sind junge Menschen, welche für die  
20 bürgerliche Gesellschaft müssen präparirt werden. Um sie zu feurigen Köpfen zu bilden, dienen die Ohrfeigen, und das Geniewesen wird am besten durch den Stock pulverisirt. Ein Titel ist zu mancherlei gut, z. B. eine reiche Frau zu erhalten, sogleich den Platz zu wissen, welchen man bei Tische einnehmen muß, seinen  
25 Untergebenen zu imponiren; und besonders, daß die Briefe richtig abgegeben werden, wenn zwei Leute gleiches Namens in einer Stadt wohnen. Die schönen Künste sind nicht übel; die Dichtkunst kann man bei Hochzeiten und Geburtstagen, wie bei Sterbefällen, mit vielem Beifall | anbringen; die Bildhauerei ist auf Kirchhöfen  
30 und bei Springbrunnen auch nicht zu verachten, und die Malerei dient, die hohe Landesherrschaft und andere Historien zu verewigen. Nur muß man sich hüten, von allen diesen Dingen Metier zu machen, indem alle diese Professionen nicht zünftig sind. Die

Liebe ist ein Rausch des Verstandes, und eine Person aus Liebe heirathen, wird nur dem einfallen, der nicht die richtigen Begriffe von der Ehe hat. Der Tod macht endlich aller irdischen Noth ein Ende, und führt uns in den Himmel, in welchem solche irdische  
5 Noth, als hier uns drückt, nicht wird gefunden werden.

Dies sind meine Grundsätze über die wichtigsten Gegenstände des menschlichen Lebens, ein kurzer Inbegriff aller Moral und Lebensweisheit, welcher nur auf einzelne Fälle angewandt zu werden braucht, um ein frohes und vergnügtes Leben zu führen, wie  
10 denn dies so viele vernünftige Menschen in der Welt beweisen. Der Himmel offenbare seine Billigung dieser Grundsätze auch an mir, schenke mir ein gesundes Alter und erhalte mir mein gutes Amt bis an den Tod in Ewigkeit, Amen.

*Peter Nasturtius,  
Kriegsrath zu M—en.*

#### | **Viertes Capitel.**

Der Mann mit dem reinen Verstande macht eine neue  
20 Bekanntschaft.

Zehn Meilen von dem Wohnorte unsers Kriegsraths lag eine Stadt, und in dieser starb ein Geheimerrath. Bei Lebzeiten war er ein vortrefflicher gastfreier Mann, welcher sich den besten Ruf und  
25 die besten Weine in der ganzen Stadt hielt; nach seinem Tode aber meinten seine Gläubiger, und seine Freunde fanden die Meinung sehr gegründet: der selige Herr hätte wohl besser Haushalten und seine Gläubiger bezahlen können. Es sei Unrecht, seine Witwe in Dürftigkeit, unverantwortlich, seine Kinder unversorgt, seine  
30 Schulden aber unbezahlt zu lassen, sei himmelschreiend. Die Frau Geheimeräthin erhielt eine Pension, und da sie von dieser in der theuern Residenz nicht brillant leben konnte, sie auch nach dem Tode ihres Mannes, ihrer Armuth wegen, hinreichend verachtet wurde: so beschloß sie, aus Verdruß hierüber, diese Stadt zu ver-

lassen, und einen Wohnort aufzusuchen, in welchem das Brot größer und die Geheimenräthe selbner wären; sie wählte Nasturtii Stadt, und zog einige Straßen von ihm mit Sohn und Tochter ein.

Ein Delinquent und ein neues Gesicht machen in einer kleinen Stadt viel Aussehn. Das alte Personale der Stadt fand in der Rätthin eine vernünftige Frau, die jungen Herrn in der Mademoiselle Tochter ein charmantes Kind, und in dem Herrn Bruder einen Menschen, welcher die Universitätsstiefeln noch nicht ausgezogen hätte, die jungen Damen in diesem einen kleinen Unart, und in jener eine Coquette.

Nichts empfiehlt so sehr in einer kleinen Stadt, als aus der Residenz gekommen zu sein. Da die Frau Rätthin zu den brilliantesten Cirkeln der Hauptstadt gehört hatte, so war sie für die Bewohner des Städtchens ein Muster von Lebensart, der ungezwungene Anstand, welchen sie und ihre Familie besaß, gefiel außerordentlich, und die ganze Stadt bemühte sich, unausstehlich zu werden, um ungezwungen zu sein.

Auf diese Art hatte die Rätthin hier weit mehr Ansehn erlangt, als sie in der Residenz gehabt hatte. Nachdem sie sich zur Tonangeberin aufgeschwungen, ward sie nicht wenig stolz, und behandelte die ganze Stadt mit auffallender Verachtung. Auch ihre Tochter ward spröder, nur der Herr Sohn ging nach wie vor nach dem Rathskeller, und verlor sein Geld im Billardspiel. Nichts destoweniger ward die ganze Familie zu allen Gesellschaften gebeten, nichts destoweniger umflatterten junge Herrn die Schöne, und selbst der Bruder sammelte sich einen Cirkel von guten Freunden, zu denen auch des Bürgermeisters Sohn, Referendarius Werner gehörte.

Das Schicksal wollte, daß in einer Gesellschaft bei dem Bürgermeister unser Herr Kriegs Rath seinen Platz neben Mademoiselle Bekmann bekam, auf ihrer andern Seite saß ihr Herr Bruder, und rief seine Späße dem Referendarius Werner zu, welchen das Schicksal ganz an das andere Ende des Tisches geworfen hatte. Herr Nasturtius machte bei dieser Gelegenheit zuerst die Bemerkung,

daß Mademoiselle eine äußerst feine Haut und sehr schöne blaue Augen hätte, und räusperte sich, um die Unterhaltung anzufangen, aber es dauerte eine gute halbe Stunde, ehe er einen Gegenstand fand, den er für interessant und der Unterhaltung mit einer Dame angemessen hielt.

Herr Nasturtius war ein großer Freund der Wahrheit und der kürzern Wege. Er konnte es daher gar nicht leiden, daß alle Philosophen und Juristen ein menschenfreundliches Mittel, die Wahrheit zu entdecken, ich meine die Folter, um ihr Ansehn bringen wollten. Bei Tische setzte er also der Mademoiselle Bekmann seine Gründe pro weitläufig auseinander, und als diese nun, das Gähnen und die Langeweile zu verbergen, einige Fragen und Einwürfe dazwischen warf, erstaunte er eben so sehr über den Verstand, als Anfangs über die Schönheit des Mädchens. Dieses Erstaunen ward Entzücken, als sie, um ihn zu persistiren, sich eine Beschreibung der spanischen Stiefeln und des gespickten Hasen ausbat. Er machte sie sogleich mit allen Arten von Folterinstrumenten bekannt, und that endlich noch ungebeten einige abgekommene Arten der Hinrichtung aus der Carolina hinzu. —

Die Zuneigung des Mädchens erwarb er sich freilich durch diese Unterhaltung nicht, aber dem Bruder, welcher aufmerksam zugehört und sich über die närrischen Namen der Instrumente halbtodt lachen wollte, gefiel der Kriegs Rath nicht übel.

Die Gesellschaft brach auf, weil die Mitternacht stark hereinbrach. Herr Nasturtius, welcher lange an seiner Thür klingeln mußte, bemerkte, daß er schlecht bedient würde, und als er am andern Mittag seine Speisen schlecht zubereitet und seine Suppe wäßrig fand, war es klar, daß ihm etwas fehle; er schlug seine Grundsätze nach, und das Fehlende war eine Frau.

Der Gegenstand, mit welchem er sich ehelich verbinden wollte, war bald gefunden: wer konnte es anders als Mademoiselle Bekmann sein? Doch, ehe er sich ihr antrug, wollte er erst untersuchen, ob er auch mit ihr eine glückliche Ehe führen werde. Uebereinstimmung des Charakters, sprach er bei sich, ist das Hauptin-

gredienz einer guten Ehe, und — Frage: stimmt der Charakter der Bekmann mit dem meinigen überein? —

Herr Nasturtius hatte einige Wissenschaften, in welchen er in zweifelhaften Fällen nachsah; denn seine Grundsätze, welche wir eben gelesen, waren nur Resultate seiner Erfahrungen, ohne  
5 Zusammenhang hingestellt. Diese Wissenschaften hielt er sehr hoch und nannte sie seine geistliche Medicin; sie waren Psychologie oder philosophische Anatomie, Moral, oder philosophische Physiologie, Pathologie und Diätetik, und endlich die Kunst, über welche noch nicht, wie über die Pädagogik, die wissenschaftliche  
10 Fahne geschwenkt worden, die Menschenkenntniß oder philosophische Semiotik.

Ich kann hier nicht umhin, meine Leser darauf aufmerksam zu machen, welch ein tiefer Sinn in der Vergleichung dieser Wissenschaften mit der Arzneikunst liegt. Seit dem Sündenfall, welcher  
15 uns das moralische und physische Verderben inoculirte, kommen die Menschen mit einer Wuth zu curiren auf die Welt, und zwar nicht bloß verdorbene Magen und verrenkte Glieder, sondern auch verrenkte Seelen, und gebrechliche Köpfe. Jener gute Mann behauptete in einer Gesellschaft, alle Menschen wollten Aerzte  
20 sein, und bewies seine Behauptung durch ein verstelltes Zahnweh, gegen welches ihm Jeder in der Gesellschaft ein Mittel vorschlug; ich behauptete, alle Menschen wollen auch Philosophen sein, und Schreiber dieser Zeilen stellte sich einmal verliebt, und fand seinen Satz eben so, wie Jener den seinigen gegründet. Seine Freunde  
25 wußten tausend Mittel, die, wie die Mittel gegen das Zahnweh, alle nichts halfen. Denn leider kommt die philosophische Arzneikunst mit der physischen auch darin überein, daß beide keine Gewißheit haben, und erstere noch weniger als die letztern. Besonders aber ist die philosophische Semiotik, mit welcher sich doch  
30 die Meisten beschäftigen, noch sehr zurück, und es erregt wahres Mitleiden, wenn ein Menschenkenner ein Recept nach dem andern verschreibt, und nie die materiam peccantem trifft.

Herr Nasturtius schlug, wie gesagt, seine Wissenschaften nach,

um die Charakterähnlichkeit zwischen sich und Mademoiselle Bekmann zu erforschen, und fand, daß diese so außerordentlich groß sei, als er sie sich nur wünschen könne. Er schloß aber folgendermaßen: die Seele hat einen Trieb zur Thätigkeit, und die Gleichheit der Charaktere kündigt sich dadurch an, daß diese Thätigkeit  
5 eine und dieselbe Richtung annimmt. Nun fand Mademoiselle Bekmann an meinen für mich sehr interessanten Gesprächen über die Folter Interesse: also kommen wir allerdings in Rücksicht unserer Ideen von dem Interessanten überein. Ferner bemerkte ich, daß  
10 das Mädchen sehr viel, und beinahe zu viel, von der Weinsuppe genoß, welche mir gleichfalls sehr gut schmeckte, ich schließe daraus, daß auch ihr sie geschmeckt haben muß. Man kann aber keine Vollkommenheit bemerken, ohne den Wunsch zu fühlen, selbst eine solche Vollkommenheit hervorzubringen; es ist daher sehr  
15 wahrscheinlich, entweder, daß Mademoiselle schon gute Suppen verfertigt oder wenigstens den Wunsch hat, es zu lernen. Endlich ist sie gesund, eben so ich, folglich sind auch Kinder zu erwarten, und da die Ehe eine Verbindung zweier Personen von verschiedenem Geschlecht ist, um Kinder zu zeugen und eine gute Suppe  
20 zu essen, so ist Mademoiselle allerdings die Person, mit der man eine Ehe eingehen könnte, welche um so angenehmer sein würde, da Mademoiselle neben diesen guten Qualitäten auch noch das accessorium der Schönheit besitzt. Es sei also in Gottes Namen, ich will sie näher kennen lernen, und entdecke ich nichts Abschreckendes, um sie anhalten; wir werden, hoffe ich, eine christliche,  
25 und da ich friedfertig gesinnt bin, eine gute Ehe führen.

Herr Nasturtius legte nach diesen Worten seine Serviette zusammen und trat an das Fenster. Freilich, sagte er, fehlt ihr das accessorium des Geldes, aber statt dessen besitzt sie eine nicht  
30 zu verachtende Schönheit. — Ich wundre mich wirklich, sagte er gähnend, daß ich in meinen Grundsätzen nichts über Schönheit angebracht habe.

Indem er überlegte, was sich über diese Eigenschaft Gründliches sagen ließe, sah er den jungen Bekmann die Straße herabkommen.

Da er ein Mittel suchte, mit der Familie bekannt zu werden, so öffnete er das Fenster, und wartete, daß Bekmann ihn grüßen, vielleicht gar ihn anreden sollte, wo er ihn dann zu sich nöthigen, und so die | Laufgräben öffnen wollte. Aber Bekmann konnte weder grüßen, noch reden, sondern er lallte einen Gassenhauer durch die Zähne, und wankte von einer Seite zur andern, denn er kam von dem Rathskeller.

Ein Gedanke schoß dem Kriegsath bei diesem Anblicke durch den Kopf; es war der, den jungen Menschen heraufzurufen, einen Wagen kommen zu lassen und ihn in eigner Person nach Hause zu begleiten.

»Guten Morgen, Herr Bekmann! Wollen Sie mir nicht die Ehre geben, mich zu besuchen?« fragte Nasturtius ganz höflich.

»Das bin ich wohl im Stande,« rief Bekmann, und näherte sich dem Hause, indem aber gleitete er und deckte die schmutzige Straße.

»Sie haben auch sehr schlechte Treppen, Herr Kriegsath,« sagte er trotzig, als er endlich in's Zimmer trat.

Der Kriegsath war über diesen Vorfall nicht wenig erschrocken, er sah gar kein Mittel, die Reinlichkeit seines Zimmers und seiner Möbeln zu retten, besonders da der junge Mensch von Umkleiden nichts wissen wollte, sondern unaufhörlich nach einem Sopha fragte. Der Kriegsath | lief in der größten Verlegenheit im Zimmer hin und her, er hatte sich Bekmann's Betrunkenheit nicht so arg vorgestellt, und ersann allerlei kleine Pfliffe, um ihn zu entfernen. Er lief z. B. an das Fenster, und sagte: »Herr Bekmann, dort geht Ihre Frau Mutter.«

»Geht sie?« rief der Trunkene. »Ja, ja, lassen Sie sie nur gehn.«

Endlich gelang ein Kniff: der Bediente des Nasturtius mußte in das Zimmer treten und erzählen: daß eben auf dem Rathskeller eine große Schlägerei wäre.

»Schlägerei!« sagte Bekmann, »Schlägerei! Element! da muß ich hin;« und nun schleppete er sich die Treppen hinab, zur großen Freude des Kriegsathes.

»Himmel, welch ein Mensch!« dachte der Kriegsath bei sich, »eine schöne Aussicht mit dem zu einer Familie zu gehören. — Indeß, man gibt ihm einen Posten auswärts, was kümmert er mich dann.«

Während seiner Ueberlegungen, welch ein Posten für einen Menschen, wie dieser, wohl der schicklichste sein würde, hörte er sich einige Male beim Namen rufen, und endlich ward er durch einige Steine, welche klingend in sein Zimmer flogen, an das Fenster gelockt, und sah | Bekmann auf der Mitte der Straße stehen und ihm mit der Faust drohen:

»Kann Er nicht gleich kommen?« rief er dem Kriegsath zu. — »Wart Er — hüte Er sich. — Mich zu vexiren — will Er ehrliche Leute zum Narren haben? — Ist Er etwa heute betrunken?«

Einige Bürger, welche hinzutraten, machten endlich der Sache ein Ende, sie führten den jungen Menschen nicht ohne Widerstreben nach Hause, wo sie ihn der Sorgfalt seiner Mutter und Schwester übergaben, zugleich aber den Lärm und den Schaden, welchen er angerichtet hätte, mit so übertriebenen Farben schilderten, daß die Geheimeräthin sich sehr ängstlich nach dem Betragen desselben erkundigen und tausendmal um Verzeihung bitten ließ.

Etwas Erwünschteres konnte dem Kriegsath nicht begegnen. Er ließ zurücksagen: er wünschte sich noch heute Abend zu überzeugen, ob der Herr Sohn sich von seiner Unpäßlichkeit erholt, und der Schreck auf Frau Geheimeräthin und Mademoiselle Tochter keine nachtheiligen Wirkungen gehabt habe.

Und nun durchsuchte er seine Garderobe, wählte sein bestes Kleid, durchlas seine Grundsätze, nahm sich vor, | heute vorzüglich unterhaltend zu sein, und dabei auf Alles Acht zu geben, was vorfiele. Bei alle dem beschloß er, gegen die ganze Familie doch etwas zurückhaltender zu sein, als er sich Anfangs vorgesetzt, und besonders die Geheimeräthin genau zu beobachten.

Die Stunden schlichen, die Ungeduld stieg, seine Einbildungskraft machte ihm das Mädchen unendlich schöner vor, als es war,

er wurde wirklich verliebt. Endlich schlug die erwünschte Stunde, er eilte hin und ward ausnehmend gefällig aufgenommen, denn nie sind die Damen liebenswürdiger, als wenn sie die Wirthinnen machen.

Er brachte zwei selige Stunden zu, denn er gähnte nicht ein einziges Mal. Sein Besuch endigte sich damit, daß Bekmann ihm einen Besuch auf morgen Mittag versprechen mußte, welches dieser mit einem hohen Fluche nicht zu vergessen versicherte. Nasturtius aber eilte nach Hause, und wollte alle die Vorfälle, welche ihm an diesem Tage begegnet waren, bei Nacht sich noch einmal überlegen, vor das Forum seines Verstandes ziehen, und sich zu dem, was er morgen thun wollte, entschließen. Ein süßer Schlummer umfing ihn, er träumte von | Mademoiselle Bekmann, und erwachte verdrießlich, als der Bediente pflichtschuldigt gegen 7 Uhr mit dem Caffee hineintrat.

### Fünftes Capitel.

Herr Bekmann.

Die Glocke hatte Eilf geschlagen; der Kriegsath hatte neben seinen Acten die gehörige Portion Caffee und Langeweile genossen, und wollte eben vor Tische noch eine kleine Promenade machen, als etwas anklopfte und, ohne ein freundliches Herein abzuwarten, eintrat. Wer konnte es anders sein, als Bruder Bekmann, welcher zwar erst zu Tische gebeten war, aber für nöthig gefunden hatte, zwei Stunden früher zu kommen.

Der Kriegsath stand, ehe Bekmann eintrat, mit Hut und Stock bewaffnet, am Fenster; so wie er aber Bekmann erblickte, legte er beides aus der Hand, und seine Gesichtszüge erheiterten sich merklich; nicht etwa, weil er von diesem eine besonders angenehme Unterhaltung erwartete, oder weil er als Bruder seiner Geliebten ihm | vorzüglich willkommen gewesen wäre, sondern weil er jetzt eine vernünftige Ursache hatte, zu Hause zu bleiben.

Nasturtius hatte nämlich irgendwo gelesen, daß die Gesundheit des Körpers vorzüglich durch Spazierengehn erhalten werde, und daß der Genuß der frischen Luft Gebrauch einer beständigen Arznei für den Körper sei. Kaum hatte er dies erfahren, als er sogleich täglich eine Stunde zum Spazierengehn festsetzte, und zwar, die Sessionstage ausgenommen, die Stunde von 11 bis 12. Mit dieser Promenade hatte er sich schon seit mehreren Jahren ennuyirt, weil er sie selten, und nur aus vernünftigen Ursachen, unterließ.

Der Ausdruck, vernünftige Ursache, welchen Kantianer, Geschäftsleute und Menschen von Grundsätzen eben so oft über die Zähne springen lassen, als sie Tabak nehmen, ist ein zu wichtiger Ausdruck, als daß wir ihn hier ohne Erklärung lassen sollten. — Ueberhaupt aber wird sich der Verfasser bemühen, nichts, was Leute von Grundsätzen charakterisirt, aus der Acht zu lassen, sondern Alles mit einer deutlichen und verständlichen Erklärung zu versehen. Er hofft, dadurch es dahin zu bringen, daß wir nicht nur Leute finden werden, welche, ohne zu wissen | wie, und ganz wider Wissen und Willen, mit ihrem Verstande auf das Reine gekommen sind, sondern auch solche, welche durch Studium und Anstrengung zu dieser Größe sich aufschwingen.

Die Vernunft besteht, nach dem Urtheil dieser Leute, in der Fähigkeit so zu handeln, wie die meisten Menschen; weil man dann überzeugt sein kann, daß Andere unsre Handlungen vernünftig finden werden. Ferner darin, daß man der Notwendigkeit nachgibt und gehorcht. So ist es z. B. sehr vernünftig, aus einer Gesellschaft zu gehn, wenn vorauszusehn ist, daß man, im Falle man bleibt, die Treppe werde hinuntergeworfen werden. Endlich ist Alles vernünftig, was bequem ist, so ist es z. B. äußerst vernünftig, keinem Bettler etwas zu geben, weil die Arbeitsamkeit und unser Geld dadurch erhalten wird.

Die vernünftige Ursache, zu Hause zu bleiben, war für den Kriegsath Bekmann's Besuch. Zwar regnete es stark, zwar war es unangenehm und verdrießlich, bei Regenwetter spazieren zu gehn; aber noch hatte man keinen Grund, der bei den Grund-

sätzen wichtig genug, das heißt, vernünftig genug, wäre erfunden worden. Indem aber Bekmann eintrat, so sagte der Kriegsath im Stillen zu | seinen Grundsätzen: ja, was will ich machen, ich ginge gern aus, auf das Naßwerden sollte es mir nicht ankommen; aber ich kann doch dem Bruder meiner Geliebten nicht die Thür wei-  
 5 sen, so sehr es mich genirt. Ich werde also zu Hause und — dachte er mit heimlicher Freude — trocken bleiben.

Der Kriegsath legte also seine Waffen, Hut und Stock, aus der Hand, und fragte sehr freundlich: wie er so früh zu der Ehre komme?  
 10

»Ergebenster,« sagte Bekmann, »ja sehen Sie, ich wollte mich eigentlich nach dem Rathskeller tragen, um dort zu frühstücken; und da ich nun hier vorbeiging, mich vorläufig erkundigen, wie der Herr Kriegsath sich befänden.« Dabei fiel Bekmann beiläufig ein, daß der Kriegsath in voriger Woche den verschriebenen Mallaga, welches ein herrlicher Frühstückswein sei, erhalten habe.  
 15

Der Kriegsath verstand zwar den Wink, allein er hatte vernünftige diätetische Ursachen, warum er niemals frühstückte, und suchte daher auszubeugen, indem er so unbefangen als möglich sagte: »Versteht sich, lieber Bekmann, daß wir ihn bei Tische probiren; Sie sollen ihn kosten.«  
 20

| »Kosten?« sagte Bekmann, »probiren? bei Tisch! Das würde schön gehn! da ist die Zunge ja gar nicht vorurtheilsfrei.«

»Nun,« sagte Nasturtius höflich, »befehlen Sie etwa jetzt eine Probe? —«  
 25

»Nichts zu befehlen, mein lieber Herr Kriegsath,« erwiderte Bekmann, setzte sich auf das Sopha, und zog einen Tisch davor, »nichts zu befehlen, sondern nur gehorsamst zu bitten.«

Der Kriegsath klingelte, der Wein kam und Bekmann's Zunge löste sich, nachdem er den ersten Gläsern gebührende Lobsprüche ertheilt, folgendermaßen.  
 30

»Lieber Herr Nasturtius, meine Mutter und Schwester lassen auch gehorsamst um Verzeihung bitten, daß sie Sie gestern so incommodirt haben, und ich bitte gleichfalls um Verzeihung! aber

ich war auch selten, ja kaum an meinem Geburtstage, so betrunken, als ich gestern am Zwanzigsten dieses um die zwölfte Stunde war. Es war aber auch kein Wunder, daß ich so geladen hatte; der Referendarius Werner, mein guter Freund, der Sie nicht recht leiden kann, ist eigentlich daran Schuld; er hielt | mich gestern frei,  
 5 und trank so oft auf meiner Schwester Gesundheit, daß ich am Ende nicht wußte, ob zweimal zwei vier sei oder nicht. Ich weiß nur einmal, daß ich betrunkenener gewesen bin, als gestern; das war auf Universitäten, als ein Landsmann von mir abging, und wir auf einem Dorfe zusammen getrunken hatten. Ich weiß es noch,  
 10 als wenn es heute wäre. Meine Cameraden konnten mich nicht fortbringen, und legten mich am Ende auf einen Rasen nieder. Element, was machte ich für Augen, als ich aufwachte und mich auf freiem Felde befand. Das Schlimmste war nur, daß ich meinen  
 15 Pfeifenkopf verloren hatte, wofür mir schon sechs Ducaten geboten waren. Apropos vom Pfeifenkopf, sehn Sie mal diesen an; ich will nicht hier sitzen, wenn der beste Husarenoberst ihn so schön hat. Der muß mir in einem Vierteljahr so braun sein, als mein Rock, denn ich rauche täglich funfzehn Pfeifen daraus; ich hatte  
 20 ihn zu mir gesteckt, um auf dem Rathskeller ein Pfeifchen beim Frühstück zu rauchen, denn das ist was Delicates.« —

»O, geniren Sie sich nicht,« unterbrach ihn der Kriegsath mit einer verdrüßlichen Höflichkeit.

»Nun, wenn Sie also erlauben, so will ich laden. Aber da Sie nicht rauchen, wird es Sie vielleicht zu | sehr incommodiren, so wie Werner. Apropos, von Werner. Der kann Sie, wie gesagt, gar nicht leiden, das hat er mir hundertmal gesagt, aber unter uns, ich glaube, Sie sind Schuld daran. Erst konnte ich ihn auch nicht leiden. Er schien mir gar nicht männlich, weil er immer angezogen geht, als  
 30 wenn er tanzen wollte, und keinen Tabak raucht; aber einmal war ich mit ihm in Gesellschaft bei dem alten Oberst, der, wie Sie wissen, auf Rechtschaffenheit und ein gut Glas Wein, wie der Teufel, hält, und da sah ich ihn trinken. Element! Da bekam ich Respect. Und gestern, ich versichre Sie, an dreißigmal, schlecht gerechnet, trank

er meiner Schwester Gesundheit; ich war betrunken, aber er konnte noch in einem Striche das Einmaleins herbeten.« —

»Da er Ihrer Mademoiselle Schwester zu Ehren so viele Becher geleert,« fiel der Kriegs Rath mit einer sehr pfißigen Miene ein, »so scheint es mir fast, als ob Ihre Mademoiselle Schwester seine 5 Augen auf sich gezogen.«

»Das wollen wir nicht hoffen,« sagte Bekmann, »wenn ich so etwas merke, so sage ich: Basta. Das Mädchen muß einen vernünftigen Mann haben, der ihr den Daumen auf das Auge drückt — denn wild ist sie wie der Henker, — vor allen Dingen aber einen 10 reichen Mann, | der nicht nöthig hat, sich Geld zu borgen, wenn er ein Paar neue Handschuh kaufen will, und wahrlich! sie verdient einen braven Mann. Ich habe sie gut gezogen; sage ich: halts Maul! kein Wort sagt sie mehr. Dabei kocht sie gut, wäscht, strickt und 15 parlirt Ihnen; auch hat sie einmal Clavier zu spielen angefangen, und die Menuet à la Reine kann sie noch auswendig.«

»Aber,« sagte der Kriegs Rath, »wenn nun Mademoiselle Schwester den Herrn Referendarius leiden könnte, der Burgemeister seinem Sohn eine Stelle schaffte und — «

»Je nun, dann wäre es was anders. Aber mir geht nur das durch den Kopf, daß der Referendarius sich vielleicht an mich gehalten hat, um meiner Schwester willen. Das heiße ich gefoppt, aber wart, das will ich wohl herausbringen.« —

Nun wandte sich das Gespräch auf andre Dinge, und die Herren unterhielten sich von der Jagd, dem Deserteur, welcher morgen 25 Gassen laufen sollte, der französischen Revolution, dem wahren Staatsinteresse und von andern wichtigen Dingen.

Unter diesen Gesprächen war die Tischzeit herangerückt. Man aß, trank. Nasturtius erzählte, wie fleißig er auf | Universitäten 30 gewesen sei, und Bekmann, wie oft und warum er im Carcer gesessen habe. Bekmann lachte über Nasturtius, und dieser bildete sich ein, er bewundre seinen Witz. Nasturtius verachtete den rohen Bekmann, welchen er weit zu übersehen glaubte, und beschloß, ihn auf irgend eine Weise in sein Interesse zu ziehn.

Endlich war die Stunde des Aufbruchs da. Nasturtius freute sich, daß er morgen mit Mademoiselle Bekmann zu einer Landparthie mit dem Obersten gebeten sei, und wünschte Herrn Bekmann ein Lebewohl; dieser taumelte nach Hause, während Nasturtius, 5 höchst unruhig über das, was er durch Bekmann von der Liebe des jungen Werner's gehört hatte, sich auf einen Sessel warf, und bei sich Alles hin und her überlegte.

»Es sei,« rief er endlich grübelnd aus, »ich will mich ihr zu erkennen geben, ich will ihr sagen, wie sehr ich sie liebe, zwar 10 mit Bescheidenheit und Vorsicht, aber doch mit Nachdruck und Ernst. Morgen auf dem Dorfe habe ich die beste Gelegenheit. Unter dem Vorwande, ihr die schöne Gegend zu zeigen, führe ich sie beiseite, und sage ihr dann, daß die Schönheit einer Gegend unendlich dadurch gewönne, wenn man sie an der Seite einer 15 Person | betrachtet, welche man sehr liebt. Fragt sie dann, wie kommen Sie darauf? so sage ich, daß ich selbst in dem Fall wäre. Und dann,« setzte er mit Selbstzufriedenheit hinzu, »wird sich das Uebrige wohl finden.«

Er wiegte sich noch lange mit dem entzückenden Gedanken, wie wohl ihm an der Seite einer Gattin sein werde, welche er durch ein: Schweig! stille machen konnte, und welche dabei nähete, wusch und gut kochte. Unter diesen Betrachtungen rückte der Abend und die Nacht herbei, und Nasturtius ging fröhlich zu Bette.

Aber der Schriftsteller kann noch nicht zu Bette gehn; auf ihm 25 ruht noch die schwere Pflicht, den Lesern die Familie Bekmann's bekannt zu machen, und da diese aus Mutter, Tochter und Bruder besteht, so wird er von Jedem allein sprechen, wenn er erst im Allgemeinen wird bemerkt haben, daß Keinem von allen Dreien die Liebe des Kriegs Raths zur Mademoiselle Tochter unbemerkt 30 geblieben sei, und daß alle Drei beschlossem hatten, jedes auf seine Art von dieser Alliance Vortheil zu ziehn; denn dies hat die Ehe mit allen Alliancen gemein, daß alle dabei interessirte und contrahirende Mächte, weit eher alle Teilnehmer der Alliance, als sich selbst, aus den Augen verlieren.

| Zwar die Plane der weiblichen Parthie schlummerten noch tief in dem Busen, sie reichten weit in die Zukunft hinaus; desto mehr für den gegenwärtigen Augenblick berechnet, waren die Plane des jungen Bekmann. Die Rätthin wollte nicht blos Sonntags einen Braten auf ihrem Tisch sehn, sondern auch in der Woche, sie wollte ferner, wenn es schmutzig war, nach der Kirche fahren, mit einem Worte: sie wollte den Wohlstand ihrer Familie, oder, wie sie es nannte, den Glanz derselben wieder herstellen, und hatte zu dem Ende das Geld des Kriegsraths Nasturtius ausersehn.

Mademoiselle Bekmann fand weit mehr Behagen an dem muntern Werner, als an dem altklugen Kriegsrathe. Da sie aber neulich, als ihr Geburtstag gefeiert wurde, mit Schrecken bemerkt hatte, daß sie vierundzwanzig Jahr erlebt, oder, wie sie sich ausdrückte, Sommer gesehen habe, so hatte sie freilich einen herzlichen Wunsch, unter Dach und Fach zu kommen, ehe der Winter einbräche. Sie beschloß daher: den Kriegsrath Nasturtius vor ihren Triumphwagen zu spannen, und ihn so lange daran ziehn zu lassen, bis Werner ein Amt hätte; sollte dies aber zu lange währen, oder Werner untreu werden, sich dem | Kriegsrathe, obgleich mit scheinbarem Widerstreben, in die Arme zu liefern.

Der junge Bekmann endlich ging mit seinem Plane gar nicht so sehr in's Feine. So wie er nüchtern geworden, hatte er es weg, daß der Kriegsrath ein Auge auf seine Schwester habe, und diesen Umstand wollte er sich mit allem Fleiße zu Nutze machen. Er trank gern und der Kriegsrath hatte guten Wein, er hatte Schulden, und der Kriegsrath viel Geld, daß der Mann, welcher seine Schwester heirathete, seine Schulden bezahlen und seine Kehle feucht erhalten müsse, war für ihn ausgemacht. Die Grundsätze, wodurch er dies rechtfertigte, finden wir im folgenden Capitel.

## Sechstes Capitel.

### Memorabilia Bekmanni.

Die Grundsätze des jungen Bekmann habe ich auf eben dem Wege erhalten, wie Lykurg die Gesänge des göttlichen Homer erhielt. Er fand sie in dem Munde der Rhapsoden, und indem er diese Menschen, welche nicht wußten, was sie sangen, nach europäisch Griechenland brachte, erhielt er der Welt diese Gedichte, indem er sie mit ihnen bekannt machte. Ich fand folgende tiefe Betrachtungen über den Menschen, angestellt von dem göttlichen Bekmann, in dem Munde der Marqueurs, welchen er sie mitgetheilt hat, und aus deren Munde ich sie niederschrieb, um sie der Welt vorzulegen.

Zwar hörte ich diese Wahrheiten nicht in dem Zusammenhange, in welchem man sie hier liest, sondern fragmentarisch, wie die Sprüche der Weisen; allein da sie mir des Aufbehaltens werth schienen, so habe ich mir die Mühe nicht verdrießen lassen, sie als ein zweiter Pisisstratus in Ordnung und unter gewisse Rubriken zu bringen, | so daß sie so ziemlich die Lebensweisheit Bekmann's darstellen werden.

Vor allen Dingen aber bemühte ich mich immer, die Veranlassung zu erforschen, bei welcher Bekmann diese oder jene Meinung geäußert habe, und auf diese Art habe ich mich zum Xenophon dieses Helden aufzuschwingen versucht. Wie mir dies gelungen, mag der Leser selbst beurtheilen.

#### 1.

#### Was Bekmann vom Schuldenmachen geurtheilt habe.

Als einst Bekmann von einem Marqueur gefragt wurde: ob er nicht seinem Herrn die rückständige Zeche bald bezahlen werde, und ob er nicht wegen der vielen Schulden, welche er überall gemacht, besorgt sei? erwiederte er: »Lieber Marqueur! was das betrifft, ob ich Seinen Herrn bald bezahlen werde oder nicht, so geht Ihn das

nichts an, und Er thut gut, wenn Er sich darum unbekümmert läßt. Was aber das Schuldenmachen betrifft, so wird mir hoffentlich Niemand dies zum Vorwurfe machen, der da weiß: erstlich, daß ich wenig habe, und Zweitens, daß ich viel brauche. Dazu kommt Drittens, daß die Leute, welche mir Geld borgen, recht gut wissen, | daß ich selbst wenig habe, und es nur der hohen Procente wegen thun. Wenn ich nun nicht bezahlen kann, denken sie, so werden sie mir mit Gefängniß drohen, und meine Mutter auf diese Art zur Bezahlung meiner Schulden zwingen. Aber sie werden sich irren, ich werde entweder in's Gefängniß spazieren, oder was mir wahrscheinlicher ist, davon gehn, um diese Leute ihres schändlichen Wuchers wegen zu bestrafen. Uebrigens sehe ich kein anderes Mittel, aus meinen Schulden herauszukommen, als daß irgend eine gute Seele, z. B. Gott sich meiner erbarmt, und mich in der Lotterie gewinnen läßt, oder daß meine Schwester einen reichen Mann heirathet, oder daß der König durch die Stadt fährt und sagt: Bekmann, hier hat er eine Pension.« — Dies war Bekmann's Meinung über das Schuldenmachen.

## 2.

**Daß Bekmann kein Schmarotzer gewesen.**

Ein andermal gerieth Bekmann beim Billardspiele mit Jemandem in Streit, und dieser warf ihm in der Hitze vor: er sei ein Schmarotzer, und verschaffe sich darum eine Menge guter Freunde, um einen nach dem | andern zu besuchen, und bei ihm zu essen. Alle, welche gegenwärtig waren, erwarteten, daß Bekmann diese Vorwürfe auf dem Rücken des Beleidigers abwaschen werde; aber er blieb zu Aller Verwunderung ganz kalt und sagte: wäre ich ein Schmarotzer, so hätten die Leute mir längst die Thüre gewiesen, da das aber nicht geschehen ist, so sehe ich, daß die Leute mich gern haben. Der Andere, welcher in voller Hitze war, erwiderte darauf: daß dies keine Folge sei, und daß die Leute nur aus einer Art von Höflichkeit oder Blödigkeit sich nicht merken ließen, wie unangenehm sein öfterer Besuch ihnen sei. Bekmann erwiderte

darauf: Bester. Blödigkeit ist eine Schwachheit, und sich aus Höflichkeit geniren, ist nährisch. Wenn Leute so sind, so ist es billig, daß man ihnen zur Last falle, damit sie sich diesen Fehler abgewöhnen, oder wenn sie das nicht thun, wohl, so ist es ein Zeichen, daß sie für Leute, wie ich, geschaffen sind. Ich für meinen Theil bin, wenn mir Jemand zur Last fällt, oder wenn ich Jemand nicht leiden kann, ganz aufrichtig, und sage, wie jetzt Ihnen: Sie sind mir fatal.

Ueber diese unerwartete Antwort gerieth der Andere in eine solche Verwunderung, daß er kein Wort hervorbringen konnte, und auf diese Art endigte sich der Streit.

## 3.

**Auf welche Art man Menschenkenntniß erlangen kann.**

Wie aber Bekmann über die Menschen gedacht hat, wird folgende Geschichte lehren. Er hatte einst einen sehr seltenen und schönen Hund, einen Pudel. Diesen, welcher für den schönsten in der Stadt gehalten wurde, zeigte er einst einem seiner Freunde, welcher ein großer Liebhaber von Hunden war, und dieser lobte ihn über die Maßen. Zwei Tage darauf vermißte Bekmann das Thier, und suchte, und fand es bei seinem guten Freunde, welcher, durch die Schönheit des Hundes gereizt, ihn entwendet hatte. Als nun Bekmann diese Geschichte dem Caffeeirth erzählt hatte, fragte dieser lächelnd: »Sagen Sie mir, Herr Bekmann, woher kennen Sie die Menschen so gut?« — »Weil ich mich selbst kenne,« erwiderte dieser. — Und da der Wirth über diese Antwort verwundert schien, fuhr er fort: »Wenn ich meinen Pudel ansehe und mir einbilde, daß er nicht mein, sondern das Eigenthum eines Andern sei, so fühle ich deutlich, daß ich wohl in die Versuchung, ihn zu entwenden, gerathen könne. Da ihn also mein Freund so gelobt hatte, so dachte ich bei mir, daß wahrscheinlich die Versuchung bei ihm so groß | gewesen, daß er unfähig gewesen sei, ihr zu widerstehen.«

Bei dieser Gelegenheit ließ er sich auch noch weiter über den Menschen aus, und erwiß: daß im Grunde alle Menschen einerlei Neigungen und Charakter hätten, und also auf dieselbe Art könnten gelenkt und regiert werden. »Denn,« sagte er, »haben nicht alle Menschen Ohren, Nasen, Zungen und Augen? Hören nicht Alle 5 lieber den Dessauer Marsch, als Katzengeschrei? Riechen nicht Alle lieber Rosen, als Teufelsdreck, und essen nicht Alle lieber Kalbsbraten, als trocknes Brod? Wollen sie nicht lieber reich, als arm, lieber gesund, als krank, lieber schön, als häßlich sein? Will ich also wissen, ob Jemand Dies oder Jenes thun oder unterlassen 10 werde, so darf ich mir nur aufrichtig sagen, was ich in diesem Falle thun oder unterlassen würde, und so kann ich versichert sein, daß der Andere es beinahe eben so machen werde.«

Dagegen wandte der Wirth ein: Daß zwar im Ganzen die Menschen einerlei Neigungen und Charakter hätten, aber daß doch 15 Jeder viel Eignes habe, das Niemand genau berechnen könne. So gäbe es wunderliche Leute, sagte er, welche eigne Grillen hätten, z. B. einen honetten | Pfiff für unerlaubt hielten, und sich es zur Ehre rechneten, anders als andere Leute zu handeln. Hierauf fragte Bekmann: »Sagen Sie mir, lieber Herr Wirth, setzen Sie wohl 20 des Mittags ihren Gästen bisweilen Schweinebraten vor?« —

»Allerdings, lieber Herr Bekmann,« erwiderte Dieser. — »Ist es nicht ein gutes Essen?« fragte Bekmann weiter. — »Gar sehr,« erwiderte der Wirth. — »Gibt es aber nicht dennoch Leute, welche vor dieser Speise einen Abscheu haben?« — »Leider! lieber Herr 25 Bekmann, ich kenne selbst solch einen Menschen.« — »Ja sogar,« fuhr Bekmann fort, »essen alle Juden kein Schweinefleisch.« — »Diese närrische Gewohnheit,« sagte der Wirth, »haben die Juden von Jugend auf an sich.« — »Wenn nun,« sagte Bekmann, »dreißig 30 Gäste bei Ihnen eintreten, die Sie Alle nicht kennen, werden Sie sich wohl bedenken, ihnen einen Schweinebraten aufzutragen, und besorgen, daß er ungegessen bleiben wird, weil sie Alle Juden sein könnten? — Ist es nicht weit wahrscheinlicher, daß Achtundzwanzig diese Speise genießen, und nur etwa Zwei: der Eine, weil

er ein Jude ist, und der Andere, weil er einen natürlichen Widerwillen dagegen hat, dieselbe verschmähen? Nun sehen Sie, lieber Wirth, was | bei den Juden das Gesetz, bei einigen andern Menschen ein natürlicher Widerwille ist, das sind bei einzelnen Men- 5 schen diese angeführten Grillen. Diese Menschen machen Ausnahmen von der Regel, aber zum Glücke sind ihrer nur Wenige. Sie weichen ab, um etwas Apartes zu haben, haben aber, das kann ich Ihnen versichern, so großen Appetit zur gewöhnlichen Handlungsweise, als die Juden nach Schinken, nur denken sie eben 10 so wie diese: Mein, was werden unsre Leute dazu sagen? Gebt einem Hebräer unter vier Augen ein Stück Schweinebraten, er schiebt es in die Tasche, geht in einen Winkel und verzehrt es mit Danksagung gegen Euch; zeigt einem sogenannten edlen Manne nur Gelegenheit, im Verborgenen durch eine kleine Ungerechtigkeit ein Profitchen zu machen, er sagt: Halbpant, nur silentium. 15 Und die, welche einen natürlichen Ekel gegen Pfiffe haben, sind noch seltner, als die ihn gegen Schweinebraten haben, und ich für meinen Theil kenne keinen Einzigen dieser Art.«

## 4.

**Wie vielerlei Arten von Menschen Bekmann angenommen hat.**  
Ein andermal behauptete Bekmann, es gäbe nur zweierlei Arten von Menschen: Leute, mit welchen man | umgehen könnte, und Solche, mit denen man dies nicht könnte. Die Letztern pflegte er 25 Philister zu nennen. Diesen, behauptete er, müsse man, wo möglich, recht viele Possen spielen. Denn, sagte er, jeder von diesen Menschen hat gewiß irgend eine oder die andere Capitalnarrheit, und an diese muß man sich halten. Dabei kann man versichert sein, daß, wenn man diese trifft, der Getroffene eben so laut aufschreit, und sich eben so toll gebehrt, als hätte man auf sein Hühnerauge getreten. Auf die Art habe ich mir schon tausend Spaß gemacht. War z. B. ein solcher Patron ganz vorzüglich reinlich, so trat ich mir die Stiefeln vor der Thür nicht ab; war er geizig, so besuchte ich ihn alle Tage unausgesetzt um Essenszeit, und

blieb, wenn er mir nur das kleinste Ehrenwort sagte. War einer feige und konnte nicht gut reiten, so empfahl ich ihm das wildeste Pferd in der Stadt, und behauptete, ein Kind könne es regieren, oder ich machte solche Herrn betrunken, oder rauchte schlechten Tabak in ihrem Zimmer, oder brachte meinen Hund mit. Das Alles  
5 aber that ich nicht eigentlich, um sie zu kränken, sondern einzig und allein um meinen Spaß zu haben. —

## 5.

| **Noch einige merkwürdige Aussprüche von Bekmann.** 10

Auch folgende Aussprüche von Bekmann verdienen theils wegen ihrer Wahrheit, theils wegen des Eigenthümlichen, welches sie an sich tragen, aufbewahrt und behalten zu werden.

Er merkte recht gut, daß Nasturtius durch viele Ränke und Pfiffe die Menschen auszuholen und kennen zu lernen suche, behauptete aber immer, dies sei eine ganz unrechte Manier. Ueberhaupt kommt es mir immer vor, sagte er, wenn Nasturtius mit mir spricht, als ob dieser mit Barbiermessern Brod schneiden wollte. 15

Mit Wein und Braten, sagte er ein andermal, kann man mich von Braunschweig nach Hamburg locken, und so hat jeder Mensch etwas an sich, woran er regiert werden kann. 20

## 6.

**Schluß des Verfassers.**

Ungeachtet dies nicht alle merkwürdige Aussprüche Bekmann's sind, so sind sie doch, wie es mir scheint, völlig hinreichend, um zu zeigen, wie sehr unrecht die M—r hatten, wenn sie Bekmann verdammt, und | von ihrem Umgange völlig ausschlossen. Ueberhaupt kann ich nicht begreifen, wie sich die M—r haben können überreden lassen, daß Bekmann ein unausstehlicher und boshafter Mensch sei. Denn was das Erste betrifft, so hatte er offenbar eine Menge Freunde, welche seinen Umgang sehr unterhaltend fanden; was aber das Andere betrifft, so sieht man, daß er weder dumm, noch ausgezeichnet boshaft gewesen; denn Alles, was er 30

den Leuten zum Possen gethan, hat er nicht aus Liebe, Andern zu schaden, sondern um seinen Scherz zu treiben, ausgeübt. So ließ er dem podagraischen Wirth in der goldnen Weintraube nicht selten seinen Knotenstock auf den Fuß fallen, um die sonderbaren Mienen zu sehn, welche dieser alsdann auf seinem Gesichte anbrachte; 5 aber nicht, um ihm Schmerz zu verursachen; denn er pflegte oft den darüber sich Beschwerenden zu versichern: daß, wenn er die oben angeführten Mienen, ohne daß er ihm Schmerzen erregte, nur halb so natürlich machen könne, er sogleich den Spaß mit dem Stocke unterlassen werde. 10

Dies sind kürzlich die Gesinnungen und Meinungen Bekmann's gewesen.

| **Siebentes Capitel.**

Der Kriegsrath Nasturtius lobt das Landleben und meldet seine Liebe.

Der Kriegsrath Nasturtius war gewohnt, alle Morgen seinem Frieseur zwei Fragen vorzulegen, erstlich: »Was ist die Glocke?« Und Zweitens: »Was ist für Wetter?« Auf die letzte Frage erhielt er die Antwort: es regnet. 20

»Verdammt!« sagte der Kriegsrath laut, »wir werden keinen Fuß aus dem Jägerhause setzen können;« und »verdammt!« sagte er in Gedanken, »meine schöne, von der schönen Gegend hergenommene Liebeserklärung wird nun unbrauchbar.« 25

Indem er auf- und abging, und überlegte, in welchem Kleide er sich als Liebhaber, und in welchen Worten er seine Liebe präsentieren solle, rollte der Wagen und der alte Oberst vor, Nasturtius stieg ein, und Beide holten die Geheimeräthin und ihre Tochter ab. 30

»Fährt der junge Herr Bekmann nicht mit?« fragte Nasturtius. »Wir werden ihn vor dem Thore finden,« sagte die Tochter.

| Bekmann stand unter einem Baume und erwartete den Wagen. Er placirte sich sogleich auf den Bock, nahm die Zügel,

und bestand darauf, selbst zu fahren. Durch das große Geschrei, welches Mutter und Tochter erhoben, als er Anstalt machte sich der Zügel zu bemächtigen, merkte Nasturtius, daß er sehr wild fahren müsse, und bat ihn sehr, er möchte doch seine Mutter und Mademoiselle Schwester nicht in Angst setzen. »Ich will Sie,« sagte 5 Nasturtius, »wenn Sie, ohne selbst zu fahren, auf dem Bocke nicht sitzen können, lieber zu mir auf den Schoß nehmen.«

Aber das Anerbieten kam zu spät. Der Wagen, von Bekmann's Hand geleitet, sprang über Stock und Stein; der Kriegsath, in der größten Angst, sah zum Schlage heraus, und rief den Damen unaufhörlich zu, sich nicht zu fürchten. Die Damen waren still; der Oberst lachte. 10

Nach einer halben Stunde stand der Wagen vor dem Jägerhause, und Bekmann sprang sogleich ab, und verrichtete Bedientendienste. Kaum waren die vier Personen zu der übrigen Gesellschaft, unter welcher sich auch der Burgemeister und sein Sohn befanden, in's Zimmer getreten, als Nasturtius, welcher seinen Verdruß über Bekmann's | Betragen nicht verbergen konnte, ausbrach: »Aber das muß ich Ihnen sagen, lieber Herr Bekmann, daß es sich für Sie gar nicht ziemt, Kutscher sein zu wollen, und mich in Gefahr zu bringen, den Hals zu brechen.« 15

»Haben Sie ihn denn gebrochen?« sagte Bekmann, »nun so warten Sie, bis Sie ihn gebrochen haben, dann haben Sie ein Recht zu reden.«

»Ich bitte inständigst, lieber Herr Bekmann, daß Sie sich menagiren! Sie sagten diese Worte mit einem Tone, welchen ich nicht gern höre, und den ich mir, wenig gesagt, verbitte. Ein Mann, wie ich, braucht sich dergleichen nicht von Ihnen gefallen zu lassen.« 20

»Wie Sie,« rief die Rätthin. »Wie Sie,« rief Mademoiselle. »Und warum denn nicht von Ihm?« fuhr die Rätthin fort, »warum denn nicht? Sind Sie mehr als er?« 25

»Der Geburt nach, nein,« erwiederte der Kriegsath, »denn mein Vater war Gewürzkrämer, und der seine, Geheimerrath; aber

qua Mann im Amte — und dann,« indem er lächelte, und seine Ungezogenheit durch einen witzigen Einfall wieder gut machen wollte — »qua Kutscher.«

| »Kutscher? Herr Kriegsath, Kutscher?« rief die Geheimerätthin. 5

»Lassen Sie nur, Mutter,« sagte Bekmann, »ich will wohl allein mit ihm fertig werden.«

»Und ich mit dem Mallaga, wenn Sie nicht bald kommen,« sagte der Oberst.

»Gleich,« sagte Bekmann. »Ich habe Ihnen also nicht zu Dank gefahren, Kriegsath, nicht wahr? Nun, ich möchte gern fahren lernen: wenn wir nach Hause fahren, sollen Sie kutschiren.« 10

»Wir haben ja einen Kutscher,« sagte der Kriegsath, »ich kann nicht fahren.«

»Sie müssen,« rief Bekmann, »oder mir abbitten, weil Sie von einer Sache geurtheilt haben, welche Sie nicht verstehen.« 15

»Gern, lieber Bekmann: ich bitte tausendmal um Verzeihung.« Die Gesellschaft lachte, und Alle wurden nach und nach vergnügt, wozu besonders dies nicht wenig beitrug, daß das Wetter sich völlig aufklärte und man im Freien essen konnte. 20

Niemand verlangte nach diesem Augenblicke so sehr als Bekmann, welcher immer behauptete; wenn man auf | dem Lande wäre, so müsse man auch wie auf dem Lande leben, so viel er aber wisse, esse der Bauer um 11 Uhr.

Endlich erschien der so längst ersehnte Augenblick. Die Suppe war verzehrt, und Bekmann fing an, das Rindfleisch zu zerlegen, während Nasturtius ein noch ganz frisches Brod aufschnitt. »Wie glücklich ist doch der Landmann!« sagte Nasturtius, und roch dabei an eine abgeschnittene Brodscheibe, — »wo finden wir wohl solch Brod in der Stadt, so ausgebacken, so groß für das Geld? Wahrlich! wenn ich mir die Sache genau überlege, so wünschte ich wohl, immer auf dem Lande leben zu können.« 25

»Man kann mit wenigem Gelde weit reichen,« sagte die Geheimerätthin.

»Die Jagd ist auch nicht zu verachten,« sprach der alte Oberst.

»Nur schade,« sagte Bekmann, »daß man Fleisch, als Rindfleisch, Kalbfleisch, so selten auf dem Lande frisch bekommen kann.«

»Und die göttliche Natur,« sagte Mademoiselle Bekmann.

l »Und die Autorität, welche der Amtmann über die Bauern  
hat,« sagte der Burgemeister.

»Schon recht,« sagte Nasturtius, »Sie nennen doch reelle Güter, wegen welcher Sie das Landleben dem Stadtleben vorziehen. Mich kann nichts so sehr ärgern, als wenn man den Romanen und andern solchen excentrischen Büchern die Glückseligkeit aufs  
10 Wort glaubt, welche auf dem Lande zu Hause sein soll. Mademoiselle werden verzeihen, wenn ich besonders gegen die göttliche Natur, welche Sie anzuführen beliebten, viel spreche. Was heißt das, Natur? Scheint nicht die Sonne eben so gut in der Stadt als auf dem Lande? Und wenn ich sie aus meinem Fenster kann unterge-  
15 hen sehen, soll ich erst mich echauffiren und einen Hügel auf dem Felde erklettern? Will ich blühende Bäume sehn, so gehe ich in der Stadt in meinen Garten; will ich an Kornfeldern mich laben, vor das Thor, und ich finde dort dasselbe, was ich zwei Meilen davon auf dem sogenannten Lande finde. Ja, ich finde sogar eine Menge Unbequemlichkeiten mehr, als in der Stadt. Man bekommt z. B. die Zeitungen weit später; bei einer zustoßenden Unpäßlichkeit ist Niemand als der ungeschickte Dorfbarbier in der Nähe. Herr Bekmann führte sehr richtig an, daß frisches Fleisch auf dem Lande eine Selten-  
25 heit sei. Kurz, auf die eigentlichen Vorzüge des Landes vor der Stadt ist man noch gar nicht aufmerksam geworden.«

»Und diese sind?« fragte Werner.

»Außer den schon genannten, z. B. der Wohlfeilheit der Jagd, der Folgsamkeit gegen die Obrigkeit, besonders die gesunde Luft; es scheint mir kein Zweifel übrig zu sein, daß, da, der Mensch dann  
30 in seinem natürlichen Zustande ist, wenn er gesund ist, und die Landluft die Gesundheit befördert, in dieser Rücksicht das Landleben der Natur des Menschen angemessener sei.«

»Lieber Herr Kriegsath,« sagte Werner, »rechnen Sie denn das

Vertrauen, die Annäherung dieser schuldlosen unverdorbenen Menschenrasse, wenn man unter ihnen lebt, für nichts?«

»Lieber Himmel!« sagte Nasturtius, »wie freue ich mich, daß Sie darauf kommen; eben wollt' ich davon sprechen. O wie lieb  
5 ist es mir, daß hier unsre Meinungen übereinstimmen. Wie geht es in der Stadt her? Kaum grüßt man noch; das Vertrauen fehlt ganz. Leute, denen ich einen Proceß geführt habe, gehen zu einem andern, wenn ihre ungerechte Sache einen schiefen Ausgang be-  
10 kommen hat; um und neben mir sind Leute, die ebenfalls sturdirt haben, und die, wenn sie nicht eben so klug sind, wie ich, es dennoch zu sein glauben. Kurz, in der Stadt ist man auf alle Fälle in einer sehr bedrängten Lage. Wie ganz anders auf dem Lande! — Unser Herr Pastor — Unser Herr Amtmann, sagen dort die Leute, und das Wort Unser in ihrem Munde, heißt: der gelehrte, brave,  
15 verehrungswürdige Mann. — Ich hoffe, daß diese meine letzte Aeußerung über das Landleben keiner aus der Gesellschaft übel deuten wird, wie man freilich leicht könnte. Die Eitelkeit, welche darin zu liegen scheint, ist wirklich nur scheinbar. Denn Jedermann will ja an dem Platze, an welchem er steht, gern gesehen  
20 und geliebt sein.«

Mit solchen schönen Gesprächen langweilte sich die Gesellschaft bis gegen drei Uhr, als um welche Stunde sie sich vom Tische erhob, und Einer dem Andern versicherte, er habe sich prächtig amüsirt.

25 Mademoiselle Bekmann war so einfältig nicht, daß sie nicht gemerkt hätte, was Herr Nasturtius beabsichtige; sie beschloß, ihm nicht einen Schritt entgegen zu kommen. Beide gingen also schweigend neben einander.

»Um Verzeihung,« fing endlich Nasturtius an, »wie finden Sie  
30 diese Gegend?«

l »Den Boden feucht und dumpf, die Aussicht beschränkt, kurz, nicht sonderlich.«

»So,« sagte der Kriegsath, »was mich betrifft, so kommt sie mir sehr schön vor.«

»Der Geschmack ist verschieden.«

»Ja,« sagte er, »wenn ich mit Ihnen gehe, kommt jede Gegend mir schön vor.«

»Sie denken sehr gütig von mir.«

Nun war guter Rath theuer. Nasturtius suchte nach einer Antwort in seiner Tabaksdose, indem er den Tabak unaufhörlich mit den Fingern zerrieb. Endlich fiel ihm eine Wendung ein, welche seitdem oft gebraucht worden. Er erinnerte sich, daß er ein Deutscher sei, und sagte: »warum mache ich so viel Umstände; bin ich nicht ein deutscher Biedermann? warum soll ich einem deutschen Mädchen nicht sagen, daß ich sie liebe und heirathen will?«

Mademoiselle Bekmann ward roth, und sagte endlich: »mein Herr, ich schätze Ihren Antrag, wie ich soll, so unerwartet er mir auch kommt, aber bei der Verschiedenheit unserer Gesinnungen, welche sich noch bei Tische so merklich äußerte, und bei dem wenigen Anspruch, welchen ich | auf eine solche Ehre zu machen habe, seh'n Sie wohl, daß ich mich für jetzt nicht so erklären kann, als Sie es wünschen.«

»Und warum nicht?« erwiderte der Kriegs Rath. »Wenn wir verheirathet sind, so werden Sie meine Grundsätze annehmen, und so hat der Streit ein Ende. Und was die Ansprüche betrifft, welche nicht zu haben Sie vorgeben, so fühle ich sehr deutlich, daß Sie wohl Ansprüche auf einen bessern Mann machen können als ich bin.«

»Und dann kenne ich Sie nicht genug, um mich ganz nach Ihren Wünschen zu erklären. Ich habe Sie erst zehn oder zwölfmal gesehn und gesprochen; also sehen Sie leicht, daß ich eine bestimmte Erklärung vermeiden muß.«

»Aber lieben Sie mich denn nicht ein wenig? — Sagen Sie ein deutlich Ja oder Nein.«

»Die Liebe ist Wirkung eines öftern Umganges, eine Wirkung der Zeit.«

»Ja oder Nein, liebe Mademoiselle.« Er hatte ihre Hand gefaßt, und drückte sie gegen sein Herz.«

»Ich bin überzeugt, daß, wenn meine Mutter gegenwärtig wäre, sie finden würde, daß ich schon zu viel gesagt habe.«

»Sie ist gegenwärtig,« rief die Geheimeräth'in, und sprang hinter dem Gesträuch hervor. »Bist Du nicht eine | Närrin, Lottchen, daß Du Dich mit einem Menschen einläßt, der so weit unter Deinem Stande ist; mit eines Gewürzkrämers Sohn, einem Kriegs Rath, der noch dazu Deine Familie verachtet, Deinen Bruder einen Kutscher nennt, und Dir gröblich ins Gesicht hinein widerspricht. Fort zur Gesellschaft. Ich glaube, die Närrin weint — Herr Kriegs Rath! Sie werden mit dem Burgemeister fahren; ich werde dafür sorgen, daß mein Sohn Sie nicht mehr in Angst setzen soll. Merken Sie sich bei der Gelegenheit, daß seine Sitten und Lebensart bei Frauenzimmern weit sicherer empfehlen als ein — deutsches Betragen. Adieu.«

Der Kriegs Rath nahm nach einer langen Pause eine Prise Tabak und sagte: »Die Frau hat Grillen und keine Grundsätze.«

## | **Achtes Capitel.** Entschluß.

Es giebt viele Menschen, welche ihre Seele nur für das Salz halten, wodurch der Körper vor Fäulniß bewahrt wird. Menschen, deren Lebensweisheit und Lebensglück darin besteht, sich im Genusse des ebenen, trivialen bürgerlichen Lebens recht fest zu setzen, um von allen Verirrungen poetischer Menschen bewahrt zu bleiben. Diese zweifüßigen Thiere ohne Federn haben einen ganz andern Maßstab für Unglück, als bessere, höhere Menschen; wie der Gebirgsbewohner einen andern Maßstab für Größe hat, als der Bewohner einer sandigen Ebene.

Wenn ein edler alter Mann, der sich, wie ein kräftiges deutsches Sprüchwort sagt, manchen rauhen Wind hat müssen um die Nase wehen lassen, unter bürgerliches Dach und Fach unterkriecht, weil er des Ungewitters müde ist: so ist das vernünftig, rührend und

erbaulich. Vernünftig, weil der Mann Zeit seines Lebens genug gelitten hat, und sein geschwächter Körper sich nach Ruhe sehnt; rührend, wegen der dankbaren Genügsamkeit, mit welcher | ein solcher Mann die bei weitem nicht köstlichsten Gaben der Natur empfängt und genießt; erbaulich endlich wegen des schönen Wohlwollens gegen die Natur, wegen dieser Aussöhnung für Beleidigungen der Jugend, welche sich nur in diesem Alter und in dieser Lage denken läßt.

Wenn aber ein junger Mensch in den Zwanzigern, der von der Welt nichts gesehn hat, als den Zipfel, welcher in die Zimmer seiner Familie hineinhängt; wenn ein solcher, der bloß alt sein möchte, um ohne Vorwurf träge und eigensinnig zu sein, sein ganzes Wohl und Weh von dem bürgerlichen Amte und dem bürgerlichen Zirkel, welcher ihn umgiebt, abhängen läßt: so bleiben die köstlichen Gaben der Natur zwar auch aus, aber mit ihnen auch das Wohlwollen gegen die Welt, die Menschen und das Schicksal, welches den strengen Ernst des Alters einzig und allein genießbar macht. Es entsteht in der Seele ein Mißverständniß, welches bald lächerlich, bald widrig wird. Ein solcher Mensch verfolgt jugendliche Plane mit närrischem Ernste des Alters, und spricht ohne Erfahrung über das, was nur Erfahrung lehren kann — über menschliche Empfindungen. Die Seele eines solchen Menschen gleicht einem Zwerge, welchen man, dem Gesichte nach, für alt halten sollte, der aber trotzdem die Kinderschuhe noch nicht | ausgetreten hat, und nur Kinderschritte machen kann. Solche junge Greise oder alte Jünglinge haben immer viel Unglück zu erdulden, denn sie verbinden mit diesem Worte ungefähr eben den Begriff, wie eine ärmliche ängstliche Hausmutter, deren Mund und Seele den Herrn lobt, wenn es um die Waschzeit nicht regnet, das Essen nicht anbrennt, der Caffee wohlfeil und im Winter die Stube warm ist.

Wenn solchen Menschen etwas Unerwartetes zustößt, so glauben sie, dies sei etwas Ungewöhnliches, und ihre eingeschränkte Seele braucht dieselbe Zeit, das Unerwartete zu übersehn, welche

der bessere Mensch vonnöthen hat, das Ungewöhnliche zu fassen, zu prüfen und zu ertragen.

Unser Kriegs Rath Nasturrius war in allen diesen Fällen. Wenn man ihn reden hörte, so hätte man geschworen, er habe alles Unglück der Menschen allein auf sich genommen; wenn man aber genauer zusah, so kannte er von allen Krankheiten nur den Schnupfen, von allen Affecten den Miniaturzorn gegen das Gesinde. Treulosigkeiten, welche erfahren hatte, bestanden darin, daß seine Freunde einigemal das für sie bereitete Abendbrod versäumt hatten, und sein tiefster Gram, daß der Dieb, welcher ihm seine goldene Taschenuhr gestohlen, noch unentdeckt sei.

| Kein Wunder daher, daß, als die Rätthin Bekmann und ihre Tochter aus seinen Augen verschwunden waren, er vor Erstaunen außer sich nach einer Prise und seinen Grundsätzen griff, um sich so lange im Gleichgewichte zu erhalten, bis er überlegen konnte: was er gethan, ertragen, gelitten, um Mademoiselle Bekmann zu heirathen, und wie ihm alles dieses von der Rätthin schnöde vergolten werde.

Es kam unserm Kriegs Rath sehr zu statten, daß er in seiner Jugend einige Romane gelesen, und Manches von den Qualen der Liebe behalten hatte. Er konnte nun seinem gepreßten Herzen durch Worte Luft machen, und das that er denn auch unverzüglich.

»So fühle denn auch ich,« sprach er, »was ich nie geglaubt, die Qualen der Liebe; denn in der ganzen Stadt bin ich durch diesen Vorfall beschimpft, die Rätthin hat mich vor Lottchen zur Rede gestellt, die Gesellschaft wird mein Schicksal erfahren, ich bin unglücklich. Aber soll ich die Hände in den Schooß legen? Soll ich meine Ehre, ohne etwas dagegen zu thun, preisgeben? Nur, wenn ich jetzt Lottchen heirathe, ist dieser Schandfleck aus meinem Leben getilgt. Die Eiche fällt nicht auf den ersten Hieb, und Rom ward nicht in einem Tage gebaut; ich will Alles versuchen.«

| Nach diesen Worten und mit diesem Entschlusse ging er zur Gesellschaft zurück, in welcher Aller Augen auf ihn sahn, um sich zu

unterrichten, was eigentlich vorgefallen sei. Man fuhr nach Hause; der Kriegsath mit dem Burgemeister, und Werner mit Lottchen. Der Kriegsath konnte die ganze Nacht nicht schlafen, und dachte am andern Morgen lange hin und her, wie er Alles in's Geleis bringen wollte, als ihm dies auf eine eigne Art erleichtert ward. 5

### Neuntes Capitel.

Ein Familiengemälde oder die liebenswürdige Familie.

»Es ist aber gar nicht recht, liebe Mutter!« sagte Lottchen am Abend, »daß Sie es so gemacht haben, nun ist mit dem Kriegsath Alles vorbei.« 10

»Das verstehst Du nicht, dummes Ding!« sagte die Mutter, »wenn man einem Liebhaber etwas hart und rauh begegnet, das frischt an.« 15

! »Aber nur grob und schlecht muß man Niemandem begegnen: das ist sehr unrecht. Ich armes Mädchen! — mein Vater hat Alles verschwendet, ich werde nun wohl im Alter darben müssen! — Gestehn Sie es nur, daß Sie sich übereilt haben.«

»Nun, Lottchen,« sagte die Mutter nachgiebig, »Du bist ja noch nicht alt.« 20

»Was nicht ist, wird werden,« sagte Jene, »aber es ist himmelschreiend, Jemanden, und noch dazu solch einem Narren, seine Abkunft vorzuwerfen, einem Dummkopfe seine Dummheit so hoch anzurechnen und ihn dadurch zu beleidigen. Wenn einmal unser Glück von einem Narren abhängt, so sollten wir ihn auch nicht vor den Kopf stoßen.« 25

»Nun ja, Kind! sei nur ruhig.«

»Gestehn Sie es nur, daß Sie sich übereilt haben. Es war recht gut, daß Sie uns überraschten, aber auf die Art. — Ein Glück, daß ich noch darauf kam, ein Paar Thränen fallen zu lassen, das bringt vielleicht die Sache wieder in Ordnung. Wenn er es gesehn hat, so bildet er sich vielleicht ein, ich sei in ihn verliebt. Aber sich so zu vergessen, wie Sie, Mutter, ist mir unbegreiflich.« 30

! »Nun, ich gestehe ja meine Uebereilung.« — »Das ist nicht genug,« sagte Lottchen und stampfte mit dem zierlichen Fuße, »das ist nicht genug! Sie sollen auch die Sache wieder in's Geleis bringen.«

5 »Wie denn, Lottchen! wie denn?«

»Das geht nicht mich an — genug, Sie haben schlimm gemacht, machen Sie wieder gut.«

»Nun sieh einmal Karl,« sagte die Rätthin, »ist sie nicht wie eine Furie?«

10 »Wird wohl zahm werden, wenn Sie nur stille schweigen wollen,« sagte Bekmann.

»Nun, das fehlte noch,« sagte die Rätthin, »daß Du ihre Partei nimmst!«

15 »Nun, warum denn nicht, wenn ich Recht habe?« sagte Lottchen.

»Und warum denn nicht, da sie Recht hat?« sagte Bekmann. »Einen Mann muß doch das Mädchen haben, und einen reichen Mann; denn bei uns ist, bekanntermaßen, der Reichthum nicht zu Hause. Und wer in dem Neste hier kann sie heirathen als Werner, der aber nichts bis dato hat, womit er seine Liebe füttern könnte; und der ! Kriegsath, der reich ist, und sie heirathen will. Ich 20 dächte, Mutter, Sie machten so viel Umstände nicht; zugegriffen, ehe der Vogel wegfliegt. Lottchen fängt nach gerade an zu verfallen. Um die Augen bekommt sie schon kleine Falten, und zwei Vorderzähne hat sie auch schon eingebüßt.«

25 »Das brauchst Du mir nicht zu sagen,« fuhr Lottchen auf. »Ueberhaupt gehst Du immer darauf aus, mich zu kränken; lieber solltest Du überlegen, wie die Sache wieder gut zu machen sei.«

»Was ist denn eigentlich vorgefallen?« sagte Bekmann.

30 »Ei! der Kriegsath sagte mir, er wolle mich heirathen, und Mutter behorcht ihn, springt hervor, schilt ihn eines Gewürzkrämers Sohn, und einen plumpen Menschen, weil er Dich Kutscher geschimpft; giebt ihm in meinem Namen einen Korb, empfiehlt ihm feine Sitten, und läßt ihn so stehn. Ich frage jeden Menschen — —«

»Nun,« sagte Bekmann, »gieb Dich nur zufrieden; den Kriegsrath kenne ich als mich selbst, den will ich noch wohl herumbringen. Der Kriegsrath ist ein Narr, bildet sich etwas darauf ein, ein unbescholtener Narr zu sein — und grämt sich gewiß, weil er meint, seine Unbescholtenheit litte unter der Geschichte. Morgen will ich zu ihm | gehn, und, nenne mich wie Du willst, wenn ich nicht Alles in den vorigen Zustand bringe. Nur das bitte ich mir aus, Frau Mutter, und Jungfer Schwester; daß mir erstlich freisteht, ihm zu sagen, was ich will, und zweitens, daß, so dumm sich künftig der Kriegsrath nehmen mag, man ihn nie merken lasse, daß er sich dumm nimmt.«

»Lieber Sohn!« sagte die Rätthin, »wenn Du das ausführst, und Lottchen wieder stille machst.«

»Nun, ich verspreche es,« sagte Bekmann gähnend, »und jetzt Ruhe! Laßt uns zu Bette gehn.«

Der Verfasser dieses Werks versetzt sich im Geiste in des Recensenten Stube, welcher eben diese Scene gelesen, und schreibt nach, was er dort hört. Diese Scene, sagt der Eine mit an die Nase gelegtem Finger, scheint mir nicht zur Handlung zu gehören. Zur Handlung! sagt ein Zweiter, der schon zwei Jahre von Universitäten ist, zur Handlung gehört nun diese Scene allerdings, indem man daraus die Gemüthsstimmung ersieht, mit welcher die Worte des siebenten Capitels von der Rätthin gesagt worden; aber warum haben Sie uns den ganzen Dialog erzählt?

Alles was hier zu sagen nöthig war, konnte in zwei Perioden zusammen gepreßt werden.

| Unnatürlich, sagte der Dritte, wenn ich auch den Dialog entschuldige; unnatürlich bleibt immer diese Scene; denn wer erwartet von, einem sanften, unschuldigen Mädchen, wie sie uns der Verfasser selbst capite 4 seq. geschildert, ein solches Betragen gegen ihre Mutter? Wie hängt dies mit ihren sonstigen Aeußerungen zusammen?

Ich will zum Scherze diese Scene in das gehörige Licht stellen, um mich gegen Recensenten Nr. 3 durch das Folgende zu sichern.

»Die Mädchen haben drei Charakter, wie sie drei Arten von Kleidern haben. Der erste ist der Putzcharakter; das ist derjenige, mit welchem sie in Gesellschaft auftreten. Wenn sie in diesem spielen, so tragen sie auch immer die Putzkleidung dazu, welche aus seidnen und modischen Kleidern, Blumen, Federn u. s. w. besteht; in diesem Charakter ist die Geistesphysiognomie aller Mädchen ziemlich gleich. Sie medisiren, coquettiren, schnattern Französisch u. s. w., woraus klärlich erhellt: daß ein Mann, der in vollem Ernste seiner Freiheit überdrüssig ist, diese in unsern Gesellschaften nur an ein schönes Gesicht, nicht an eine schöne Seele verlieren kann.

| Der zweite Charakter ist der der Liebenswürdigkeit, und das Kleid, welches dazu paßt, ist das Negligee. In diesem Charakter wird gespielt, wenn ein junger Mann schon Zutritt im Hause hat, und plötzlich, aber nicht unvermuthet, des Morgens die Schöne überrascht. Da sitzt sie denn in einem knappen, weißen, reinlichen Jäckchen und plaudert, und alle Liebenswürdigkeiten dieses sanften Geschlechtes werden dem entzückten jungen Mann unter die Augen gerückt, bis das Herzchen und die Freiheit fort ist, und er darauf schwört, daß die schöne Seele des Mädchens ihn gefesselt habe.

Den dritten Charakter und das dritte Kleid bekommen nur Die zu sehn, welche auf irgend eine Art das Vergnügen haben, mit diesen Geschöpfen in näherer Verbindung zu stehn! Als z. B. Kammermädchen, Gesinde, der Ehemann. (Denn als Braut spielt das Mädchen noch im zweiten Charakter.) Es besteht aber dieser dritte Charakter in einer gewissen Zanksucht, Rechthaberei, und besonders in einem bei jeder Gelegenheit ohne Absatz strömenden Wortflusse. Alle vernünftigen Vorstellungen, diesem Strome entgegengestellt, sind Steine, welche sein Brausen mehren und seinen Lauf nicht hemmen. Das Kleid, welches zu diesem Charakter paßt, heißt auch | Negligee, aber so wie der Teufel ein Engel heißt. Es ist eben so schwarz, als jenes weiß, eben so widrig als jenes reizend ist. Der Verfasser, welcher sehr neugierig ist, hat sich bisweilen in dieses Heiligthum eingeschlichen, und ist über den

sonderbaren Anblick erstaunt, welchen eine Dame, die er Tages vorher im ersten Charakter bewundert, und zwei Stunden darauf im zweiten geliebt hatte, im dritten Morgens zwischen acht und neun Uhr darbot.

Ich weiß nicht, wer es gesagt hat, ich glaube Diderot, daß ein Vater, welcher an seinem Sohne eine zu heftige Neigung für das Theater bemerkt, ihn während des Spieles hinter die Coullissen führen solle, um den Zauber zu vernichten, der nur in der Entfernung und aus einem Punkte gesehn, reizt. Ehestandslustige, welche ihre Schönen nur immer im Charakter Nummer eins und zwei erblicken, sollten, wie Clodius das Fest der Bona Dea belauschte, ihre Schönen bei Waschfesten, besonders wenn schlecht Wetter ist, überfallen, um einen kleinen Vorschmack von dem Glücke des Ehestandes zu genießen.«

Aber damit man nicht behauptet, ein Frauenzimmer habe dieses Capitel geschrieben, zurück zu meiner Vertheidigung. Der Leser sieht klärlich und also auch der Recensent, wenn er bis hierher lieset, daß ich Mademoiselle Bekmann in diesem Capitel in einem ganz anderen Charakter geschildert habe, als bisher. Capitel vier trat sie im Putzcharakter auf, Capitel sieben fing sie an, in den Negligeecharakter überzugehen, und erst Capitel neun zeigte sie sich in dem dritten Charakter.

Aber, lieber Herr Auctor! sagt mein Recensent, dem, wie allen diesen Herren, mit dem Diplom zu recensiren, die Unfehlbarkeit inoculirt ist, lieber Herr Auctor! Bedenken Sie doch, daß ja die Möglichkeit eines solchen Charakters, wie Sie ihn eben geschildert, nicht geläugnet wird; aber daß Sie ihn in Ihrer Erzählung getroffen, wird geläugnet. Wo sind hier die Mitteltinten? Wo ist das Band, z. B. welches Charakter Nr. zwei an den Nr. drei bindet?

Ich nehme bei dieser Gelegenheit eine neue Feder, denn hier wird viel Tinte fließen, und antworte: Lieber Herr Recensent! merken Sie denn nicht, daß Sie besser thun, wenn Sie schweigen? In meinem Buche, das heißt, auf diesem meinem Territorio bekommen Sie Unrecht, selbst wenn Sie Recht haben. Sie fragen noch

warum? Sie schelten mich parteiisch? Hören Sie nur, ich will eben so | unparteiisch sein, als ein gewisses kritisches Blatt. Sie finden mein Buch in diesem meinem Buche, höchst schlecht und elend. Ich vertheidige mich dagegen; Sie glauben nicht und wollen antworten. Sehr gerne, ich nehme Ihre Rechtfertigung an, aber NB. Sie bezahlen Zeile für Zeile, welche Ihre Rechtfertigung einnimmt, zwei Groschen, ich aber bezahle, da es mein Buch ist, nicht nur nichts, sondern bekomme auch noch von meinem Verleger Ihre Rechtfertigung und meine Antwort bezahlt. Kann man, frage ich, wie jenes kritische Blatt einst fragte, kann man die Unparteilichkeit höher treiben? Wenn Sie ein ächter Vertheidiger desselben sind, so werden Sie diesen ganz in Ihrem Geiste geschriebenen Zeilen ihr Bravo nicht versagen können.

Das allerschlimmste aber, lieber Recensent! ist nur, daß Sie gänzlich Unrecht haben; denn wenn Sie das Ende des fünften Capitels recht genau überlegen, und bedenken, daß die Coquetterie bei Mädchen, wie der Geiz bei Männern, eine Wurzel alles Uebels ist, so werden Sie einsehn: daß ein so geartetes Mädchen gar wohl gegen ihre Mutter sich so betragen kann, als sie sich betragen hat.

| Und nun, meine Herren Leser, wollen wir uns, um diesem Capitel einen guten Schluß zu verschaffen, von dem speciellen Kriegsrath Nasturtius zu dem Schicksale der Männer im Allgemeinen erheben. Was sind wir, und wozu machen uns die Weiber? Erst zu ihrer Puppe, dann zu ihrem Manne, und dann zu ihrem Kinde. — Armer Nasturtius! Du wirst nicht mehr lange in Ungewißheit sein, ob Lottchen Dich liebe oder nicht; heirathen wolle oder nicht; aber es wird eine Zeit kommen, die ich, Gottlob! nicht zu beschreiben brauche, wo Du ungewiß sein wirst, ob sie Dich je geliebt hat, und wo du gewiß gemerkt haben wirst, daß Du sie geheirathet hast. Bis dahin Friede mit Deiner Seele!

### Zehntes Capitel.

Der Kriegsath Nasturtius wird herumgebracht.

Der Kriegsath saß noch nachdenkend in seinem Sopha, und quälte sich, wie er anderer Leute dumme Streiche gegen sich gut machen 5  
wolle, als Bekmann eintrat. Eine freudige Bewunderung legte sich über das Gesicht des Kriegsaths; denn er glaubte nun die beste Gelegenheit zu haben, sich der Familie, welche, wie er glaubte, im höchsten Grade beleidigt und auf ihn erzürnt sei, wieder zu nähern.

Nur mit der Einleitung wollte es nicht fort. Eine Einleitung zu 10  
einer Sache zu machen, scheint überhaupt sehr schwierig zu sein, daher Demosthenes so viele Exordien, als den künstlichsten Theil der Rede, schriftlich hinterließ, und der Kriegsath Nasturtius beim Vortrage in den Sessionen in Exordien so viel hustete. Man denke sich aber die Freude des Nasturtius, als Bekmann folgen- 15  
dermaßen sprach.

»Lieber Herr Kriegsath! ich sehe es Ihnen recht gut an, daß Sie sich in Verlegenheit befinden, indem | Sie mit einem so gro-  
ben Menschen, als ich bin, sprechen sollen; ich würde Sie auch nicht incommodirt haben, wenn ich es nicht für meine Schuldig- 20  
keit gehalten hätte, Sie wegen des Schreckens, welchen ich Ihnen gestern durch mein schnelles Fahren verursacht habe, um Verzei-  
hung zu bitten.«

»Lieber Bekmann!« sagte der Kriegsath in voller Freude seines 25  
Herzens, »das hat ja gar nichts zu sagen, da ich Ihnen vergeben kann, so habe ich Ihnen längst vergeben.«

Bekmann verstand den Witz nicht, welcher in der letzten Peri-  
ode liegen sollte, und sah daher den Kriegsath mit einem etwas dummen Gesichte an.

Unter allen Verlegenheiten, worein ein braver Mensch gerathen 30  
kann, gibt es keine, welche so drückend wäre, als Schulden gemacht zu haben, welche zu bezahlen man nicht im Stande ist, und Witz, welchen man erklären muß. In der letzten Verlegenheit steckte jetzt der Kriegsath, und da er den Kunstgriff noch nicht

kannte, seinen eignen Witz mit eigenem Lachen zu accompagni-  
ren, — eine Methode, welche besonders die witzigen Köpfe an sich haben, welche sich selbst dazu stempelten, — so mußte | er nolens 5  
volens mit einem Commentar zu seinem Einfalle herausrücken.

»Sehn Sie,« sagte er, »lieber Herr Bekmann, da ich Ihnen verge-  
ben kann, nämlich, da es mir, indem ich hier mit gesundem Halse sitze, möglich ist, Ihnen zu vergeben — —«

»Ach!« sagte Bekmann, »verstehe schon und danke. Ich ver-  
spreche Ihnen, es soll nicht wieder geschehn. Aber sagen Sie mir 10  
doch noch eins: meine Schwester, sie schläft im Zimmer neben an, was fehlt der? Die ganze Nacht hat sie geweint, und — ich weiß nicht, was Sie ihr gethan haben müssen, — Ihren Namen genannt, und meine Mutter ist gestern Abend um uns herumgestrichen, als gleichsam wie ein wildes Thier — böse im höchsten Grade, 15  
sie nahm eine Prise nach der andern, und wenn ich nicht irre, so nannte, auch sie Ihren Namen.«

»Lieber Bekmann!« sagte der Kriegsath, »also geweint hat Lottchen? Sehn Sie, mit Ihrer Mutter ist das eine üble Sache. Ich 20  
erklärte Lottchen meine Liebe, und nun möcht' ich fast darauf schwören, daß sie mich liebt. Ihre Mutter kam dazu, warf mir vor, daß ich Sie einen Kutscher genannt — —«

| »Darein hat meine Mutter nicht zu reden; das verzeih ich Ihnen.«

»Schalt mich eines Gewürzkramers Sohn, welches mich, unter 25  
uns gesagt, sehr verdrossen hat.«

»Das thut mir leid. Nun hören Sie. Wenn Sie das wieder sagen sollte, so sagen Sie weiter nichts, als: Sie wüßten, was es mit dem Vetter, welchen sie immer so sehr lobt, und von welchem sie sagt, er sei an einer Vollblütigkeit gestorben, für eine Bewandniß habe.«

30 »Und, wenn ich fragen darf, was für eine hat es?«

»Sehn Sie, ich will es Ihnen sagen, Sie werden es nicht mißbrau-  
chen. Mein Vetter war Cassenbedienter in P. und ein ganz hüb-  
scher Mensch, nur ein wenig zu vollblütig, dazu hatte er immer einen gewissen Schimmer vor den Augen, welcher ihn hinderte,

die fürstliche und seine Casse gehörig zu unterscheiden. Nach einigen Jahren fand sich die Verwechslung. Darüber ward der Fürst so böse, und mein Vetter bekam einen solchen Schreck, daß einige Zeit nachher das Blut ihm zu heftig nach dem Kopfe stieg, und ihn auf freiem Felde, vor den Augen mehrerer hundert Zuschauer, der Schlag rührte. — Verstehn Sie mich?«

l »O — ja,« sagte der Kriegsath, und dachte bei sich — »eine hübsche Familie!«

»Ich wette,« fuhr Bekmann fort, »wenn Sie ihr das sagen, ist sie still wie ein Mäuschen.«

»Und dann ist ihr mein Stand, als Kriegsath, zu gering.«

»Ich gebe Ihnen mein Wort, sie sieht darüber weg.«

»Und endlich empfahl sie mir feine Sitten und Weltton, denken Sie — —«

»Das ist nun ein schlimmer Punkt! Meine Mutter will, alle Männer sollen so sein, wie die Affen in der Residenz, aus denen man nie klug wird, und welche ich in meinem Leben nicht habe leiden können. Aber es wird doch gehn, lieber Kriegsath! Sehn Sie, für das Mädchen cavire ich Ihnen. Seitdem wir hier wohnen, hat sie von nichts, als von Ihnen gesprochen. Aber das ist das Unglück, daß meine Mutter auf Sie böse, und meine Schwester eine gar zu zärtliche Tochter ist. Das versichre ich Ihnen, sie würde eher vor Liebe sterben, als meiner Mutter ungehorsam sein; also die Tochter, ohne die Mutter, auf Ihre Seite zu bringen, ist nichts. Aber meine Mutter liebt dagegen ihre Tochter so außerordentlich, daß Alles, l was ihrer Tochter geschieht, sie als ihr selbst erwiesen ansieht. Sie sagt oft, sie könne sich keine bessere Tochter wünschen; und noch gestern Abend hat sie vor Freuden über ihr Kind beinahe geweint.«

»Was soll ich thun?«

»So wie Werner, Verse auf meine Schwester machen, ihr ein Ständchen bringen, meine Mutter um Verzeihung bitten, Briefchen an meine Schwester schreiben — ich will sie bestellen — sich um die Familie irgend ein Verdienst zu erwerben suchen.«

»Aber wie? lieber Bekmann!«

»Halt,« sagte Bekmann, »mir fällt etwas ein; doch nein; meine Mutter würde mir für immer gram werden, freilich Ihnen für immer gut.« —

»O, lassen Sie hören!« sagte der Kriegsath.

»Haben Sie etwa zwei- oder dreihundert Thaler liegen?«

»O ja,« sagte Nasturtius, »einen Nothpfennig.«

»Nun gut,« sagte Bekmann, »ich will es für Sie wagen; ich gehe jetzt gleich nach Hause, und sage meiner Mutter, ich hätte Schulden, und wüßte weder aus, noch l ein. Sie wird böse werden und fürchterlich auf mich schelten; dann komme ich zu Ihnen zurück: Sie geben mir zweihundert Thaler, ich Ihnen eine Verschreibung. Kaum bin ich fort; so schreiben Sie an meine Mutter, und schicken ihr die Verschreibung; sagen, bei einer Familie, wie die ihrige, gelte ein Wort so viel, als ein Wechsel. Ich wette, sie schickt Ihnen statt der Verschreibung das Geld zurück, und findet sich wegen des bewiesenen Zutrauens unendlich geschmeichelt.«

»Aber,« sagte der Kriegsath, »könnte das ganze Geschäft nicht, ohne daß ich Ihnen das Geld auszahle, abgemacht werden?«

»Für's Erste,« sagte Bekmann, »wissen Sie, wie das mit Geldsachen ist. Sie würden meine Verschreibung nicht mißbrauchen, das weiß ich; aber man kann doch nicht alle sonderbaren Zufälle berechnen — und zudem habe ich wirklich Schulden; sehn Sie nur, der Pfiff ist dieser, daß meine Mutter auf diese Art zum Bezahlen gezwungen wird, und sich noch obenein bei Ihnen bedanken muß.«

»Ja,« sagte der Kriegsath, »wir wollen uns das überlegen.«

l »Gut,« sagte Bekmann, und ging, kehrte aber an der Thür noch einmal um. »Noch eins: Werner ist wirklich in meine Schwester verliebt, aber das Allerschlimmste ist, was er mir sub rosa vertraut hat: sein Vater will ihm in L. einen Geheimenrathsposten verschaffen; machen Sie also geschwind, wenn Sie etwas thun wollen, denn der Geheimerathstitel könnte meine Mutter leicht blenden, und ohne Einwilligung der Mutter thut meine Schwester nichts.«

### Eilftes Capitel.

In welchem der reine Verstand des Kriegsraths Nasturtius ins Unreine übergeht.

Als Bekmann den Kriegsrath verlassen hatte, so war der erste 5  
Gedanke, welcher ihm einfiel, ob auch Bekmann ihn nicht viel-  
leicht foppe. Er setzte sich hin und summirte Alles. »Erstlich,«  
sagte er, »soll das Mädchen mich lieben, wie Bekmann sagt. —  
Nun, das glaub' ich; denn als die Mutter dort im Walde sie schalt,  
so weinte sie bitterlich; das habe ich gesehn; und dann wäre es ja | 10  
so etwas Außerordentliches nicht, wenn sich einmal ein Mädchen  
in mich verliebte. Zweitens soll Werner eine Stelle in L. bekom-  
men und Geheimerrath werden; der Burgemeister hat mir schon  
oft merken lassen, daß er in L. Connexionen habe; darin ist also  
auch nichts Widersprechendes. Ferner, die Mutter, welche frei- 15  
lich Ursache zu haben glaubt, auf mich böse zu sein, wird dem  
Geheimenrath Werner das Mädchen eher geben, als mir, dem  
Kriegsrath; ihre Titelsucht verrieth sich ja deutlich genug bei der  
Scene im Walde. Summa, ich werde geliebt, habe einen Neben-  
buhler, welcher furchtbar ist, und muß also eilen, wie Bekmann 20  
richtig bemerkt. Aber die Mittel, welche er vorschlägt: ihm Geld  
zu leihen, — das ist bedenklich, und noch dazu zweihundert Tha-  
ler, von denen das Brautkleid bestellt und die Hochzeit bequem  
könnte ausgerichtet werden.

»Ein Ständchen bringen, ginge eher an; aber werden sich nicht 25  
Leute auf der Gasse versammeln? Wird man sich nicht über den  
Kriegsrath wundern, welcher, wie ein Jüngling, die Straßen mit  
Musik durchzieht? O, daß hier Spanien wäre! aber, eben weil es  
hier nicht ist, wird mein Betragen den Leuten spanisch vorkom-  
men. 30

Die Mutter um Verzeihung bitten! Was hat sie | mir im Grunde  
zu verzeihn? Am Besten, ich mache Verse. Diese setzen mich nicht  
in Unkosten, und wirken vielleicht, wie ich es wünsche.«

Der Kriegsrath räusperte sich, nahm Papier und Feder, goß

frische Tinte in das Tintefaß, setzte sich, schrieb, strich aus, und  
auf dem Papier stand nach Verlauf von anderthalb Stunden noch  
immer nichts, was einem Gedanken, vielweniger einem Reime  
ähnlich gesehen hätte.

5 Er sprang auf, ging in der Stube herum, nahm den Quistorp über  
das peinliche Recht aus seiner Bibliothek, las eine Stelle, ob er etwa  
durch ein Wort auf einen Gedanken zu einem Gedichte käme,  
vergeblich! — Voller Verzweiflung trat er an das Fenster, und eben  
ging Werner vorbei und grüßte ihn freundlich. Dem Kriegsrathe  
10 schoß ein Gedanke durch die Seele, der seinen Beifall so sehr hatte,  
daß er ihn sogleich ausführte. Mein Nebenbuhler, dachte er, soll  
mir selbst die besten Waffen in die Hand geben, mit welchen ich  
ihn besiegen will; diese Rache ist zu lustig und zu menschlich, um  
nicht erlaubt zu sein. Werner soll mir die Verse machen, die das  
15 Herz des spröden Lottchens auf meine Seite bringen sollen. — Er  
rief den Referendarius.

| »Lieber Herr!« sagte Nasturtius, »ich bin in keiner kleinen  
Verlegenheit: ein guter Freund von mir ist verliebt, und hat mich  
gebeten, Verse auf sein Mädchen zu machen. Verse machen war  
20 von jeher meine Sache nicht, da es nicht zum praktischen Leben  
gehört; und also würden sie mir sehr sauer, und doch dabei  
schlecht werden. Ich weiß, Sie treiben solche galante Allotria;  
wollten Sie mir wohl den Gefallen thun und einige verfertigen?«

»Es ist wohl ein Geheimniß, wer der schmachtende Schäfer ist?«

25 »Ja,« sagte der Kriegsrath.

»Sie sind es gewiß nicht,« sagte Werner lachend.

»Bewahre mich Gott!« sagte der Kriegsrath, und wurde im  
Gesichte roth.

Werner fixirte ihn, setzte sich, und fragte lachend: »Lieben Sie  
30 die längere oder kürzere Gattung?«

»Die kürzere,« sagte der Kriegsrath. »Wenn Sie etwas von den  
schönen Augen anbringen können —«

»Gut,« sagte Werner. »Kennen Sie denn die Dame? Hat sie wohl  
so schöne Augen, als Mademoiselle Bekmann.«

! »O ja,« sagte der Kriegsath bestürzt.

»Eine kleine Geduld,« erwiderte Werner, welcher nach und nach die ganze Sache errieth, und setzte sich zum Schreiben. Nach zwei Minuten, in welchen er es sich recht sauer werden zu lassen schien, sagte er: »ich bin, in die epigrammatische Gattung hinein- 5  
gerathen — hören Sie:

Deiner Augen funkelnd Feuer,  
Schmelzet Rußlands tiefsten Schnee, 10  
Und das Eis wird selbst theuer  
An dem runden Casper-See.  
Ihre holde Gluth entbrennet,  
Mein Dich zärtlich liebend Herz;  
Lindre, Theuerste, den Schmerz, 15  
Des der ewig Dein sich nennet.

*Peter Nasturtius,  
Kriegsath.*«

»Wie gefällt Ihnen das?«

»Gut,« sagte der Kriegsath. »Sie haben dabei die Hyperbel anzubringen gesucht; sehr gut.«

Kaum war Werner fort, als Nasturtius dieses Gedichtlein zierlich abschrieb und an Mademoiselle Bekmann adressirte. 25

Der Bediente war noch nicht zurück, als Bekmann schon bei dem Kriegsath war. In der Freude seines ! Herzens erzählte er ganz offenherzig, wie Werner, wenn er am Ende erfahren würde, daß er das Werkzeug zur Beförderung der Absichten des Kriegsaths gewesen, gewiß sich ärgern werde; aber Bekmann schüttelte den 30  
Kopf, und eine leise Ahnung der Zukunft durchflog seine Seele.

Der Bediente kam von der Rätthin Bekmann, mit einem Billet versehen, zurück, welches von Wort zu Wort so lautete:

5 War es noch nicht genug, daß Sie meiner Tochter mit einer ihr unangenehmen Liebe zur Last fielen? Mußten Sie sie auch noch verspotten? Oder meinen Sie, daß wir im Ernste glauben sollen, Sie hätten das an uns geschickte platte Gedicht als ein  
5 gutes poetisches Produkt, und nicht aus Spott und Neckerei uns gesandt? Wir verbitten uns dergleichen, für einen Mann in Ihren Jahren sehr unanständige Späße.

Bekmann ärgerte sich innerlich, daß seine Mutter und Schwester 10  
seine Warnung, den Kriegsath nicht für gar zu klug anzusehn, so wenig befolgten; noch mehr aber ärgerte er sich über Werner, welcher hier wider Vermuthen zwischen alle seine Plane trat und sie zu zerstören drohte. Er verbarg weislich seinen Verdruß und sagte  
15 ! zum Kriegsath: es thue ihm leid, er müsse auf etwas Anderes denken, um sich seiner Schwester zu empfehlen.

Der Kriegsath war in Verzweiflung; wie ein Pfeil schoß es durch seine Seele, daß Werner ihn blos zum Besten gehabt; das Gedicht mit Willen in solch einem eignen Tone abgefaßt habe, um ihn einer Prostitution auszusetzen. Er erinnerte sich, wie oft ihn Werner geneckt, daß er während des Schreibens dieses Gedichtes oft 20  
gelächelt, und daß in der Verwirrung er es vielleicht zu deutlich habe merken lassen, daß das Gedicht für ihn oder vielmehr für Mademoiselle Bekmann sein sollte. Er dachte sich, wie die Rätthin und Lottchen dies Gedicht, als seine Arbeit und als eine Probe sei-  
25 nes Talents für die Musen, in allen Gesellschaften vorzeigen, wie Werner über ihn triumphiren, und eben dadurch Lottchens Liebe in hohem Grade gewinnen werde. Sein Kopf ward ihm wirre, er wendete sich mit einem betrübten Blicke an Bekmann, und sagte:  
»Helfen Sie mir, ich bitte Sie um Gotteswillen! sonst werde ich  
30 zum Stadtmährchen.«

Bekmann hatte die ganze Zeit über in Gedanken gestanden.  
»Beruhigen Sie sich. Bringen Sie meiner Schwester auf meine Verantwortung heute Abend ein ! Ständchen. Ich stehe Ihnen dafür, daß sie es gut aufnimmt, dem jungen Werner soll aber dieser

Streich nicht für genossen hingehen. Noch eins: haben Sie sich das mit dem Gelde überlegt?»

»Wenn es nur nicht gar zu viel wäre,« sagt« der Kriegsath.

»Sie haben Recht,« sagte Bekmann, und überrechnete, daß er nur hundertunddreißig Thaler Schulden habe. »Wissen Sie was: 5 geben Sie mir hundert Thaler, und wenn Alles nichts helfen sollte, so schicken Sie die Verschreibung meiner Mutter. Da ich gänzlich ohne Sicherheit bin, so wird sie aus dieser Handlung Ihre uneigennützigte Großmuth und Ihre Zuneigung gegen unsere Familie hinreichend ersehen.« 10

»Es sei!« sagte der Kriegsath in der Betäubung, und nahm das Geld aus dem Schranke, zählte es auf, und indem er den Arm darüber hingebreitet hielt, sagte er freundlich zu Bekmann: »Hier nehmen Sie, bringen Sie es dahin, daß ich Lottchen heirathe, ohne mir von meinem Ansehen etwas zu vergeben, ohne das Märchen der Stadt zu werden, gern, gern, will ich noch einmal so viel verlieren.« 15

! Bekmann schob die Summe sogleich in die Tasche und ging nach Hause. Hier schalt er sowohl die Schwester, als die Mutter, weil, wie er sagte, sie sich den Kriegsath nicht dumm genug vorgestellt hatten, entdeckte ihnen den Zusammenhang mit dem Gedichte, sagte ihnen, daß der Kriegsath auf den Abend gegen neun Uhr seiner Schwester ein Ständchen bringen werde, und bat Beide, sich gut zu nehmen; dann ging er nach einigen Tabagien, zu mehreren Pferdeverleihern, und endlich auf den Rathskeller, weil er an allen diesen Orten schuldig war. 20 25

### Zwölftes Capitel.

Ein Vorfall, welcher von dem reinen Verstande des Nasturtius nichts übrig laßt. 30

Nasturtius ging etwas beruhigt im Zimmer umher; er schickte nach den Musikanten, überlegte, welche Lieder er vor Bekmann's

Thür wollte spielen lassen, und wünschte der Zeit Flügel und die Nacht herbei, welche diesmal heiter und schön durch den Mondschein erhellt zu werden schien.

! Ein Lärmen auf der Gasse machte ihn aufmerksam; Bekmann und Werner, welchen ein Trupp Leute folgte, kamen zankend die Straße herab und gerade auf Nasturtius' Haus zu. 5

Als Bekmann nämlich auf den Rathskeller gekommen war, hatte er Werner getroffen, und weil er diesem die Bosheit mit dem Gedichte nicht vergeben konnte, welche neue Sorgen und neuen Aufenthalt verursacht hatte; so suchte er Gelegenheit zu Händeln, welche bei beiden jungen Leuten bald in Thätlichkeiten übergingen. Bekmann demonstirte mit geballter Faust Wernern sein Unrecht, bis dieser auf die Straße floh und Bekmann zum Kriegsath citirte, dem die Schlichtung solcher kleiner Polizeihändel nach einer alten Gewohnheit aufgetragen war. Bekmann ließ sich dieses nicht zweimal sagen, sondern folgte ihm kecklich. 10 15

»Ich komme,« sagte Werner, indem er vor den Kriegsath trat, »diesen ungezogenen Menschen, welcher mich schimpft und ohne alle Ursache schlägt, bei Ihnen zu verklagen.«

Der Kriegsath ward blaß wie die Wand, besonders da Bekmann einfiel: »Ja, allerdings! ich habe diesem ! Patron hier, diesem Philister, welcher Sie und mich und meine Schwester zum Besten gehabt hat, eben ein wenig den Rücken gewärmt.« 20

»Bemerken Sie, Herr Kriegsath! daß er sein Vergehen eingesteht?« sagte Werner. »Oder haben Sie nicht ausgeschlagen?« 25

»Allerdings!« sagte Bekmann; »aber warum macht er Ihnen solche Gedichte vom runden Casper-See!«

Der Kriegsath stand in der größten Angst da. »Liebe Herren!« sagte er endlich schwitzend, »Alles genau erwogen, haben Sie Beide Recht — versöhnen Sie sich!« 30

»Ich mich versöhnen?« sagte Bekmann; »er blutet ja nicht einmal; nein! dem muß ich noch einmal zu Buckel steigen.«

»Er Recht?« sagte Werner; »Er, der zuerst a verbis ad verbera überging? Ich verlange strenge Gerechtigkeit, Herr Kriegsath!

und bitte darum, daß Sie mich und ihn den Gesetzen gemäß richten.«

»Lieber, lieber Werner!« sagte der Kriegsath in der größten Angst, »Sie sind offenbar Schuld an allen Händeln, Sie haben diese Verse insidiose et dolose geschrieben.«

1 | »Gesetzt,« sagte Werner, »ich gestände das ein. Haben Sie sie nicht approbirt? Haben Sie sie nicht gelobt? Und alles Mögliche zugegeben; was folgt anders daraus, als daß Sie Ursache haben, auf mich böse zu sein; aber nicht dieser Herr hier.«

Während der Zeit hatten einige Einwohner des Städtchens den Burgemeister von dem Unglücke, welches seinen Sohn betroffen (wie sich die Leute ausdrückten) benachrichtigt, und er kam in Person zum Kriegsath. Dieser ließ Beide abtreten und wendete sich dann an den Burgemeister und erzählte ihm die Sache, ohne ihm jedoch seine Liebe und Absichten gegen Lottchen zu entdecken. »Ich weiß nicht,« sprach er, »was ich thun soll. Ihr Herr Sohn dringt so hitzig in mich, und hat offenbar das Recht auf seiner Seite, und doch möchte ich so gern den jungen Bekmann schonen.«

»Schonen?« sagte der Burgemeister; »das sollen Sie wohl bleiben lassen! ja, wenn mein Sohn Unrecht hätte, da wäre das Schonen am rechten Orte. Aber der Bekmann, das ist der rechte Mensch, der chicanirt ja hier Jeden, und ist doch nicht einmal in dieser Stadt geboren. Ich hoffe, es wird Ihnen nicht einfallen, diesen | hochmüthigen Habenichts gegen ein Stadtkind und den Sohn Ihres Vorgesetzten in Schutz zu nehmen.«

Der Kriegsath antwortete in der höchsten Angst: »aber, lieber Herr Burgemeister! bedenken Sie doch nur das Eine, daß Herr Bekmann ebenfalls von Familie, und eines Geheimenraths Sohn ist.«

»Aber nicht aus der Stadt, wo ich Burgemeister bin,« sagte Jener; »er ist ein Mensch, dem man den Daumen auf's Auge drücken muß, und dazu findet sich grade hier die Gelegenheit. Ich hoffe, Sie werden ihn so strenge als möglich strafen, und da keine Zeugen

vorhanden sind, die Sache so drehen, daß mein Sohn, und nicht Bekmann, zum Eide gelassen wird.«

»Aber,« schrie der Kriegsath, welcher plötzlich in Verzweiflung fiel, »aber lieber Herr Burgemeister! es sind ja mitigantia genug für Bekmann da. Werner hat offenbar gewußt, daß die Verse an Mademoiselle Bekmann gelangen sollten.« — — —

»Gut,« sagte der Burgemeister, »meinethalben! Wollen Sie Fremde gegen Einheimische in Schutz nehmen; meinethalben! Ich weiß, was sich mit der Gerechtigkeit machen | läßt, und sehe voraus, mein Sohn wird Unrecht erhalten. Aber das schwöre ich Ihnen! daß dato der Publication des Urtheils an, wenn Mein Sohn nicht Satisfaction erhält, ich Ihr Feind werde, Ihr bitterer, persönlicher Feind! Sie wissen, was das sagen will, wenn ein Vorgesetzter uns nicht wohl will.«

15 »Lieber Herr Burgemeister!« sagte Nasturtius bittend —

»Thun Sie, was Sie wollen,« fuhr Jener fort. »Meinen Sohn werden Sie wohl entlassen, wenn ich Ihnen sage, daß ich mich für ihn verbürge. — Komm, Fritz!« sagte er, und rief seinen Sohn aus dem Nebenzimmer — dann näherte er sich dem Kriegsath noch einmal und sagte leise: »meine Feindschaft oder Freundschaft; wählen Sie.«

Kaum war der Burgemeister fort, als Nasturtius Bekmann rief und zu ihm sagte: »Lieber Bekmann! ich bitte Sie um Alles in der Welt, gehn Sie zum Burgemeister, zu Wernern, und bitten Sie ab; ich kann Sie nicht retten, ich muß Sie condemniren.«

»Wie?« sagte Bekmann, »ich abbiten? Sie mich condemniren? Machen Sie nur, daß ich zum Eide komme. | Zeugen waren ja nicht bei der ganzen Geschichte. Der Marqueur war ja im andern Zimmer und der Wirth in der Küche.«

30 »Ich kann mir doch den Burgemeister nicht zum Feinde machen,« sagte Nasturtius.

»So! aber mich, mich kann der Herr sich zum Feinde machen. Gut, Sie sollen mich condemniren, immerhin! — aber meine Schwester heirathen: das sollen Sie nicht; und das Gedicht, was

Sie, dumm genug, für ein schönes Product ansahen, wollen wir in der Stadt so bekannt machen, daß die Buben auf der Straße mit Fingern auf Sie zeigen sollen.«

»Verdammtes Schicksal!« schrie Nasturtius, und stampfte mit den Füßen. 5

»Adieu!« sagte Bekmann kaltblütig, »ich gehe nach Hause und erzähle meiner Schwester, wie zärtlich Sie sie lieben.«

»Haben Sie denn nicht selbst eingestanden, daß Sie ausgeschlagen?« sagte Nasturtius.

»Allerdings!« erwiderte Bekmann, »aber wem habe ich es eingestanden? Ihnen. Niemand hat der Geschichte zugesehn, und Sie werden doch nicht gegen mich zeugen? « — | Er sah ihm fest in's Gesicht und sagte endlich, mit einer bedeutenden Bewegung an seinem Stocke — »hören Sie?« 10

»Was soll ich anfangen?« sagte der Kriegsath, »entweder ich werde von Ihrer, oder von der Familie des Burgemeisters beschimpft; ich werde zum Stadtmährchen. O, daß das Schicksal sich meiner erbarmte! — Nun gut, lieber Bekmann! ich verspreche, alles Mögliche für Sie zu thun, lassen Sie mir nur Zeit bis morgen. Heute Abend bringe ich übrigens Ihrer Schwester ein Ständchen.« 15 20

»Meinetwegen,« sagte Bekmann und ging. »Aber ich sage es Ihnen vorher, es hilft Ihnen nichts, wenn Sie sich nicht vernünftig nehmen.«

Der Kriegsath erwartete nun in der größten Unruhe den Abend. 25

### | Dreizehntes Capitel.

Welches ohne Überschrift bleibt.

Der so lange gewünschte Abend kam. Alles war, wie es der Kriegsath sich gedacht hatte: eine schöne mondheile, etwas kühle Nacht, welches den Mantel rechtfertigte, den der Kriegsath, um der Sache einen mehr romantischen Anstrich zu geben, umnahm, wenig Leute auf der Straße, nur hier und da vertrat sich ein Unter- 30

officier mit zwei Mann Soldaten, unter der Rubrik: Patrouille, die Füße. Unter diesen günstigen Aspecten, mit Liebe im Herzen, verließ der Kriegsath mit seiner musikalischen Suite das Haus, und zog vor das Bekmannische.

5 Kaum hatten die Musikanten auf ihren Fagots, Geigen und Clarinets die ersten zehn Tacte von dem bekannten Liede: Dein gedenk ich etc., hergestöhnt, als sich die umliegenden Fenster und nicht wenig nahegelegene Thüren öffneten, und eine Menge zuschauender Zuhörer den Kriegsath zwangen, sich in seinen blauen Mantel tief einzuhüllen, damit er nicht erkannt werde. 10 Endlich klirrte ein | Fenster des geliebten Hauses. Lottchen, im Kleide des zweiten Charakters, zeigte sich, und bewies dadurch, daß sie diese Bemühung des Kriegsath's um sie nicht mißbillige. Unser Nasturtius fühlte hier einmal wieder eine schwache 15 Ahnung jener schönen Leidenschaft, welche unser Herz so hoch schwellt, und würde ganz glücklich gewesen sein, wenn er nicht in der Entfernung ebenfalls einen blauen Mantel gewahr geworden wäre, welcher sich ihm immer mehr und mehr näherte, und um ihn herumschlich.

20 Der Kriegsath fühlte eine Art von Furcht, da die lange Gestalt dicht vor ihm vorbeistrich, und war eben deßwegen mehr aufgelegt zum Beleidigen, als sonst. Plötzlich eilte der Unbekannte weg, und erschien bald darauf wieder, als eben die Musikanten das Lied: Schön wie Florens Grazien, aus ihren Instrumenten hervorzertrten. Der Unbekannte war jetzt masquirt und stellte sich 25 hinter die Musikanten, zog eine kleine Trommel unter dem Mantel hervor und fing an zu trommeln.

Niemand der Umstehenden unterstand sich, Einspruch zu thun, Manche, weil sie glaubten, der Unbekannte gehöre mit zu den 30 Musikanten, und die Trommel zur türkischen Musik, Andere, weil ihnen die ganze Sache | nichts anging, und sie sich nicht in unnütze Händel verwickeln wollten.

Der Kriegsath dagegen war außer sich vor Zorn und Verdruß, besonders da sich der Unbekannte mit den Musikanten in Reih

und Glied stellte, und ohne Aufhören den Zapfenstreich schlug. Gern hätte er seinen Verdruß in sich selbst erstickt, wenn er nicht deutlich aus Lottchens zärtlichem Munde gehört hätte: »Wenn nur der fatale Mensch mit der Trommel stille wäre.« Ehe er daher das Lied, welches er noch vor ein paar Tagen von Lottchen loben  
5 und singen hörte: Wenn die Nacht mit süßer Ruh, anfangen ließ, so näherte er sich, zitternd vor Furcht, dem Unbekannten, und sagte ihm höflich: »Lieber Herr! Sie haben natürlich die Freiheit, auf Ihrer Trommel zu spielen, so viel als Sie wollen; allein ich bitte inständigst, nur so lange sie ruhn zu lassen, bis ich mein  
10 Ständchen vollendet.«

»Ich will nicht!« sagte dieser ganz kaltblütig und fing an den Fahnenmarsch zu schlagen. »Sie haben mir nichts zu befehlen.«

Die Stimme kam dem Kriegsath, trotzdem, daß die Maske sie dämpfte und der Mensch sie geflissentlich verstellte, dennoch  
15 bekannt vor.

! »Wissen Sie wohl,« sagte der Kriegsath, »daß Sie ein Tumultuarius sind?«

Der Unbekannte antwortete nur durch Trommelschlag.

»Ei!« sagte der Kriegsath in vollem Aerger, »schön getrommelt!  
20 in Wahrheit schön getrommelt! Wollen Sie,« setzte er pffiffig hinzu, »nicht auch Feuerlärm schlagen?«

»Wenn Ihnen damit gedient ist,« sagte der Unbekannte, und fing an; aber kaum hatte er die ersten Schläge gethan, als der Kriegsath seinen Mantel von sich warf und den herumstehenden Leuten mit  
25 lauter Stimme zurief:

»Ich bin der Kriegsath Nasturtius, im Namen der Polizei befehle ich Euch, greift mir diesen Tumultuanten, welcher die Stadt in Allarm bringen will.«

Die Leute standen ungewiß, ob sie zuerst an ihre Mützen oder  
30 den Trommelschläger greifen sollten.

»Greift ihn!« schrie Nasturtius, »im Namen der Polizei.«

»Boshafter!« rief Werner, riß die Maske ab und warf dem Kriegsath die Trommel an den Kopf, »daß sich Keiner untersteht,« sagte

er zu den Leuten, welche, indem sie den Sohn des Burgemeisters erkannten, scheu zurückwichen.

! »Greift ihn!« sagte der Kriegsath.

Hier vergaß Werner sich selbst. Es erbittert nichts mehr, als  
5 kleine Niederträchtigkeiten, und Werner, welcher wirklich die Verächtlichkeit des Kriegsathes tief fühlte, konnte sich nicht enthalten, mit allen fünf Fingern dem Kriegsath seine Empfindung auf die Backen zu schreiben.

Aber nun verlor auch der Kriegsath die Besinnung. Vor den  
10 Augen seiner Geliebten von seinem Nebenbuhler auf diese Art geliebkost zu werden, das war zu viel. Er stürzte wüthend auf Wernern los, und fiel ihm geradezu in die Haare, die Zuschauer, welche noch nie zwei Honoratiores sich hatten prügeln sehn, standen in starren Gruppen umher, und die Musikanten wußten nicht, ob sie gehn oder bleiben sollten. Plötzlich aber kam  
15 Hülfe, freilich nicht vom Himmel, aber doch von oben. Aus dem zweiten Stocke des Bekmannischen Hauses war Herr Carl Bekmann, die Hände bewaffnet mit einem Knotenstock, in dem Nachcamisol, Pantoffeln und Schlafmütze, herbeigeeilt, und drohte der Bataille den Ausschlag auf Nasturtius' Seite zu geben.

Schon machte sich Werner fertig, mit Verlust seiner Trommel und seines Mantels, das Feld zu räumen, weil ! Bekmann seine Batterie — den Knotenstock — unaufhörlich auf seinen Rücken  
25 spielen ließ; schon hatte der Kriegsath einige Wunden an der Nase und dem Munde erhalten, als plötzlich die militärischen Spatziergänger, jene oben gedachte Patrouille, die Straße herabkam, und froh, endlich etwas Anderes in die Hände zu bekommen, als die Muskete und Commisbrod, mit schnellen Schritten  
30 nach dem Orte des Streites hineilte.

»Halt!« rief der Unterofficier, und streckte seinen Stab über die Kämpfer aus, wie Moses einst über das rothe Meer. Aber die Kämpfer trennten sich nicht; denn eben war Werner zwar zu Boden gerissen, aber zugleich mit ihm der Kriegsath, und dessen

Rücken fing, wie ein Schild, die Streiche auf, welche Bekmann Wernern zudedacht hatte.

»Bursche, greift zu!« sagte der Unterofficier, und in einem Momente waren alle Parteien entwaffnet, von den Soldaten in die Mitte genommen, und nun ging der Zug, begleitet von einer Menge Zuschauer, nach der Hauptwache.

Wenn Herkules zu unsern Zeiten gelebt hätte, und von Soldaten arretirt wäre; so hätte er keine bessere Figur | machen können, als Bekmann, welcher in einer Jacke und langen Hosen aus Nanking, mit aufgelöstem Haare, seinen Knotenstock, gleich einer Keule, auf der Schulter, zwischen den Soldaten, mit zur Erde gesenktem, aber nicht betrübtem Blicke einherging. Ganz anders betrug sich Werner; er sprang lustig und lachend zwischen den Soldaten herum, erkundigte sich, wer die Wache habe? und freute sich, daß er den Officier kenne. Aber ein wahres Jammerbild war der Kriegsrath. Beschmutzt, blutig, mit gebläutem Rücken, mit gesenktem Auge, ging er einher, und erwartete, daß in jedem Augenblicke die Welt vergehen sollte, damit er von der Schande befreit werde.

Endlich kam man an die Hauptwache. Der Unterofficier präsentirte seine Arrestanten dem Officier, welcher seit einem halben Jahre das Recht erhalten, sich auf dem Rücken seiner Untergebenen eine Motion zu machen, und dieser examinirte die Gefangenen auf der Stelle. Da Werner sein guter Freund war, das heißt, da er sich mit Wernern mehrmals betrunken und mit ihm öfters gespielt, dieser ihn in Punsch freigehalten und sein Geld an ihn verloren hatte, so behielt er den Referendarius bei sich, Bekmann aber und den Kriegsrath schickte er in die Wachtstube und ließ sie unter die Pritsche kriechen. Zwar | betheuerte Nasturtius, er sei ein Mann vom Stande, zwar drohte Bekmann, er würde den Officier schon zu fassen wissen; allein da Werner schlechterdings darauf bestand: Beide nicht zu kennen; so that der Officier seine Pflicht und chicanirte Beide so viel als möglich.

Der arme Nasturtius mußte also eine ganze Nacht hindurch die Musketierspässe in der Wachtstube anhören, welche Bekmann

übrigens sehr belustigten. Nasturtius schrieb am frühesten Morgen ein Billet an den alten Obersten, worin er um seine Freiheit bat, wobei sein zerknirshtes Herz Wernern mit einschloß. In einer Viertelstunde war Befehl an den Officier und ein Verweis wegen der Behandlungsart da, und nach 6 Uhr Morgens gingen alle Drei nach ihrer Wohnung zurück.

### Vierzehntes Capitel.

In welchem Nasturtius seinen verrenkten Verstand einzurichten versucht.

Kaum war Nasturtius in Freiheit, als er sich in ein anderes Kleid warf und zu dem Burgemeister eilte.

»Was wollen Sie?« fuhr ihn dieser an.

»Ach!« sagte Nasturtius, »nichts als eine Sache in's Geleis bringen, welche verdammte Zufälle aus demselben gebracht haben: mich mit Ihnen versöhnen. Hören Sie nur, so wie die Sache jetzt liegt, kommt es nur auf mich an, Ihren Sohn einer Prostitution auszusetzen. Das, was Bekmann gegen ihn gethan hat, das Ausschlagen, hat er gegen mich gethan; und da er sich gegen Bekmann und ich mich gegen ihn gewehrt habe, so steht von dieser Seite die Sache ganz gleich; und es ist das Beste, daß wir gleich und gleich mit einander aufgehen lassen, für meine Partheilichkeit gegen Bekmann bin ich durch die Nacht, welche ich auf der Wache zugebracht habe, gestraft genug. Aber nun könnte ich allerdings Ihren Sohn belangen, daß er gegen den Officier geläugnet, daß er mich | kenne und mir dadurch jene herabwürdigende Behandlung zugezogen hat. Aber ich biete die Hand der Versöhnung, und will Alles gern vergessen, wenn Sie mir Ihre Freundschaft nicht entziehen, und Ihren Sohn dahin vermögen wollen, daß er Bekmann nicht verklagt. Denn ich will Ihnen entdecken, was noch Niemand in der Stadt weiß — ich werde wahrscheinlich Mademoiselle Bekmann heirathen.«

»Heirathen,« sagte der Burgemeister, »wollen Sie die Bekmann? Hätten Sie mir das gestern gesagt, so hätten wir uns sogleich vertragen können; denn ich will es Ihnen nur gestehn: mehrere Leute haben mir gesagt, daß mein Fritz sich um das Mädchen Mühe gäbe, welches mir, da sie keinen Heller Vermögen hat, sehr unlieb war; nun, dachte ich, hätten Sie auch eine Liebesgeschichte mit ihr, und mein Fritz, der Sie gar nicht leiden kann, würde aus Eigensinn, Eifersucht und Caprice, auf die Idee kommen, das Mädchen zu heirathen, welches mir im höchsten Grade unlieb gewesen sein würde. Nun, wie gesagt; also Alles ist vergessen und vergeben.«

Nun rief der Burgemeister seinen Sohn, welcher zu gutmüthig war, lange zu zürnen, sondern den Kriegsath umarmte und ihm Glück wünschte.

Der Kriegsath flog nach Hause, und schrieb folgendes Billet an Lottchen, dem er die Verschreibung Bekmann's hinzufügte.

Mademoiselle!

Ich wage es noch einmal, Ihnen meine Liebe zu erklären, welche wie Gold durch das Feuer, so durch Unfälle und Trübsale geläutert ist. Aus großer Liebe zu Ihrer Person habe ich Verse machen wollen, und mich durch den Referendarius Werner lächerlich machen lassen. Aus bloßer Liebe habe ich Sie beleidigt und mich von Ihrer Frau Mutter beleidigen lassen; aus bloßer Liebe habe ich ein ungerechtes Urtheil sprechen und mir den Burgemeister zum Feinde machen wollen; aus bloßer Liebe habe ich Ihnen ein Ständchen gebracht, mich schlagen und arretiren lassen — und beiliegender Beweis des Zutrauens und der Achtung gegen Ihre Familie, welchen ich Ihrem Bruder einzuhändigen bitte, wird Sie von meiner reinen Leidenschaft noch deutlicher überführen. O, wenn Sie die Meine werden wollen! Endesunterschriebener würde Zeitlebens sein Ihr

Slave

*Peter Nasturtius.*

Nach einer Viertelstunde erhielt der Kriegsath folgendes Billet.

Mein Herr!

Ihre Ausdauer, Ihre Liebe hat das Herz meiner Tochter gerührt; sie hat sich (so stark ist ihre Liebe für Sie) nach einem kurzen Kampfe entschlossen, die Ihrige zu werden. Wenn Sie es wünschen, so kann die Verlobung in unserm Hause noch heute vor sich gehn; und wenn dieses Arrangement Ihren Beifall hat, so bitte ich, in meinem Namen den alten Herrn Burgemeister und Gemahlin als Zeugen und Freunde einzuladen.

Ich bin die Ihrige

Räthin *Bekmann.*

Wer war froher als Nasturtius über den glücklichen Ausgang dieser so betrübten Geschichte. Denselben Abend war Verlobung; Alle waren versöhnt und fröhlich, und Nasturtius eilte mit der Hoffnung einer heitern Zukunft nach Hause.

### Funfzehntes Capitel.

In welchem der Kriegsath Nasturtius seinen Verstand wieder auf's Reine bringt; oder neue Kritik der reinen Vernunft.

Am andern Morgen war ein Theil der Entzückung des Kriegsaths verfliegen; er richtete seinen Blick auf die drei vergangenen Tage, und, welche Figur machte er in dem bunten Gemälde! Von Lottchen, von der Räthin, von Beckmann, von dem Burgemeister, von Wernern, von dem Officier, zum Besten gehabt; hintergangen, gefoppt, gescholten, geprügelt und chicanirt — wirklich, der Kriegsath hätte sich geschämt und schämen müssen, wenn er nicht diese Scham sich dadurch erspart hätte, daß er für seine Person an Allem unschuldig zu sein behauptet hätte.

»Es war das Schicksal,« sagte er, »und eine kleine Schwachheit von mir, welche mich in alle diese Vorfälle verwickelte. Meine

Schwachheit war, daß ich meine Grundsätze vergaß, und Schicksal war es, daß eine solche Reihe von Verlegenheiten aus diesem kleinen Fehltritt entsprangen.« — »So wie,« dachte er jetzt, »man einen wackern | Manne wohl ein kleines Räuschchen verzeiht: eben so wird man mir eine Reihe von Narrheiten, welche ich aus Liebe, einer Leidenschaft, welche die Seele ebenfalls benebelt, begangen habe, verzeihen.« Dabei nahm er sich fest vor, seine Grundsätze künftig nicht zu vergessen, sondern sie fest und in Ehren zu halten. Er dachte lange nach, ob es wohl noch eine Lage im menschlichen Leben geben könnte, in welcher die Seele, wie bei dem Verliebtsein, gleichsam nicht zu Hause wäre; um sich in diesem Falle ebenfalls Principien zu fixiren, nach welchen er alsdann handeln könnte. Da er aber keine auffinden konnte, so beschloß er, wenigstens seine alten Grundsätze, welche, wie er bemerkte, gleich alten Schuhen, ihm zu weit und unpassend geworden waren, zu revidiren, und da er ein großer Liebhaber des Complettens war, wo sich Löcher oder Lücken fänden, sie zu stopfen oder auszufüllen. Dieses Blatt wollen wir dem Leser ebenfalls mittheilen.

#### **Erweiterung und Verbesserung meiner Grundsätze noch den neuesten Erfahrungen.**

Im bürgerlichen Leben muß man seine Pflicht thun; denn man wird dafür bezahlt, Man thut aber seine Pflicht, wenn unsre Vorgesetzten mit uns zufrieden sind, | und wir dabei so handeln, daß wir Jedem, welcher uns Verletzung unserer Pflicht vorwirft, ohne den Proceß zu verlieren, injuriarum belangen können. »Wenn aber zwischen unserer Pflicht und zwischen unserm Privatnutzen eine Collision besteht und das honestum und utile sich einander entgegenstehen: dann ist es nicht nur erlaubt, sondern auch Pflicht, einen Mittelweg, welcher zwischen der Pflicht und dem Nutzen liegt, einzuschlagen; doch muß man dabei die Vorsicht gebrauchen, damit solche honette Pfiße, so nennt die Welt diese höchst

nützlichen Mittelwege, nicht Veranlassung zu Verspottungen oder gar zu unangenehmen Vorfällen werden.« Die Ehrfurcht, welche wir unfern Vorgesetzten schuldig sind, muß sich besonders durch Beifall und Bewundern zu erkennen geben. »Sind wir aber aus Ursachen, welche vernünftig sind, z. B. aus Liebe zu einer Person, gezwungen, unsern Vorgesetzten zu widerstreben, so sei man nicht nur, wenn man Unrecht, sondern ganz vorzüglich, wenn man Recht zu diesem Betragen hat, bemüht, ihre Gunst durch sogenannte Demüthigungen, das heißt, durch schickliche Respektsbezeugungen wieder zu erhalten.«

Die schönen Künste sind nicht übel. Die Dichtkunst kann man bei Hochzeiten und Geburtstagen, wie auch | bei Sterbefällen, mit vielem Beifalle anbringen; »auch ist es gut, wenn man Kindern schon früh einen Geschmack an der sogenannten Poesie beibringt, damit sie, wenn Zeit und Jahre es mit sich bringen, daß sie sich verlieben und heirathen, diese Gedichte nicht zu bezahlen nöthig haben, oder damit sie nicht von einem guten Freunde zum Narren gehalten werden — — —«

»Die Liebe ist ein Rausch des Verstandes, welchem Männer von Grundsätzen mehr als Andere unterworfen sind, so wie mäßige Menschen von einer kleinen Portion Wein eher betrunken werden, als Trunkenbolde. Wer verliebt ist, pflegt oft dümmere Streiche zu machen, als Derjenige, welcher es nicht ist; daher muß man diesen Rausch des Verstandes sobald als möglich ausschlafen, welches am Besten im Stande der heiligen Ehe geschieht, als in welchem Stande jede Liebe, die gegen die Frau ausgenommen, Sünde und gegen die Gebote der Moral, das heißt der Vernunft, ist.«

»So wenig Diejenigen zu tadeln sind, welche sich viel Geld zu erwerben suchen, so gibt es doch Fälle, in welchen man das Geld aufopfern muß, um seinen guten Ruf nicht zu verlieren. Der gute Ruf ist gleichsam die | Hand, vermöge welcher man das Geld an sich bringt, welche Vergleichung besonders bei Personen paßt, welche in öffentlichen Aemtern stehn; wenn nun die Hand, das ist der gute Name, abgeschnitten ist; womit soll man das Geld an

sich bringen? Man muß also zwischen zwei Uebeln das kleinste wählen und das Geld verlieren. — Wenn man einmal durch das Schicksal genöthigt wird, sogenannte dumme Streiche zu machen, so muß man sich sehr wohl hüten, daß dies öffentlich geschehe, und der Staat, z. B. der wachthabende Lieutenant, keine Notiz davon nehme, denn die executive Macht unseres Staats, die Soldaten nämlich, pflegen vor keinem Stande Ehrfurcht zu haben, als vor dem Bäckerstande und ihrem Officier.«

Diese Erweiterungen meiner Grundsätze habe ich meinen neuesten Erfahrungen, vor welchen Gott Jedermann bewahren möge, zu danken. Sollten sie, woran ich gegenwärtig stark zweifle, noch einiger Erweiterung fähig sein, so werde ich, wenn ich noch in meinem Leben Erfahrungen machen sollte, die Resultate derselben niederzuschreiben nicht unterlassen.

*Peter Nasturtius.*

| Und nun überließ sich unser Kriegsrath seiner Liebe zu Lottchen; sie machte, daß er bald vergaß, was vorgefallen war, und da diese Vorfälle, so sehr sie Anfangs seine Grundsätze erschüttert hatten, dennoch Ursach gewesen waren, daß er neue, unveränderlichere gefunden und niedergeschrieben hatte, so war sein Glück bald wieder hergestellt, und sechs Wochen darauf hieß Lottchen Bekmann, Madame Nasturtius.

**Ein Märchen.**

5 | Es war ein König, der mit seiner Königin sehr glücklich lebte,  
und sein Land vortrefflich regierte, seine Gemahlin war sehr schön  
und tugendreich. Sie hatten eine Prinzessin, die erst sechs Jahre alt,  
aber schon ein Muster der Schönheit war, Jeder, der sie sah, mußte  
sie lieben, und das ganze Land erwartete einst die vollkommenste  
10 Königin in ihr.

Diese Prinzessin ging einst mit ihrer Amme im Garten spatzieren; es war ein schöner warmer Sommertag, die Sonne flimmerte golden auf den hellgrünen Blättern junger Büsche, und die hohen Bäume warfen einen lieblichen Schatten auf einen frischen  
15 Grasplatz. Kühnende Lüfte wehten in den hellgelben Haaren der Prinzessin, sie sprang munter im Garten herum und pflückte bald Blumen, bald suchte sie goldene Schmetterlinge zu erhaschen.

»Ach, wenn ich doch, wie ein Vogel, in dem glänzenden Himmel herumfliegen könnte!« sagte die kleine Rosalinde, »siehe nur,  
20 meine Liebe, wie ihnen die Flügel | golden werden, wenn sie erst über uns das blaue Land erreicht haben, wo des Nachts die Sterne wohnen.« Sie stand und sah den Vögeln nach.

Ein Wind rauschte in den Bäumen, es stiegen einige Wolken auf, eine lichte rosenrothe Wolke bedeckte einen großen Theil des  
25 blauen Himmels, sie schwebte immer näher auf das Haupt der kleinen Rosalinde, jetzt war sie ganz dicht über ihr, als der König und die Königin kamen, ihre Tochter zu suchen. »Komm, mein Kind,« sagte die Mutter, »die Strahlen der Sonne verderben Dein zartes Gesicht.« Die Prinzessin wollte antworten, als sie ganz von  
30 einem rosenfarbigen Duft eingeschlossen vor den Augen ihrer Eltern aufwärts schwebte. Sie wußten nicht, was mit ihr vorging, sie wurde mit einer großen Schnelligkeit durch die Lüfte getragen, sie glaubte einige Augenblicke, sie sei ein Vogel geworden, und wollte wieder zu ihren Eltern zurück. »Ach!« rief sie, »so ist es

mir gegeben, was ich mir wünschte, die Kunst zu fliegen, aber ich bin zu ungeschickt die Flügel zu regieren, und kann nur aufwärts steigen, aber nicht zurück zu meinen Eltern und zu meiner lieben Amme.« Bald bemerkte sie, daß ihr die Flügel ganz fehlten, und daß sie von einer unsichtbaren Macht emporgehoben wurde. 5

! Sie sah nun herunter zur Erde, und große Berge und Seen und Städte lagen zu ihren Füßen wie auf einem Gemälde vereinigt. Sie schlug den Blick aufwärts und goldne Wolken und große Vögel zogen über ihrem Haupte hinweg. Sie war ganz in Erstaunen verloren, als sie in der Luft zu schwanken anfang, sie fürchtete zu fallen und schrie laut. Ein sanfter Stoß setzte sie nieder, ein weicher Rasen umfloß ihren zarten Körper, sie sah verwundert in die neue Welt hinein. Bäume von seltsamen Farben, worauf Vögel mit goldnen Federn saßen und liebliche Melodien sangen, beschatteten Rosalindens Lager. Das Gras zu ihren Füßen bewegte sich in kleinen Wellen und entdeckte bald kleine silberne Blümchen und schüttete sie eben so schnell wieder zu. 15

»Wo bin ich!« rief die Prinzessin. »In dem Lande, wonach sich Dein Auge sehnte, wohin die Vögel mit goldnen Flügeln eilen, wenn sie ihre Strafe, ihre Verbannung nach Eurer Erde überstanden haben;« tönte es von allen Bäumen. Rosalindens Augen irrten umher, ihr Blick suchte irgend etwas Bekanntes, worüber sie sich in diesem schönen Lande erfreuen könnte. Als sie nichts entdeckte, kamen Thränen der Angst in ihre Augen, sie entschlief vom Weinen und lieblichen Melodien eingewiegt. 25

! Ein Geräusch wie ein starkes Säuseln der Blätter erweckte die Prinzessin, wohlriechende Düfte umgaben sie, ein Vogelgesang erschallte von fern; als sie die Augen aufschlug, sah sie einen Wagen von Elfenbein mit Gold und Edelsteinen geziert in der Luft schweben, prächtige Pfauen trugen ihn, die ihren Schweif weit ausbreiteten, daß ihre köstlichen Federn von der Sonne beschienen in tausend Farben glänzten. Eine Dame saß in dem Wagen, sie war groß und majestätisch, das Kleid, das ihren schlanken Leib umfloß, schien Abendroth, worin goldne Sterne flimmerten. Ihr 30

schwarzes lockiges Haar war so mit kostbaren Steinen durchwebt, daß das Auge den Glanz davon nicht ertragen konnte. Ein Lied zum Lobe der Königin erschallte von allen Zweigen. Der Wagen senkte sich herab, die Dame stieg aus und kam auf Rosalinden zu, die zitternd da stand, und bald sie, bald die prächtigen Thiere anstaunte. »Willst Du mit mir gehn?« sagte die Königin. Die Prinzessin war von Neuem verwundert, denn ihre Stimme war der schönste Gesang, den ungesehene Instrumente in der Luft leise begleiteten. »Ich will Dich wie meine Tochter lieb haben,« fuhr die Dame fort, »Du sollst Alles bei mir erhalten, was Du wünschest; willst Du mir folgen?« 5

! »Ach gern,« antwortete Rosalinde, »wenn es nur meine Eltern zufrieden wären, und wenn ich meine liebe Amme zuweilen sehn könnte.« — »Ich will sie zu Dir bringen,« versetzte die Königin, »bist Du nun zufrieden?« — Die Prinzessin ging auf den Wagen zu, die Königin stieg ein, hob Rosalinden auf und warf sie in ihren Schooß, es war der Prinzessin als ob sie im Abendroth unterginge. Die Pfauen trugen Beide von Neuem durch die Luft, sie eilten so sehr, daß alle Gegenstände an Rosalinden wie unförmliche Bilder vorübergingen. Endlich sanken sie vor dem goldnen Thore eines prächtigen Palastes nieder. Der blaue Himmel über dem Palaste war mit goldnen Streifen durchwebt, Musik und Gesang erscholl in dem Hof, und bei jedem Ton zitterten die goldnen Streifen, als ob sie die Saiten wären, die angeschlagen würden. 20

Die Thore rauschten auf und eine Schaar von verschiedenen Vögeln zog der Königin entgegen; mit einigen sprach sie leise, dann ging sie mit Rosalinden die marmornen Stufen hinauf, sie traten in ein prächtiges Gemach, dessen krystallne Wände ihre Bilder unzählige Male zurückwarfen. Die Königin setzte sich auf ein Ruhebett nieder, wo sie der Schatten, den ein hoher Palmbaum ! hinein fächelte, bedeckte, die Prinzessin konnte nun erst die ganze Pracht und Schönheit der Dame bemerken, da der Glanz der Sonne ihr Auge nicht mehr blendete. Nachdem sie sie eine Zeitlang mit ruhiger Verwunderung angesehen hatte, wurde es ihr 30

plötzlich deutlich, daß diese Königin unmöglich zu den Menschen gehören könne, sie fürchtete sich und fiel auf die Knie nieder. »Was ist Dir, meine Tochter?« sagte die Dame, indem sie sie liebevoll aufrichtete. Rosalinde wurde von der Musik ihrer Stimme betäubt und drückte ihr Gesicht lautschreiend auf den Boden. 5

Die Königin hob sie auf und wiegte sie an ihrem Busen. »O meine Mutter, meine Mutter!« rief die Prinzessin schluchzend. — »Du sollst sie ja sehn, meine Tochter,« sagte die Königin mit tröstender Stimme. Eine Tafel, die mit den köstlichsten Speisen besetzt war, wurde hereingebracht, man setzte sich zu Tische, Vögel aller Art, warteten dabei auf und ihre seltsame Geschicklichkeit, womit sie die Schüsseln auf und abtrugen, bewunderte die Prinzessin so sehr, daß sie ihre Angst darüber vergaß. »Gebt meinem lieben Kinde schöne Kleider und Spielzeug,« sagte die Königin nach der Tafel. Viele Vögel führten Rosalinden in ein andres Gemach, wo eine große Anzahl Kleider von wunderbaren Zeugen ihre Augen belustigten, | viele schienen von Duft von allerlei Farben, und andere von goldnen Federn kleiner Vögel gewebt zu sein. Die Prinzessin freute sich über diese Herrlichkeit, und als sie die Kleider genug betrachtet hatte, begehrte sie ihr Spielzeug. Tausend seltsame künstliche Sachen wurden herbeigebracht, und als sie auch Puppen verlangte, wurden ihr viele, die aber alle die Gestalten von Vögeln hatten, gereicht. Nur eine menschliche Gestalt, die einen kleinen buckligen Mann vorstellte, war darunter, Rosalinde freute sich besonders über diesen. Sie brachte den ganzen Abend unter fröhlichen kindischen Spielen hin, ohne an ihre Eltern oder an ihre Amme zu denken. Nach dem Abendessen aber als die Königin befahl, man sollte sie entkleiden und zu Bette bringen, fing sie an zu weinen und begehrte ihre Amme. 25

Die Königin suchte sie zu trösten, und versprach, daß die Amme gewiß am folgenden Tage bei ihr sein sollte. Rosalinde fürchtete sich vor der Königin und ging mit den Vögeln in ihr Schlafzimmer, sie fingen an sie zu entkleiden, und sie weinte von Neuem; endlich zankte sie mit ihnen und schalt sie häßliche Thiere. 30

»Wie, eitle Närrin!« rief ein grüner mit Gold gestreifter Vogel, »häßlich nennst Du uns? sind wir nicht | schöner als Du und Dein ganzes Geschlecht? zeig' uns einmal prächtige goldne Farben, die an Deinem Körper wachsen wie an uns; wenn Ihr uns das nicht mit Edelsteinen und Seide nachmachtet, was würde man denn Merkwürdiges an Euch sehn?« Der Vogel war während seiner Rede so böse geworden, daß sich alle Federn an seinem Körper ausbreiteten. »Helft mir die Närrin bestrafen!« rief er den Andern zu. Sogleich eilten alle Vögel auf Rosalinden zu, und fingen an, sie mit ihren Flügeln zu schlagen, zu kratzen und mit ihrem Schnabel zu beißen. Die Prinzessin schrie laut, die Königin trat in das Gemach, alle Vögel wichen ehrerbietig zurück. Als sie die Ursache des Streites gehört hatte, verwandelte sie die Vögel zur Strafe in schwarze Raben und verbannte sie auf die Erde, Rosalinden verwies sie sanft ihre Unart und gab ihr zwölf silberne Tauben zur Bedienung. 15

Die Prinzessin wurde am andern Morgen vom Vögelgesang erweckt, die Tauben standen um ihr Bett herum, und fragten, ob sie sich wollte ankleiden lassen. Rosalinde sah sie an, Alle blickten mit so unschuldigen gutmüthigen Augen auf sie, daß sie sie herzlich lieb gewann. Sie richtete sich auf und wurde prächtig gekleidet, sie konnte die schönen Vögel nicht genug bewundern, ihre silbernen | Federn glänzten so rein in der Morgensonne, der Hals einer Jeden war mit einem Reif wie ein Halsband umgeben, bei der einen schienen es Rubinen, bei der andern Smaragden, und so bei einer jeden andere Edelsteine zu sein. 25

Als Rosalinde fertig war, wurde sie zur Königin geführt, diese nahm sie mit sich in den Garten des Palastes und die Prinzessin erstaunte von neuem. Ein Bach floß durch die Mitte des Gartens und theilte ihn, eine silberne Brücke, deren Geländer mit Rubinen besetzt war, vereinigte ihn wieder; hohe Palmbäume mit goldnen Blättern standen am Ufer des Baches, diese Blätter der Bäume waren so lang, daß sie sich in das Wasser tauchten, wenn ein Wind sie bewegte, und wenn sie sich wieder erhoben, schütteten sie 30

Wassertropfen, die sogleich zu Edelsteinen wurden, in das weiche hohe Gras des Ufers. Mit kindischem Entzücken sah Rosalinde diesem Spiele zu, sie schrie freudig auf, als sich die Steine im Grase immer vermehrten und immer schöner glänzten. Sie gingen über die Brücke und eine Allee silberner Birken nahm sie auf, 5 zwischen jeder Birke stand eine Statue von hellblauem Marmor; Rosalindens Auge konnte noch nicht das Ende dieser Bäume und Bilder erreichen.

! »Gefällt es Dir bei mir, mein Kind« fragte die Königin.

»Ach ja,« versetzte die Prinzessin, »wenn nur meine Amme da wäre, daß sie in diesen Gängen mit mir spielen, meine schönen Kleider sehn, und mir aus den Steinen am Wasser ein Halsband und Armbänder machen, oder sie in meine Haare flechten könnte.« 10

»Das können ja alles Deine Tauben auch,« sagte die Königin. — »Du hast mir meine Amme versprochen,« erwiderte Rosalinde weinend, »ach, ich dachte wohl, daß Du es nicht thun würdest, wenn ich doch wieder bei meinen Eltern in meinem Garten wäre!« 15

»Sei ruhig, mein Kind, Du sollst Deine Amme sehn,« rief die Königin; »o, wenn Du doch älter wärest und einen Begriff von Gefahr hättest, so könnte ich Dir sagen, es ist zu gefährlich für Dich und mich, aber so verstehst Du mich nicht und ich muß Dein Verlangen erfüllen.« 20

Als sie noch eine Zeitlang gegangen waren, kam ein schöner großer Vogel auf sie zu, er neigte ehrerbietig seinen Kopf bis auf den Boden, die Königin küßte ihn und seufzte; die Prinzessin näherte sich und streichelte seinen | glänzenden Nacken, er küßte ihre Hände und Rosalinde wurde dreister und beschäftigte sich immer mehr mit ihm. Sie erklärte endlich, daß ihr dieser Vogel am meisten gefiele und bat die Königin, sie möchte ihn ihr zur Bedienung geben. »Das geht nicht, mein Kind,« erwiderte Diese lächelnd, »allein er wird den ganzen Tag bei Dir sein.« Der Vogel freute sich über diesen Befehl, und versicherte, daß er kein größeres Glück kenne, als in Rosalindens Gesellschaft zu sein. Sie nahm ihn sogleich mit sich in ihr Zimmer, wo sie ihm alle ihre schönen 25

Kleider, ihre Kostbarkeiten, und ihre Puppen zeigte, sie verlangte, er sollte mit ihr spielen, er wußte aber mit den Puppen gar nicht umzugehen, er zerbrach den Vögeln die Schnäbel und die Beine; Rosalinde wäre sehr böse geworden, wenn er nicht versprochen hätte, andere zu schaffen. Zuletzt zeigte sie ihm die bucklige Figur, 5 der Vogel wurde plötzlich zornig, er ergriff die Puppe und war bemüht, sie mit seinem Schnabel zu zerreißen. Rosalinde weinte und bat um ihr liebstes Spielzeug, er ließ endlich die Figur los, die Prinzessin ergriff sie hurtig und trieb den Vogel mit Schlägen und Thränen über seine Bosheit aus ihrem Zimmer. 10

Bei der Mittagstafel war er wieder gegenwärtig, er näherte sich der Prinzessin und bat sie demüthig um Ver|zeihung, sie wollte gar nicht antworten, als aber die Königin für ihn bat, sagte sie: »ich vergebe Dir, aber ich will Dich nimmermehr auf meinem Zimmer sehn.« Er flehte um die Widerrufung dieses harten Befehls, er versprach durch einen strengen Gehorsam gegen ihren Willen sein Vergehen wieder gut zu machen, sie versöhnten sich endlich, und er folgte ihr nach der Mahlzeit in den Garten. 15

Rosalinde setzte sich am Ufer des Baches nieder, und sammelte die Steine aus dem Grase, der Vogel suchte ihr die schönsten und legte sie in ihren Schooß, dann brachte er ihr köstliche Erdbeeren aus dem nahen Gehölze, er hütete sich immer dem Bache zu nahe zu kommen; die Prinzessin bemerkte es und fragte um die Ursach, er sagte, »er könne das Wasser nicht leiden.« Sie verlangte, er sollte seinen Kopf in ihren Schooß legen, sie wollte mit seinen schönen Federn spielen; er bat, sie möchte nur vom Wasser weggehen, so würde es ihm die größte Freude sein. Rosalinde schmälte und warf ihm seinen Ungehorsam vor, nannte ihn ein häßliches ungeschicktes Thier, betheuerte, sie wollte ihn nicht mehr sehn und weinte von Neuem um ihre Amme. 25

Der Vogel ging zur Königin und klagte ihr sein Leid, diese ging sogleich zur Prinzessin und suchte sie zu be|ruhigen. Rosalinde weinte unaufhörlich und warf ihr vor, daß sie ihr nicht Wort halte, sie verlangte mit großer Heftigkeit zu ihren Eltern zurück. Alles 30

was die Königin anwendete, sie zu trösten, war vergeblich, sie sagte ihr endlich, sie sollte sich von dem Vogel zu einem Beet voll Tulpen führen lassen, dort würde sie ihre Amme finden. Die Prinzessin sprang freudig auf und folgte ihrem Führer, dieser senkte den Kopf traurig und bat sie auf dem Wege noch einmal,  
 5 ihren Wunsch aufzugeben und sich mit der genauesten Sorgfalt von ihnen bedienen zu lassen. Rosalinde hörte gar nicht auf ihn und verlangte nur immer ihre Amme. Sie sah jetzt Gegenden des Gartens, die ihr noch ganz unbekannt waren. Blumen, die so hoch wie Bäume gewachsen waren, bildeten eine Art von Wald, sie stand still und freute sich, daß hoch über ihr Rosen und Nelken die  
 10 Köpfe zusammenschlugen, und so einen Strom von Wohlgeruch in die Luft schütteten. Als sie dieses Blumenbeet, wie es der Vogel nannte, verlassen hatte, bot sich ihren Augen ein neues Schauspiel dar, Tulpen von allen Farben, deren Blätter durchsichtig wie Edelsteine waren und eben so glänzten, bedeckten ein großes Feld,  
 15 dessen Ende mit hellgrünen Bäumen, auf denen rothe Streifen der Abendsonne lagen, bekränzt war.

Ein Wühlen im Grase vor Rosalindens Füßen machte sie aufmerksam, ein kleiner schwarzgelber Bär arbeitete sich aus dem Boden hervor, sie schrie überlaut, der Vogel wurde bestürzt, der Bär näherte sich diesem: »Du weißt, wessen Gesandter ich bin?« —  
 20 »Ich weiß es,« war die Antwort. Der Gesandte zog aus einer Tasche, die er auf dem Rücken trug, ein Pergament und reichte es dem Vogel. »Sage Deinem Könige, daß wir uns gegen seine Tücke so gut schützen werden, wie es uns möglich ist,« rief der Vogel zornig, als er gelesen hatte; »er wird gewiß nicht im Besitz des Talismans bleiben, den er auf eine bübische Art dem rechtmäßigen  
 25 Besitzer entwandt hat, und der ihn allein so frech macht, uns zu drohn! Wenn Du noch darauf bestehst, Deine Amme zu sehen,«  
 30 sagte er zur Prinzessin, »so folge mir.« — »Lebt wohl,« sagte der Bär, indem er bemüht war mit seinen Pfoten die Erde wieder aufzuwühlen und hineinzukriechen. Rosalinde folgte dem Vogel mit großer Angst, sie gingen zwischen den Tulpen hindurch und

näherten sich den Bäumen. Am Fuße des einen sah die Prinzessin die Amme, die beschäftigt war, einen Blumenstrauß zu winden. Sie umarmten sich mit der größten Zärtlichkeit, alle Angst war vergessen. »Jeden Abend könnt Ihr Euch um diese Zeit hier finden,«  
 5 sagte | der Vogel, »aber hüte Dich,« fuhr er fort, indem er sich zur Amme wandte, »daß Du nicht bis nach Untergang der Sonne bleibst.« Sie versprach es und er ging nach dem Palaste zurück.

Die Prinzessin hatte nun so viel zu erzählen und zu fragen, daß sie noch lange nicht zu Ende war, als sich die Sonne hinter den  
 10 Bäumen senkte. »Jetzt muß ich zurück,« sagte Bertha. »Ach, nur noch einen Augenblick!« rief die Prinzessin, »komm nur noch mit in den Palast, um alle die herrlichen Sachen zu sehn.« — »Morgen, morgen,« rief die Amme, indem sie sie schnell umarmte. Sie riß sich los, trat hinter einen Baum, Rosalinde folgte schnell, aber sie  
 15 war vor ihren Augen verschwunden. Die Prinzessin stand zwischen schwarzen Bäumen und ein kalter Schauer ergriff sie, ihr war es, als ob dies ein Ort wäre, wo alle Menschen, die ihn beträten, sterben müßten; blaß vor Furcht sprang sie in das Tulpenfeld hinein und eilte dem Palaste zu.

Am folgenden Tage war Rosalinde unschlüssig, ob sie sich dem Orte wieder nähern sollte, wo sie gestern so viel Freude und Angst gehabt hatte, endlich siegte die Liebe zu Bertha, sie ging früher als  
 20 gestern durch den Wald von Blumen, eilte den glänzenden Tulpen vorüber und | fand ihre Amme wieder eben so am Fuße des Baumes sitzen. »Es ist schön, mein Kind, daß Du so früh kommst,«  
 25 rief Diese ihr entgegen, »so können wir heute länger beisammen bleiben.« Rosalinde setzte sich zu ihr und die Zeit verfloh wie am vorigen Abend. Als sich die Sonne neigte und die Amme aufstand, um in den Wald zu gehen, erinnerte sich die Prinzessin  
 30 ihres gestrigen Schrecks und lief, ohne ihre Bertha zu umarmen und zurückzusehn, mit der größten Schnelligkeit davon. Athemlos sank sie auf eine Rasenbank nieder, der Vogel trat zu ihr und fragte nach der Ursache ihrer Bestürzung. Sie erzählte sie ihm und verlangte zu wissen, warum ihre Amme immer in den häßlichen

Wald hinein müßte; er suchte sie zu beruhigen und sie gingen nach dem Schlosse zurück. Als sie zur Brücke kamen, wollte der Vogel, wie er immer gethan, hinter Rosalinden gehn, das schnelle Laufen aber und ihre Angst hatten sie so matt gemacht, daß sie sich auf ihn stützen mußte. Er suchte ein so anziehendes Gespräch 5 anzuknüpfen, um ihre Augen nach sich und von dem Bache zu lenken, aber Rosalinde sah immer in den Fluß, dessen krystallne Wellen über die goldnen Palmbblätter hüpfen. Sie bog sich sogar über das Geländer, um dies schöne Schauspiel noch besser zu genießen. Der Vogel mußte neben ihr stehn. Lautschreiend | fuhr 10 sie plötzlich auf, denn ihr liebstes Spielzeug, das bucklichte Bild, schwamm im Wasser. Sie behauptete, der Vogel hätte es hineingeworfen, er betheuerte, sie würde es auf ihrem Zimmer finden. Die Prinzessin sah unverwandt in den Bach, wie es die Wellen bald hoben, bald senkten, es schien ihr jetzt zu sprechen und sich 15 zu bewegen. Wüthend riß sie sich von dem Vogel los, eilte von der Brücke herunter, er folgte ihr, sie stand am Wasser, das Bild war ihr ganz nahe, sie streckte die Hand aus, um es dem Wasser zu entreißen, und stürzte in dem Augenblick hinein, der Vogel sprang ihr nach. Die Prinzessin erschrak heftig, als sie kalte Wellen 20 umfaßten, sie war einige Augenblicke ohne Besinnung, endlich schlug sie die Augen auf, sie fühlte sich mit starken Armen umfaßt, und als sie den Kopf umdrehte, sah sie, daß sie von eben der bucklichten Figur gehalten wurde, die mit großer Anstrengung arbeitete das Ufer zu erreichen. Die Sinne verließen Sie, und als 25 sie nach langer Zeit erwachte, fand sie sich in ihrem Zimmer, von ihren silbernen Tauben umgeben. »Was ist mir begegnet?« fragte Rosalinde; die Tauben suchten sie zu überreden, daß ein böser Traum sie so erschreckt habe. Die Prinzessin glaubte es am Ende, sie stand auf, und um sich zu zerstreuen, suchte sie all ihr 30 | Spielzeug hervor. Sie hatte schon eine Stunde vertändelt und ihren Schreck fast vergessen, als die Puppe ihr in die Augen fiel, starr sah sie sie an und erwartete jeden Augenblick, daß Leben und Bewegung in die nachgemachten Glieder kommen, und daß sie

das Bild mit starken Armen ergreifen würde. Schreiend warf sie sich nieder und zerschlug in der Angst ihr Gesicht auf dem Boden. Nach einer Stunde kamen die Tauben, um sie zu entkleiden, sie fanden sie leblos liegen.

5 Sie erwachte im Schooße der Königin, sanfte Musik erscholl. Rosalindens Augen schwärmten in der monderhellten Gegend umher, sie hatte den Garten noch nie bei Nacht gesehn. Der ganze Himmel war die reinste goldne Fläche; woran die große Scheibe des Mondes wie ein Edelstein funkelte, es schien als wäre ein dün- 10 ner Flor über den Himmel gespannt, der sich zuweilen ein wenig verschob, und so ein unzählbares Heer glänzender Sterne einige Augenblicke zeigte. Die Königin reichte Rosalinden einen Becher und hieß ihr den stärkenden Trank nehmen, Rosalinde that es und war in dem Augenblicke wieder völlig gesund. Die Geschichte, die 15 sie so geängstigt hatte, war ihr zwar noch im Gedächtnisse, aber wie einzelne Begebenheiten aus dem Leben einer andern Person, sie | schien sich viel zu erwachsen und verständig, als daß sie es hätte sein können, die ein Spielwerk, wie eine Puppe, belustigen und erschrecken sollte.

20 Sie wurde zu Bette gebracht und schlief sehr ruhig ein. Am Abend des folgenden Tages ging sie mit der Königin und dem Vogel in dem Garten spazieren, sie näherten sich dem Wald von Blumen; »wollen wir nicht zurückgehn?« fragte die Königin. — »Vergieb, ich wollte gern meine Bertha diesen Abend noch sehn,« 25 antwortete Rosalinde. — »Ach! das dachte ich wohl,« rief die Königin weinend, »daß der Trank nicht im Stande sein würde, das Andenken von geliebten Menschen bei Dir zu vertilgen; so gehe nur, ich muß mich meinem Schicksale überlassen.« Die Prin- zessin konnte sich diese Worte nicht erklären, sie war schon halb 30 entschlossen, der Königin nach dem Palast zu folgen, als ihr wie ein Traum die Erinnerung aufstieg, daß sie aus kindischer Furcht am vorigen Abend ihre Amme verlassen hatte, ohne Abschied von ihr zu nehmen. Sie ging also dem Tulpenbeet zu und fand wie an den vorigen Tagen ihre Bertha, sie konnte einer Furcht

nicht widerstehn, als sie den Bäumen nahe war und bat daher ihre Amme, mit ihr ein wenig zwischen den Blumen zu gehn und ihr von ihren Eltern zu | erzählen. Die Amme that es und sie entfernten sich immer weiter von den Bäumen, die Prinzessin wollte wissen, ob sich ihre Eltern über ihre Abwesenheit getröstet 5 hätten. Bertha versicherte, daß sie völlig beruhigt wären, man habe auf der Prinzessin Zimmer einen Brief, das Bildniß eines sehr schönen Prinzen und eine große goldne Feder gefunden. In dem Briefe habe man dem Könige geschrieben, daß seine Tochter nach zehn Jahren mit dem Prinzen vermählt, dessen Bild man ihm 10 schicke, zurückkommen würde, wenn er Muth genug habe, ihr dahin entgegenzukommen, wohin ein Vogel ihn führte, der am sechszehnten Geburtstage der Prinzessin in sein Schloß kommen würde. Dem Vogel würde diese goldne Feder aus dem rechten Flügel fehlen, der König möchte sie ihm wieder einstecken, und er 15 würde für diesen Dienst gern sein Wegweiser sein und alle Mühe und Gefahr mit ihm theilen. Der König sei entschlossen, Alles für seine Tochter zu wagen, und da es nur auf Muth ankomme, um sie glücklich wieder zu sehen, so sei er völlig beruhigt. »Aber ich muß fort,« rief Bertha, »die Sonne ist sogleich unter.« Sie hatten sich weit von den Bäumen entfernt, die Amme eilte, sie zu erreichen, die Prinzessin folgte ihr eben so schnell und wollte mehr von ihr hören, sie hielt sie beim Kleide | und Beide erreichten beinah den Wald als die Sonne völlig untersank. Krächzend flatterte die Amme empor, es war ein schwarzer Rabe, Rosalinde hatte immer 25 ihr Kleid festgehalten, sie war zuletzt auf die Knie gestürzt, beim Aufsteigen riß ein Stückchen los, und die Prinzessin hatte eine Rabenfeder in der Hand. Immer noch knieend sah sie dem Vogel verwundert nach, der sich bald in den Wolken verlor, endlich erhob sie sich und ging betrübt mit der Feder zurück in den Palast. 30

Die Königin stand auf den marmornen Stufen als Rosalinde zurückkam. »Was hast Du gemacht?« rief sie ihr entgegen, als sie die Feder in ihrer Hand erblickte. — »Sage mir,« antworte Rosalinde, »warum ist meine Amme als ein häßlicher Rabe davon

geflogen?« — »Ich habe Deine Unbesonnenheit erwartet,« rief die Königin zornig, und die Prinzessin wurde von dem Schall der Trompeten, Pauken und Waldhörner, die bei den zornigen Worten der Königin durcheinander schmetterten, betäubt. »Habe ich Dir nicht befohlen,« fuhr die Königin gelassen fort, »Du sollst nie bis nach dem Untergang der Sonne bei ihr sein?« Die Musik wurde nach und nach schwächer und Rosalinde erholte sich etwas, sie sagte, sie hätte gern so viel von ihren Eltern wissen wollen und darüber | die Sonne vergessen. — »Es ist nun nicht zu ändern,« 10 sagte die Königin seufzend und wehmüthige Flöten und Harfen seufzten leise mit; die Prinzessin folgte ihr weinend in den Palast.

Am folgenden Tage war die Königin ganz traurig und still, Rosalinde wagte es nicht, nach ihrer Bertha zu fragen, heimlich schlich sie am Abend nach dem Tulpenbeet, aber der Platz, wo ihre geliebte Amme zu sitzen pflegte, war leer, die Prinzessin warf sich nieder, sie sah, daß der Rasen da noch niedergedrückt war, wo sie gestern gesessen hatte, sie richtete einige silberne Blümchen auf, die Thränen flossen aus ihren Augen. Ihr ehemaliger Liebling, der große schöne Vogel näherte sich und suchte sie zu trösten. 20 »Sage mir,« fragte sie, »werde ich meine Amme wiedersehen?« — »O gewiß,« versetzte er, »aber jetzt, meine liebe Rosalinde, ist es unmöglich.« Sie weinte von Neuem, sie machte sich Vorwürfe, daß sie an ihrer Verwandlung schuld sei; der Vogel bat die Prinzessin zurückzukommen und seinen Kummer nicht durch den ihrigen 25 zu vermehren. Sie waren in dem Blumenwald, als ein Rauschen die Prinzessin erschreckte, einige von den Blumen hoben sich aus dem Boden und fielen zu ihren Füßen nieder, die Erde that sich weit auseinander und | ein großer schwarzer Bär, der eine goldne Krone, die reich mit Edelsteinen besetzt war, trug, stieg hervor, sein Leib war ganz mit goldnen Ketten behangen, an allen Klauen trug er kostbare Ringe; er stützte sich auf einen ebenhölzernen mit Perlen umwundenen Stab, zwanzig kleine Bären, alle mit prächtigen Ketten und goldenen Spangen um die Tatzen, hielten die Schleppe eines Mantels von Goldstoff, der von den Schultern des

großen Bären hing. »Ich komme in meinem königlichen Staat, um Euch die gebührende Ehre zu erweisen,« sagte er spottend zum Vogel; »mein stolzer Prinz! — Du und Deine Mutter, Ihr habt doch also Alles angewandt, um die Bezauberung, worin Du durch meine Kunst lebst, aufzuheben, aber Ihr habt wohl nicht berechnet, daß Ihr durch Euren Betrug desto leichter in meine Gewalt kommt; wenn Ihr nun in funfzehn Monaten nicht im Stande seid, ungerechte Bezauberungen aufzuheben, so kündige ich Euch den Krieg an; Ihr wißt, keine von den Feen darf Euch beistehen, wenn Ihr Euch Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen laßt, und so hoffe ich, Euch durch Hülfe meines Talismans zu überwinden, und mein Eisland gegen Euren Sonnenschein zu vertauschen.« — »Den Talisman,« rief der Vogel, »den Du meinem Vater schändlicher Weise | gestohlen hast und ihn selbst gefangen hältst! Ich hoffe, die Zeit soll noch kommen, wo ich ihn befreien und rächen werde, denn nur Dein Raub macht Dich so mächtig, daß Du es wagen kannst, uns zu drohen.«

»Du weißt jetzt meine Meinung,« sagte der Bär, »entweder in funfzehn Monaten hebt Ihr jede Ungerechtigkeit auf oder rüstet Euch zur Vertheidigung.« Er stieg bei diesen Worten in den Boden, sein Gefolge mit ihm, die Blumen richteten sich auf und standen wieder auf ihrem Platz.

Die Prinzessin wußte nicht, ob sie träumte, der Vogel stand nachdenklich vor ihr. Sie bat ihn endlich, ihr alle diese wunderlichen Sachen zu erklären. »Ach, verschone mich!« rief er aus, »Du wirst es nur zu früh erfahren.« Beide traten den Weg zum Palaste an, die Königin kam ihnen entgegen: »Ich weiß Alles,« sagte sie weinend, als der Vogel zu ihr trat, um ihr des Bären Wort zu erzählen. »Laßt uns auf Vertheidigung denken, denn Du weißt, daß ich ohne den Talisman die Bezauberung nicht aufheben kann, woran diese Unbesonnene schuld ist.« — »O mache ihr keine Vorwürfe,« sagte der Vogel, »denn, wenn wir verlieren, würde sie nicht mit uns leiden | müssen?« Sie gingen hinein und Rosalinde hörte die Königin sagen, daß sie diese Nacht noch ihren

ganzen Rath zusammenrufen wollte, er möchte auf ihrem Zimmer gegenwärtig sein.

Rosalinde war der wunderbaren Erscheinungen jetzt schon etwas mehr gewohnt, sie fürchtete den geheimen Rath der Königin nicht, sondern wurde vielmehr von einer großen Neugier geplagt, ihm beizuwohnen; Alles, was vorging, waren ihr Räthsel, und sie wünschte sie aufgelöst. Sie strengte ihren Kopf an, um ein Mittel zu erfinden, wodurch sie in der Königin Zimmer kommen könnte, sie sah den Palmbaum an dem Fenster, und fand, daß man das Zimmer übersehen könne, wenn man nur oben wäre. Mit diesen Gedanken beschäftigt, ging sie hinaus und betrachtete den Baum von außen. Die Pfauen der Königin begegneten ihr und fragten nach der Ursach ihres Kummers. Rosalinde sagte, daß sie eine unwiderstehliche Neigung habe, sich oben auf dem Wipfel des Baumes im Mondschein zu wiegen, und kein Mittel erfinden könne, ihn zu ersteigen. Die Pfauen erboten sich, sie hinaufzutragen, wenn sie ihnen eine kleine Gefälligkeit dagegen erzeigen wollte. Rosalinde fragte, was sie wünschten: »Es ist Dir ein Leichtes,« antworteten sie, »da Du der Liebling der | Königin bist, bitte sie, daß sie uns zu unserm schönen Körper bessere Füße schenkt.« Die Prinzessin versprach es gern und versicherte, daß ihr die Königin eine solche Kleinigkeit nicht abschlagen würde. Die Pfauen hoben sie auf und in einigen Augenblicken saß Rosalinde auf den weichen Blättern des Baumes und sah in das Gemach der Königin. Diese lag auf einem Ruhebetten und weinte, der Vogel stand vor ihr und hatte seinen Kopf in ihren Schooß gelegt. »O mein theurer Sohn,« rief die Königin, indem sie sich erhob, »sollte es möglich sein, daß ich Dich immer in dieser Gestalt sehn muß?« Der Vogel tröstete sie und bat sie, ihre Geister zusammen zu rufen, um ihren Rath zu hören.

Die Königin stand auf und sprach einige Worte, die Rosalinde nicht hören konnte, und plötzlich entstand ein Rauschen, ein Wind erhob sich und wehte den Baum hin und wieder. Die Prinzessin hielt sich zitternd fest und wünschte, daß sie unten

geblieben wäre, sie war im Begriff die Pfauen zu rufen, als verschiedene Stimmen im Gemach ihre Aufmerksamkeit auf sich zogen, es war als ob das Brausen eines Stroms in unvernehmliche Worte gezwängt sei. Sie konnte den Inhalt des Gesprächs nicht verstehen, und sah auch Niemanden als die Königin und | den 5 Vogel, endlich hörte sie, wie die Königin befahl, daß die Geister sichtbarlich im Zimmer erscheinen sollten. Plötzlich wurden die Lichter im Zimmer trübe, verschiedene schwarze Wolken fuhren zuckend hin und wieder, der helle Lichtstrahl schien zuweilen wie ein Blitz hindurch und in einigen Augenblicken saß eine 10 ehrwürdige Versammlung an den krystallinen Wänden umher, die ihre Bilder zurückwarfen und so dem Auge eine unzählige Menge vorspiegelten. Rosalinde belustigte sich eine Zeitlang damit, die Versammlung zu betrachten und jedes Bild zehnmal in den Spiegeln wiederzufinden; aber wie erschrak sie, als sie in 15 der gegenüberstehenden Wand bemerkte, daß die Königin ihren Platz im Schatten des Palmbaumes nahm, denn sie sah in eben dem Augenblicke den Baum und Rosalinden im Spiegel. Zornig stand sie auf und winkte mit der Hand, die Prinzessin fühlte sich von einer unsichtbaren Gewalt gefaßt und befand sich in ihrem verschlossenen Zimmer. Aengstlich erwartete sie den Morgen, sie fürchtete den Zorn der Königin, ihre Besorgniß wurde noch vermehrt, als sie früher als gewöhnlich zu ihr gerufen wurde. Die Königin war sehr gütig, erwähnte des gestrigen Vorfalls nicht, frühstückte mit der Prinzessin und bat sie dann, sie in den Garten 20 zu begleiten. Beim Spazierengehn | wurde diese so dreist, die Bitte der Pfauen vorzutragen. »Rosalinde,« sagte die Königin ernsthaft, »mißbrauche meine Güte nicht, Du hättest weit mehr Ursache, für Dich selbst um Verzeihung zu bitten, die Pfauen büßen für ihre Eitelkeit und Deine Thorheit, sie schwimmen als 30 Enten in einer sumpfigten kalten Gegend im Wasser.« Der Vogel trat zu ihnen, die Prinzessin bemerkte, daß Beide weit ruhiger, als am vorigen Tage waren, und daß sie von ihnen mit noch mehr Sorgfalt, als sonst, behandelt wurde.

Von jetzt an war der Aufenthalt bei der Königin der Vögel sehr ruhig für Rosalinden, es fiel nichts Merkwürdiges vor, sie gewöhnte sich immer mehr an den großen Vogel, sie konnte fast gar nicht mehr ohne ihn sein, sein eifrigstes Bestreben war, der 5 Prinzessin gefällig zu sein. So wurde ein ganzes Jahr verlebt, es war so eilig vorübergeflattert, daß Rosalinde die Länge der Zeit gar nicht bemerkt hatte. Eines Tages saß sie im Zimmer der Königin, als ein dunkelblauer Vogel, der an jeder Feder einen silbernen Stern trug, eingeführt wurde. Die Königin stand auf, als sie ihn 10 erblickte, und ging ihm weinend entgegen. »Vergib,« rief sie, »ich bin nicht schuld an Deinem Schicksale.« Der Vogel neigte sich ehrerbietig. »Alles, | was ich thue,« fuhr sie fort, »um es für jetzt zu mildern, ist, daß ich Dich Deinem Liebling zur Gesellschaft gebe. Du wirst gern in der Gesellschaft dieses Vogels sein,« sagte sie, 15 indem sie sich zur Prinzessin wendete, »ich bin gewiß, Du wirst ihn lieb gewinnen.« Rosalinde hatte sich so an die Gesellschaft der Vögel gewöhnt, daß sie ihr ganz wie Menschen vorkamen, sie neigte sich also höflich und versicherte, daß ihr diese neue Bekanntschaft viel Vergnügen machen würde und bat den schönen Fremden, sie auf ihr Zimmer zu begleiten, wo sie sich bemühen 20 wollte, ihm die Zeit angenehm zu vertreiben, der Vogel folgte ihr gern und Rosalinde bat ihn, ihr nach dem Frühstück zu erzählen, wo er bis jetzt gelebt, und was er erfahren habe, ehe er an den Hof der Königin gekommen sei, der Vogel versprach es und man setzte sich zum Frühstück nieder. 25

»Du scheinst hier sehr zufrieden zu sein,« sagte der Vogel, indem er aufstand. — »O ja,« antwortete Rosalinde, »sollte Dir dies Land nicht gefallen?« — »Das kann es mir unmöglich so wie Dir,« versetzte der Vogel, »Du hast Deine menschliche Gestalt 30 darin behalten, aber ich, — es ist wahr, für einen Vogel bin ich sehr schön, aber ein Vogel ist doch immer kein Mensch.« — »Warst Du denn je ein Mensch,« rief Rosalinde verwundert. — | »O gewiß, und Du hattest mich damals sehr lieb.« — »Wie? so bist Du doch wohl gar meine Amme, meine liebe Bertha?« Beide umarmten

sich nun mit der größten Zärtlichkeit, die Prinzessin fragte, ob sie ihr nicht verhaßt wäre, da sie die Ursache ihrer Verwandlung sei. »Ach nein, mein Kind,« rief die Amme, »ich bin selbst schuld daran, ich hätte nicht so lange bei Dir bleiben sollen.« Rosalinde erkundigte sich, wie sie nunmehr zu ihr gekommen wäre. 5

»Ich schlief an dem Tage, als ich Dich zum ersten Mal sah, ermüdet ein, da war mir, als ob Hände, die ich nicht sehen konnte, mich forttrugen und mich am Fuße des Baumes niedersetzten, wo Du mich fandest, ich weidete meine Augen an den schönen Blumen, der herrlichen Musik, die umher ertönte und an dem heitern Himmel. Ich saß in Gedanken, als sich mir ein Vogel mit glänzenden Federn näherte; Bertha, rief er, Du sollst Deine verlorne Rosalinde wiedersehen. Vor Freuden über dies Anerbieten, vergaß ich das Wunderbare, daß ein Vogel sprach; nur hüte Dich, fuhr er fort, daß Du nicht bis nach Untergang der Sonne bei ihr bleibst, sonst muß Dich die Königin der Vögel in einen schwarzen Raben umwandeln, dies ist das unvermeidliche Schicksal aller Sterblichen, die, nachdem die Sonne verschwunden ist, im Gebiete der Vögel leben, und unsere große Königin kann es nicht ändern, darum suche vorher den Wald zu erreichen und Du wirst Dich in Deinem Zimmer wiederfinden. Du kamst bald darauf zu mir und kaum hatte ich Dich verlassen, so erwachte ich in meinem Bette, ich hielt diese ganze Begebenheit für einen Traum. Am folgenden Abend überfiel mich dieselbe Schläfrigkeit, ich entschlief in meinem Zimmer und erwachte am Fuße des Baumes, der Vogel stand wieder vor mir und wiederholte seine Warnung. Wie ist es denn, fragte ich, daß meine geliebte Rosalinde ihre Gestalt behalten hat? Meine Mutter hat vom Schicksal die Erlaubnis, eine menschliche Gestalt bei sich zu haben, doch aber muß diese mit freiem Willen und ohne einiges Mißvergnügen bei ihr bleiben und darum ist sie gezwungen, alle Wünsche der Prinzessin zu erfüllen und durch ihre Zofen Dich jeden Abend hierher tragen zu lassen, ob sie sich gleich durch diese Gewaltthätigkeit die Feindschaft der andern Vögel zuzieht. Aber, fragte ich wieder, wie kann der Königin so viel daran

liegen, ein kleines Mädchen zu ihrer Gesellschaft zu haben, da sie sich dadurch in so große Gefahr bringt? Ich kenne Deine Liebe zu Rosalinden, fuhr der Vogel fort, und kann Dir daher wohl Alles entdecken. Mein Vater war ein mächtiger König unter den Feen, beinah alle Geister waren ihm unterthan, diese Macht verschaffte ihm ein kostbarer Talisman, den er beständig am Finger trug, ich war damals ein schöner Prinz, der Stolz und die Freude meiner Eltern. Der König der Bären, ein falscher Mann, der nach meines Vaters Macht trachtete, hatte einen Sohn, der bucklicht und ungestaltet war, er suchte meinen Vater durch viele Schmeicheleien zu gewinnen, daß er endlich dem bucklichten Prinzen die Erlaubniß gab, mein Gesellschafter zu sein; dieser wußte sich so freundschaftlich zu betragen, daß ich meinen Vater oft bat, seine häßliche Gestalt zu verschönern, er versprach es einmal, indem er mit uns Beiden spazieren ging; als er in den Wald von Blumen kam, sagte er, die Hitze des Tages hat mich müde gemacht, laßt mich hier ein wenig ausruhen, dann will ich Dich, mein Prinz, von der Gestalt, die Dir zuwider ist, befreien, und ich hoffe, Dein Vater soll mir es Dank wissen. Er befahl, so lange er schlief, nicht von seiner Seite zu gehn und ihn zu wecken, wenn ihm Jemand nahe käme. Ich versprach es, fuhr der Vogel fort, ich hatte aber nur wenige Minuten mit meinem Freunde bei meinem schlafenden Vater gesessen, als sich dieser über einen heftigen Durst beklagte und von mir einige Erdbeeren verlangte, ich lief sogleich, ihm welche zu suchen, indeß zog dieser Niederträchtige den Ring von meines Vaters Hand, durch dessen Macht der König der Bären sogleich herbeikam und meinen Vater gefangen nahm und mit starken goldnen Ketten belegte. Ich hatte Erdbeeren gefunden und brachte sie auf breiten Palmblättern, wie erschrak ich aber, als ich meinen unglücklichen Vater sah, der mich mit Vorwürfen überhäufte; daß ich ihn seinen Feinden übergeben hätte, ich wußte damals von dem unglücklichen Talisman nichts. Gut, daß Du kommst, rief der Bär hämisch, Dir ist ja meines Sohnes bucklichte Gestalt immer so zuwider gewesen, trage sie von jetzt an selbst. Bei

diesen Worten berührte er mich mit dem Ringe, und ich glaubte zu sterben, denn meine schlanken, geraden Glieder schrumpften zu einer abscheulichen Figur zusammen und sein eigener Sohn stand wie mein ehemaliges Bild vor mir. Die Thränen flossen bei dieser Erzählung aus des Vogels Augen. Mein Vater, fuhr er fort, suchte mich über mein Unglück zu trösten und der König der Bären schleppte ihn in die Erde zu seiner Wohnung. Meine Mutter hatte nicht die Macht, meine Verwandlung aufzuheben, und doch war es ihr unmöglich, mich in dieser Gestalt zu sehen, sie | verwandelte mich daher in einen Vogel. Alle Geister und Feen, die meine Mutter um Rath fragte, antworteten ihr: daß es einer Prinzessin möglich wäre, meinen Vater zu befreien, den Talisman wieder zu erhalten, mich selbst in meinen vorigen Stand zu setzen und am Ende meine Gemahlin zu werden, nur müßte sie freiwillig bei uns wohnen; auch hatte der König der Bären so lange keine Gewalt über uns, wie wir uns keiner Ungerechtigkeit zu Schulden kommen ließen. Darum, mein Kind, schloß die Amme, wurdest Du Deinen Eltern entführt und und man mußte mich zu Dir bringen, weil Du es verlangtest; durch unsre Unvorsichtigkeit wurde ich am dritten Abend in einen Raben verwandelt und führte ein Jahr lang ein betrübtes Leben auf der Erde und jetzt habe ich die Erlaubniß, in diesem schönen Lande zu leben.«

Rosalinde hatte mit der größten Aufmerksamkeit diese Geschichte angehört. Als die Amme geendigt hatte, fragte sie, »warum hast Du mir aber, als ich Dich das letzte Mal sah, nicht das Alles erzählt.« Bertha antwortete, daß sie dem Prinzen einen Eid habe leisten müssen, ihr davon so wenig, als ihren Eltern zu sagen, denn die Prinzessin sei noch zu jung und könnte leicht zu ernstlich zurück nach ihren Eltern begehren und dann sei alle Hoffnung | verloren; und der König, wenn er den Zusammenhang der Geschichte wüßte, würde gewiß mehr Sorge für seine Tochter haben, als jetzt, da er nur mit Sehnsucht wünschte, die zehn Jahre möchten erst verflossen sein, daß er sie und ihren Gemahl umarmen könnte.

»Ach,« sagte die Prinzessin, »wer weiß, wie viel wir Alle noch zu leiden haben!« Die Amme tröstete sie und suchte sie zu überreden, daß vielleicht die Zeit nahe sei, wo sie Alle glücklich werden würden. Rosalinde, der Prinz und die Amme waren nun beständig beisammen. Die Prinzessin war jung und froh und vergaß den dritten Tag schon, was sie den ersten und zweiten geängstigt hatte, sie hatte so oft von Gefahr sprechen hören, und doch blieb Alles so ruhig wie zuvor, daß sie am Ende glaubte, es könne auch wohl eine schwermüthige Einbildung der Königin sein und der Prinz würde einmal plötzlich seine ehemalige liebenswürdige Gestalt wieder haben.

So waren zwei Monate verflossen, als die Prinzessin am Abend mit ihrer Amme im Garten ging, die Königin trat zu ihnen, »Rosalinde,« sagte sie, »Du weißt meine Geschichte, die Amme hat sie Dir erzählt, sage mir, hast Du seit der Zeit einmal den Wunsch gehabt, | mich zu verlassen? Die Prinzessin versicherte, daß sie die Königin und den Prinzen über Alles liebe und sie nie verlassen wolle. »Mein Kind,« fuhr die Königin fort, »heute ist meines Sohnes Geburtstag, in dieser Mitternacht, da ich mich seiner zum ersten Mal erfreute, sehe ich ihn in seiner wahren Gestalt, er selbst weiß nichts davon, er schläft, wenn ich ihn erwecken wollte, würde sie sogleich wieder verschwinden und mein Sohn würde wieder in der Gestalt meines Todfeindes vor mir stehn. Ich will Dich mit mir nehmen, Du sollst Deinen künftigen Gemahl kennen lernen.« Rosalinde bat sie, ihr doch die Angst zu erklären, die er einst an dem Bache wegen der bucklichten Figur gehabt habe. Die Königin sagte ihr, daß dieser Bach alle Bezauberungen, die ohne Hülfe des Talismans geschehn wären, entdeckte, darum habe sie das bucklichte Bild des Prinzen, aber nicht sein eignes gesehn. Komm,« fuhr sie fort, »daß ich Dich von irdischen Irrthümern reinige, ich will Dich in den Strahlen des Mondes baden und Du wirst, halb selbst eine Fee, allen Bosheiten feindseliger Geister widerstehn.« Sie nahm die Prinzessin bei der Hand und führte sie in ein dunkles Gebüsch. Die Sonne war schon untergegangen

und der hellblaue Duft zog sich nach und nach zurück, um dem  
 | Golde, worin der Himmel bei Nacht prangte, zu weichen. Sie  
 hatten das Gebüsch verlassen und standen auf einer grünen Wiese,  
 es schimmerte Alles rings umher, die Gräser und Blümchen am  
 Boden schienen aus Goldstaub hervorgewachsen zu sein, in der  
 Mitte stand ein Tempel aus weißem Elfenbein, vor dessen Eingang  
 eine rothe Wolke als Vorhang schwebte. Der Tempel war von  
 einem Fluß umgeben, dessen bläuliche Wellen hin und wieder  
 hüpfen, sie standen einen Augenblick und die Wellen hoben den  
 Mond aus der Tiefe empor und schienen ihn scherzend zu nöthi-  
 gen, seinen Platz am Himmel einzunehmen. Der Mond schwamm  
 langsam am Himmel herauf und die Königin führte die Prinzessin  
 zum Ufer des Flusses, ein kleiner Nachen schwamm zu ihnen  
 herüber, sie stiegen ein und befanden sich bald an den Stufen des  
 Tempels, bei ihrer Annäherung theilte sich die purpurne Wolke  
 und ein goldner Schein umfloß Beide. Als sie in den Tempel ein-  
 traten, erblickte die Prinzessin eine große goldne Schaale, sie kam  
 näher und sah, daß die reinsten Mondstrahlen sich darin durch-  
 einander bewegten, die Prinzessin stand am Rande und sah hin-  
 ein und eine sanfte Wehmuth erfüllte ihre Brust, Thränen flossen  
 aus ihren Augen und mischten sich mit den Wellen des Mondes,  
 die davon ein wenig | zu brausen anfangen, aber gleich wieder  
 besänftigt sich wie zuvor bewegten. Die Königin hob Rosalinden  
 auf und setzte sie in die Schaale, Schauer und Entzücken ergriffen  
 die Prinzessin, sie meinte, sie müßte sterben und untergehn, und  
 doch war ihr dies Gefühl eine Seligkeit. Nach einiger Zeit warfen  
 sie die Wellen aus, und sie lag knieend vor der Königin, diese hob  
 sie auf, drückte sie schweigend an ihren Busen und Beide traten  
 den Weg zum Palaste an.

Sie kamen zum Zimmer des Prinzen, der schlafend auf einem  
 Bette lag, die Königin zog die goldnen Vorhänge auf und freudig  
 überrascht trat die Prinzessin einen Schritt zurück, der schönste  
 Jüngling lag wie ein Gott schlummernd auf weichen Kissen, sein  
 braunes Haar lag in gefälligen Locken um seinen weißen Nacken,

die rothen frischen Lippen ruhten lächelnd übereinander und die  
 langen schwarzen Augenwimpern schienen neidisch den hold-  
 seligen Blick seiner Augen zu verstecken, ein Gewand von kleinen  
 silbernen Federn schmiegte sich an seinen Körper. Die Königin  
 betrachtete ihn eine Zeitlang mit Entzücken, dann brach sie in  
 Thränen aus, sie setzte sich am Fuße des Bettes nieder. Rosalinde  
 stand neben ihr, es war ihr unmöglich, die Augen von dem schlaf-  
 enden | Jüngling wegzuwenden, der kleinste Zug seines Gesichts  
 prägte sich ihrem Gedächtniß ein; die Königin näherte sich dem  
 Schlafenden und drückte einen leisen Kuß auf seine Lippen.  
 »Erlaubst Du mir auch, daß ich ihn küsse?« fragte Rosalinde. —  
 »Gern,« sagte die Königin, zwischen Thränen lächelnd, »nur  
 wecke ihn nicht.« Die Prinzessin näherte sich, sie küßte ihn leise  
 und lehnte ihr Gesicht an das seinige, ihre Thränen flossen heiß auf  
 seine Wangen, sie wollte sie abtrocknen und der Prinz erwachte.

Schreiend sprang die Prinzessin auf, weinend warf sich die  
 Königin nieder, der schönste Prinz war verschwunden und eine  
 kleine unförmliche Figur richtete sich auf. »Wie kömmt es, meine  
 theure Mutter, daß Du um diese Zeit zu mir kömmt, und Du,  
 meine geliebte Rosalinde?« — »Es ist die Zeit, da Du geboren  
 wurdest,« sagte die Königin, die sich indeß gefaßt hatte, »ich ging  
 mit Rosalinden spazieren, da konnte ich mir es nicht versagen,  
 Dich zu sehn.« Der Prinz dankte ihr ihrer Zärtlichkeit wegen und  
 beide Damen entfernten sich.

»Wirst Du mir vergeben,« fragte Rosalinde, »daß ich alle Deine  
 Freuden störe? selbst den Anblick Deines | Sohnes habe ich Dir  
 geraubt.« Die Königin küßte sie stillschweigend und die Prinzes-  
 sin ging auf ihr Zimmer. Das Bild des Prinzen wohnte wie ein  
 milder Sonnenschein in ihrem Busen, sie rief sich unaufhörlich  
 alle Züge seines schönen Angesichts in ihr Gedächtniß zurück und  
 ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen, als sie am andern  
 Morgen dem Vogel begegnete.

Nach einigen Tagen sagte die Königin, indem sie Rosalinden  
 einen kleinen Spiegel reichte: »Trage diesen Talisman auf Deinem

Busen, keine Macht ist im Stande, Dir ihn zu entreißen, wenn Du ihn nicht freiwillig weggibst, weder schlafend, noch wachend kann man ihn Dir entwenden, er wird Dich gegen Betrug schützen, es könnte sonst leicht der Sohn des Königs der Bären Dich betrügen und Du würdest den Betrug nicht ahnen. Die Bezauberung kann dieser Stein zwar nicht aufheben, Du wirst immer seine erborgte schöne Gestalt sehn, aber ihn nicht lieben, darum versprich mir, den Talisman immer zu behalten.« Rosalinde versprach es feierlich. Sie bemerkte, daß die Königin, der Prinz und ihre Amme immer betrübter wurden, jemehr sich dieser Monat zu Ende neigte, alle Musik verstummte im Palast und im Garten, alle Vögel saßen nachdenkend auf den Zweigen, die größten und stärksten waren täglich in dem Blumenwald beisammen.

Die Prinzessin fragte ihre Amme um die Ursache dieser Zusammenkunft und erfuhr, daß der Wald von schwarzen Bäumen, wovor Rosalinde eine geheime Furcht hatte, die Grenze des Königreichs der Vögel sei, aber noch ganz dazu gehöre; in diesem Walde befänden sich alle Geheimnisse der Zauberei und alle Geister, die die Finsterniß und den Schatten liebten, sobald der König der Bären den Krieg anfinde, müßte er dort mit seiner Macht angreifen.

Indem Beide noch darüber sprachen, erhob sich ein schreckliches Geschrei der Vögel in der Luft, alle scharfen Winde bliesen hin und wieder und rissen die Blätter von den Bäumen, die Luft, die sonst immer in melodischen Tönen erklang, brauste heulend durcheinander. Die Königin stürzte auf Rosalinden zu: »Halte Dein Wort!« rief sie, »und werde mir nicht abtrünnig;« sie ließ sie los und eilte der Gegend zu, woher der Lärm kam. Das Geschrei und Geheul verdoppelte sich, viele Vögel kamen mit zerrissenen Flügeln mühsam durch die Luft, endlich auch die Königin mit fliegenden Haaren. Der König der Bären folgte mit seinem ganzen Heer und seinem Sohne. | »Legt ihnen Ketten an,« rief er, und eine große Anzahl Bären ergriffen die Königin und Rosalinden. Einige andere brachten den Prinzen blutend mit ganz zerrisse-

nen Flügeln. — Der König berührte ihn mit dem Talisman und die Federn flossen von seinem Körper hinab und eine bucklichte menschliche Gestalt umgab ihn. »Jetzt sollst Du ihn doch so sehn müssen,« sagte der Bär, indem er sich zur Königin wendete, die vor Schmerz auf den Stufen des Palastes niedergesunken war.

Der Sohn des Bären hatte sich indeß Rosalinden genähert und sie aufmerksam betrachtet, die Prinzessin sah ihn an und fand, daß es ganz das geliebte Bild des Prinzen sei! aber sie fühlte die Kraft des Talismans; er war ihr verhaßt.

»Weine nicht, meine Theuerste,« sagte er mit sanfter Stimme zu ihr, »Du wirst bei diesem Wechsel nichts verlieren, sondern vielmehr gewinnen, wir haben Dich der Gewalt einer unwürdigen Königin, die Dich durch Betrug erhielt, entrissen, und Du sollst selbst meine Königin sein.« Rosalinde antwortete nicht, ihre Augen waren auf die Königin gerichtet. »Wie?« fuhr der Prinz zornig fort, »Du antwortest mir nicht einmal, nun wohl, so soll meines Vaters Befehl sogleich vollzogen werden.« Es wurden nun schwere goldne Ketten um ihre zarten Hände gewunden, und der König der Bären hieß die Gefangenen sogleich in die Kerker bringen, die er für sie bestimmt hatte. Ein großer Bär mit rauhen kalten Tatzen umfaßte Rosalinden, ein anderer die Königin und Beide wurden fortgetragen.

Sie kamen zu dem Wald von Blumen, Rosalinde sträubte sich in den Klauen des Bären und riß in der Angst eine Rose von einem Zweige. Die Erde war weit von einander gespalten, die Bären stiegen endlich mit ihren Gefangenen hinein. Rosalinde schrie laut auf, eine feuchte kalte Luft wehte ihr entgegen, sie fuhren bei hohen rauhen Felsen vorüber, in dunkeln, schwarzen Steinen schimmerten ganz schwach einige Streifen Gold. Sie fürchtete sich in jedem Augenblick, der Bär würde sie loslassen und sie würde an den spitzigen Steinen zerschmettern; endlich wurde die Luft etwas freier, sie standen auf einem dünnen Platze, wo hin und wieder einzelne Dornsträucher mühsam hervorgewachsen waren, die Luft war grau und neblicht, Dünste, die aus der Erde stiegen, hingen

wie graue Schleier über den gegenüberstehenden Felsen. Ein heftiger Frost schüttelte Rosalinden zusammen; »folge mir!« sagte der Bär, der | sie getragen hatte, und ergriff ihre Kette, Rosalinde ging über den kalten Boden, die Königin folgte ihr, sie näherten sich den Felsen, die sparsam mit Moos bedeckt waren, die Kraft der Sonne hatte es hervorgetrieben, die manchmal an heißen langen Tagen mit einigen Strahlen durch diesen Nebel brach.

So fürchterlich Rosalinden diese ganze Gegend war, so wünschte sie sich dahin zurück, als sie in die Höhle eines Felsens eintrat; die Luft darin war so kalt und naß, so daß die Federn, woraus ihr Kleid bestand, sich zusammenkrümmten und sich naß an ihren erstorbenen Körper schmiegen, eine Feuchtigkeit floß beständig von den Wänden herab, die sogleich gefror und so die Höhle wie mit Spiegeln bekleidete, sie dachte an die krystallinen Wände ihrer ehemaligen Wohnung und Thränen flossen aus ihren Augen, die auf ihren Wangen zu Perlen gefroren. Rosalinde hatte noch die Rose in ihrer Hand, die unter einem milden Himmel emporgewachsen, hier schon erstarrt war; »ach, so wird es mir auch gehn,« rief die Prinzessin aus, indem sie sich auf ein ärmliches Lager von Moos niederwarf, »ich werde den morgenden Tag nicht mehr seh'n!« Ein kleiner weißer Bär kroch freundlich um die Füße der Prinzessin und suchte sie zu erwärmen. Rosalinde beugte sich | wehmüthig zu ihm. »Du gutes Thier,« sagte sie, indem sie ihn in die Arme schloß und mit ihren Thränen benetzte, »hast Mitleid mit mir!« — »Ich bin Deine Amme,« antwortete der Bär. »Wie Du weggeführt warst, sagte der Prinz hämisch zu seinem Vater: Da ich Dich am Hofe der Königin als Vogel bedient hätte, so möchte er mich Dich an seinem Hofe nun auch als Bär bedienen lassen; er berührte mich nur, und ich lief als Bär auf allen Vieren.« — »Und was ist aus dem Prinzen geworden?«, fragte Rosalinde. »Das weiß ich nicht,« war die Antwort.

Am folgenden Morgen besuchte sie der Sohn des Königs. »Bist Du noch nicht freundlicher gegen mich?« fragte er Rosalinden. »Wie kannst Du das fordern,« antwortete die Amme, »in dieser

kalten, nassen, unbequemen Wohnung, sie, die Pracht und Sonnenschein gewohnt ist.« — »Du sollst sehen, daß ich Dich liebe,« sagte der Prinz, »mein Vater hat mir dies Königreich und die Bären geschenkt, Du sollst mit mir sein ehemaliges Schloß bewohnen.« Er winkte und ein Wagen von schwarzem Marmor, von schwarzen Bären brummend gezogen, erschien; er hob Rosalinden hinein, sie fuhren langsam durch dicke Wälder und wüste Plätze, wo Bären in Höhlen wohnten, die die Köpfe heraussteckten, um | ihren neuen König zu seh'n; endlich erreichten sie einen hohen Felsen, auf dessen Spitze das Schloß des Königs stand, sie erkletterten ihn mit Mühe. Der Prinz zeigte Rosalinden ihre Wohnung, ein enges finstres Zimmer, dessen Wände, wie das ganze Haus, von schwarzem Marmor war, durch kleine Fenster fielen nur sparsame Lichtstrahlen, dies beängstigte sie von Neuem, die Luft darin war kalt und drückend, zugleich die Fenster so hoch, daß man sie nicht erreichen konnte, ein Lager aus Fellen bereitet nahm die eine Wand ein, verschiedene andere Felle, die ihr zu Kleidern dienen sollten, waren darüber hingebreitet, ein Tisch und einige Stühle, ebenfalls aus schwarzem Marmor, machten das übrige Geräthe aus. Die Prinzessin legte sich nieder und schlief ermüdet ein, sie träumte, sie befände sich wieder an den Stufen des elfenbeinernen Tempels, worauf sie niederkniete und weinte. Die purpurne Wolke trennte sich wieder, ein blendender goldner Schein, in dessen Mitte ein Greis in silbernem Gewande stand, überraschte sie. »Ich kenne Deine Geschichte,« sagte der Greis, »und ich will Dir beistehn, Du wirst glücklich sein, wenn Du dem jungen König der Bären glauben machen kannst, daß Du ihn liebst, so wird durch Deine Klugheit und seine Falschheit am Ende | der wunderbare Talisman in Deine Gewalt kommen.« Rosalinde erwachte, von neuem Muth belebt, sie rief ihre Amme und erzählte ihr ihren Traum. Beide trösteten sich nun und überlegten, wie man das Zutrauen des Prinzen gewinnen könnte.

Er erschien am andern Morgen und Rosalinde fragte, was aus der Königin geworden sei; er sagte, daß sie mit dem Könige, ihrem

Gemahl, in ein Gefängniß unter der Erde verschlossen sei, wo sie von hundert Bären bewacht würden. Die Prinzessin konnte die Thränen nicht zurückhalten; er sagte, daß die Königin schon allein diese Strafe verdiente, weil sie den Vorsatz gefaßt habe, die Prinzessin mit ihrem ungestalteten Prinzen zu verheirathen und machte ihr den Willen seines Vaters bekannt, daß sie ihm an ihrem dreizehnten Geburtstage vor den Augen der Königin, ihres Sohnes und des schon lange gefangenen Königs, die Alle Rosalinden als ihre letzte Hoffnung betrachteten, vermählt werden sollte. Die Prinzessin hatte Mühe, ihren Unwillen zu verbergen, die Worte des Greises aber schwebten in ihrem Gedächtniß.

Der Prinz besuchte sie jeden Morgen, er erzählte, daß sich sein Vater sehr darüber freue, daß Rosalinde so freundlich gegen ihn sei. Die Prinzessin fragte, ob denn der König jetzt das Schloß der Königin bewohne? »Ja,« versetzte der Prinz, »er liegt jetzt den ganzen Tag im Sonnenschein und wärmt sich die Pfoten, ich beneide ihn recht, besonders da ich so spät die Hoffnung habe, dies schöne Land zu besitzen und Du, mein Kind, wirst es wohl gar nicht erleben.« — »Wie so?« fragte Rosalinde erschrocken. — »Ach, so ein Feenkönig lebt viele hundert Jahre, also bist Du dann längst gestorben; ich muß Dir nur sagen, daß wir Dich überhaupt umgebracht hätten, damit wir ganz vor der Königin der Vögel sicher wären, aber mein Vater sagte, daß es zu gefährlich für uns sei, wir erzürnten durch einen Mord alle andre Geister gegen uns; wir hätten es aber vielleicht doch gethan, wenn ich mich nicht gleich in Dich verliebt hätte.«

Rosalindens Bestürzung war unbeschreiblich, sie glaubte jetzt erst die Gefahr zu sehn, worin sie schwebte; denn, dachte sie, kann es diesen Barbaren nicht noch einfallen, mich zu ermorden und wer wird mich hier beschützen? Ihre Thränen flossen häufig. Der Prinz fragte nach der Ursache ihres Kummers; sie gestand, daß sie sich fürchtete, er würde sie noch umbringen; er versicherte, daß sie ganz ruhig sein könnte, da er sie liebe. Er sprach nun wieder viel von dem warmen sonnigen Lande und wie sehr er es zu

besitzen wünsche. Die Prinzessin äußerte den Wunsch, es einmal wiederzusehn; er versprach, bei seinem Vater um die Erlaubniß zu bitten, daß er sie einmal mit dorthin bringen könnte. Rosalinde fragte, ob er denn immer die Reise auf die Art machte, wie sie hierher gekommen wäre. »Ach nein,« versetzte er, »mein Vater hat eine große Macht, ich darf mich nur setzen, so zieht er mich in einem Augenblick zu sich.« Die Prinzessin dachte an den Ring und seufzte.

Am folgenden Tage sagte ihr der Prinz, daß sein Vater sie selbst einmal wieder sehn wollte, und daß sie in einem Augenblicke bei ihm sein würde. Sie wollte antworten und stand schon vor dem Könige der Bären, der ohne allen Schmuck auf einem weichen Rasen im Sonnenschein lag, der ihm so wohl gefiel, daß sich alle Haare seines Pelzes weit auseinander dehnten; aus Wohlgefallen streckte er die Tatzen weit von sich und brummte aus innerer Zufriedenheit.

Die Prinzessin fürchtete sich bei seinem Anblick. »Mein Sohn ist mit Dir zufrieden,« rief er ihr entgegen, »das freut mich, komm, setze Dich zu mir, Du siehst, daß wir Dir wie seiner künftigen Gemahlin begegnen, Du bewohnst mein Schloß und sogar der Wunsch, diesen Garten wiederzusehn, wird Dir erfüllt, ich hoffe, daß Du das dankbar erkennst.« Rosalinde versicherte es. Sie sah den Garten an, alle Musik war verstummt, nur noch einzelne Vögel saßen auf den Bäumen, Bären hatten den Boden aufgewühlt, der Blumenwald war umgerissen, die Bären hatten nie Blumen gesehn und rissen eine von den hohen Stauden nach der andern aus. Die goldnen Saiten über dem Palaste waren verschwunden, seit sie nicht mehr von zarten Geisterhänden angeschlagen wurden, Rosalindens ehemalige Dienerinnen, die silbernen Tauben, befanden sich noch im Garten, sie näherten sich ihr und küßten ihre Hände und Füße. Die Prinzessin erwiderte ihre Liebkosungen, eine Taube flatterte etwas zu schnell zurück und blieb in dem Pelze des Bären hängen, zornig warf er sie von sich, ihre Füße kratzten ein wenig seine Haut, mit seiner Klaue schlug er sie nieder,

daß das rosenrothe Blut zu den Füßen der Prinzessin schwamm. »Grausamer!« rief diese aus. — »Hoho!« schrie der Bär, »ich kann die ganze Brut vertilgen.« Er ergriff nun alle Tauben, die sich in seinen Klauen krümmten, in einigen Augenblicken bedeckten ihre zerrissenen Körper den Rasen. | Rosalinde glaubte sie noch vor  
5 sich zu sehn, als sie sich schon wieder auf ihrem Lager im Marmorpalaste befand. Der Prinz stand vor ihr. »Wie hast Du es wagen können, meinen Vater so zu erzürnen?« fragte er. »Grausam darf man ihn grade am wenigsten nennen, mich wundert, daß er nicht Dich und die Tauben zugleich zerriß.«  
10

Nach einigen Tagen sagte er ihr, daß er seinen Vater in den Krieg gegen einen andern König begleiten mußte, als einen Beweis seiner großen Liebe gab er ihr die Erlaubniß, im Schlosse herumzugehn, nur sollte sie sich hüten, dem See zu nahe zu kommen,  
15 der am Fuße des Felsen läge, denn wenn der König der Bären aus seinem Lande abwesend wäre, so würde er immer von einem Geiste bewohnt, der eine besondere Feindschaft gegen die Menschen hätte und sie sehr leicht in seine Gewalt bekäme. Rosalinde versprach, sich zu hüten und der Prinz nahm Abschied von ihr. Sie war sehr erfreut, daß sie seine Gesellschaft auf einige Zeit los  
20 wurde. Sie ging sogleich mit ihrer Amme, um die andern Zimmer des Schlosses anzusehn, alle waren finster und klein, das Geräth von schwarzem Marmor, in einem hing an einer Wand ein kleiner, überaus glänzender Spiegel, die Prinzessin sah | von ungefähr hinein und dachte: ach wie verschieden ist es hier von dem  
25 schönen sonnigen Lande, und wie mag es jetzt aussehn, ob es der grausame Bar wohl noch mehr verwüstet? Wie erstaunte sie, als sie durch den Spiegel in eine weite Gegend zu sehen glaubte. Der Palast der Königin stand mit aller seiner Pracht vor ihren Augen, in dem Garten wiegten sich die goldnen Blumen. Bären liefen  
30 geschäftig hin und wieder, kriegerische Trompeten ertönten. Der König kam ganz bewaffnet aus dem Palaste, der Prinz folgte ihm und ein Zug von Bären, dessen Ende das Auge kaum erreichen konnte. Sie hatten den Garten kaum verlassen, als einige glän-

zende Vögel fröhlich zusammenflatterten, Lieder sangen und sich über die Abreise des Königs freuten. Bären, die zur Wache zurückgeblieben waren, hörten es, überfielen die Vögel auf einem Grasplatze, wo sie zusammenstanden und zerrissen sie als Verräther.  
5 Rosalinde kehrte weinend den Blick davon; als sie wieder hinsah, war die ganze Aussicht verschwunden und sie sah nichts, als ihr eignes Bild im Spiegel. »Was mag wohl mein Vater und meine Mutter machen?« fragte sie, »ob sie mich wohl vergessen haben?« Sie sah den König, ihren Vater, mit ihrer Mutter an eben dem  
10 Platz im Garten, wo sie vor ihren | Augen verschwunden war; sie hörte, daß der König die Königin tröstete; einige Jahre sind doch schon vorüber, wie bald vergeht die Zeit unsrer Trennung noch, und wir schließen sie dann mit doppelter Freude in unsere Arme. Rosalinde sah die sonst so geliebten und bekannten Bäume wieder,  
15 nach denen sich ihr Herz so oft gesehnt hatte, ihre Eltern, bei denen sie im immerwährenden Andenken lebte. Der König brach einen Apfel von einem niedrigen Bäumchen und gab ihn der Königin, »iß ihn,« sagte er, »und denke dabei an unsre Tochter.« Länger konnte es die Prinzessin nicht ertragen, weinend mit ausgestreckten  
20 Armen fiel sie vor dem Spiegel nieder, es war der Baum, den sie an einem schönen Sommerabend spielend pflanzte. Als sie sich erholt und aufgerichtet hatte, war auch dies Bild verschwunden. Sie dachte an die Königin der Vögel und an den geliebten Prinzen und ihre Augen wurden von dem Jammer dieses Anblicks  
25 erschreckt. Sie sah eine schwarze Höhle, die sich eng und finster wölbte, an deren Wänden der König, ein ehrwürdiger Greis, die Königin und der Prinz in häßlicher bucklichter Gestalt, mit großen goldnen Ketten angeschlossen waren. Ein Strom trieb mit Gewalt durch die enge Höhle und netzte mit großen Eisschollen die Füße  
30 der armen | Gefangenen. »Und wenn sie uns nun vergißt!« rief der König, »wenn sie den Talisman bekommt und sich mit dem Sohne unsers Feindes verbindet, der unsers Sohnes schöne Gestalt trägt, so müssen wir Jahrhunderte hier im Elende schmachten und so vergehn; denn wenn sie einmal mit ihm verbunden ist, so

kann sie uns nachher nicht retten, wenn sie auch selber wollte.« —  
 »Nein, nein,« rief Rosalinde, »könntest Du meine Stimme doch  
 hören, ehrwürdiger Vater.« Die Amme erinnerte die Prinzessin,  
 daß sie nicht so laut sein möchte, da die Diener, die der Prinz hier  
 gelassen hätte, gewiß aufmerksam auf sie wären, und es würde  
 5 ihnen auch gewiß auffallen, wenn sie so lange in diesem Zimmer  
 verweilte. Sie verließen das Schloß und standen auf der Spitze des  
 Felsens. So weit ihre Augen reichten, sahen sie nichts, als feuch-  
 ten, sandigen Boden, worauf sehr schwarze Felsen standen. Ganz  
 fern von ihnen, so daß es dem Auge kaum deutlich war, schien  
 10 sich etwas in der Luft, wie Wipfel der Bäume, zu wiegen. »Das  
 Zimmer, worin der Spiegel hängt, soll mein Lieblingsaufenthalt  
 sein,« sagte Rosalinde; »denn wie ist es möglich, daß man ohne  
 den Anblick von frischen Bäumen und heiterm Himmel leben  
 kann? Hier, so weit ich sehn kann, kein Gräschen, kein Blümchen.«  
 15 Sie spähte | suchend mit dem Auge umher und entdeckte ganz  
 unten am Rande des Felsens eine kleine rothe Blume, die zwischen  
 drei schönen Blättern hervorgewachsen war, sie stieg den Felsen  
 hinunter, um sie zu holen, sie sah, daß sie ganz nahe am Ufer des  
 Sees stand, vor dem sie der Prinz gewarnt hatte, sie wollte schon  
 20 zurück; aber, dachte sie, wie schnell ist eine Blume abgepflückt, sie  
 bückte sich nun, es zu thun. Das Wasser rauschte ein wenig und  
 der Greis, den Rosalinde im Traume gesehn hatte, stieg aus dem  
 Wasser hervor. Die Prinzessin wollte schnell entfliehn. »Warum  
 fürchtest Du Dich, mein Kind?« fragte er mit sanfter Stimme. Sie  
 25 drehte den Kopf um und seine Gestalt war so ehrwürdig und doch  
 so milde, daß alle ihre Furcht verschwand. »Ich weiß es wohl, daß  
 man Dich gewarnt hat, Du sollst dem See nicht nahe kommen,  
 der König der Bären weiß es wohl, daß er mich zu fürchten hat.  
 Ueberwinde Dein Mißtrauen und komme in meine Arme, so kann  
 30 vielleicht der Talisman bald in Deiner Gewalt sein.« Rosalinde  
 stand zweifelhaft. Der Greis fuhr fort: »Der Bärenkönig wird mor-  
 gen als Sieger in sein Land einziehn und der Prinz in sein Schloß,  
 dann ist es mir vielleicht nicht mehr möglich, Dir beizustehn, denn

das Schicksal hat mich ver | dammt, daß ich nichts in diesem Lande  
 thun kann, wenn sein Besitzer gegenwärtig ist, entschließe Dich  
 bald, sonst ist es zu spät.« Der Gedanke, daß sie vielleicht bald  
 alle ihre Freunde befreien könnte, wurde lebhaft in Rosalinden,  
 5 sie eilte auf den Alten zu, der sie schnell in seine Arme schloß und  
 in den See stieg. Das Brausen des Wassers betäubte die Prinzes-  
 sin, und als sie sich erholt hatte, befand sie sich im Zimmer eines  
 Palastes, dessen Wände so, wie das Dach, durchsichtig waren.  
 Die Prinzessin konnte in dem klaren Wasser alle Fische sehn, die  
 10 munter darin herumscherzten, über das Dach des Palastes floß das  
 Wasser hinweg, ohne es zu berühren. Sie sah den Greis in einem  
 von den Zimmern, er war durch viele Wände von ihr getrennt,  
 aber sie waren so klar, daß sie jede Bewegung, die er machte,  
 sehn konnte. Er hielt ein großes Buch, worin er zu lesen schien,  
 15 in der einen Hand, und einen Stab, womit er an der Wand zeich-  
 nete, in der andern; er machte so wunderliche Gebehrden, daß  
 sich Rosalinde fürchtete. Endlich legte er das Buch und den Stab  
 weg und kam zu ihr. »Hast Du Dich erholt, mein Kind?« fragte  
 er freundlich. — »Sage mir, warum hast Du mich hier im Wasser  
 20 eingeschlossen?« rief die Prinzessin. — »Ich habe vollkommene  
 Gewalt über Jeder | mann, über Feen und Menschen, wenn sie auf  
 den See, auf mein kleines Gebiet kommen, und ich hoffe nun, da  
 ich Dich bei mir habe, den Talisman wieder zu seinem rechtmässi-  
 gen Besitzer, meinem theuren Freunde zu bringen.«  
 25 Er ließ Rosalinden von Mädchen, die in wäßrigten Kleidern  
 eingehüllt waren, bedienen, deren freundliches Betragen und  
 sanfte Mienen die Prinzessin ihre liebe Amme vergessen ließen.  
 Am folgenden Morgen kam der Greis zu ihr; »der Prinz wird sehr  
 bald zurückkommen,« rief er ihr entgegen, »und wenn er Deine  
 30 Abwesenheit erfährt, in dem Spiegel nachforschen, wo Du Dich  
 aufhältst. Beklage Dich dann unaufhörlich, daß ich Dich ihm ent-  
 rissen habe und verlange zurück, damit er von Deiner Liebe fest  
 überzeugt wird.« Er hatte kaum ausgedet, als ein Brausen der  
 Wellen die Ankunft des Prinzen verkündigte. Der Alte schwebte

auf dem Wasser empor und sah ihn in sein Schloß einziehen; er hörte ihn nach Rosalinden fragen. Der Greis eilte nun zur Prinzessin zurück, die sich auf einen Wink von ihm sogleich zu seinen Füßen warf, und ihn anflehte, er möchte sie zu ihrem Prinzen zurückführen. »Du bist einmal in meiner Gewalt,« antwortete er mit rauher Stimme, »und keine | Macht soll Dich mir entreißen.« Rosalinde bat von Neuem und er vermehrte die Härte seiner Rede. Nachdem sie ihn sehr lange gebeten hatte, erklärte er endlich, daß er sie dem Prinzen unter einer Bedingung überlassen wollte. Er verließ nun die Prinzessin, die sich auf ihr Lager warf, und ihr Gesicht in dem Kissen versteckte, damit, wenn der Prinz noch in den Spiegel sähe, er glauben möchte, sie weine um ihn.

Der Prinz hatte kaum gehört, daß der Alte Rosalinden unter einer Bedingung frei geben wollte, als er sogleich den Felsen hinuntereilte, um sie zu hören. Er stand am Rande des See's und rief mit lauter Stimme den Greis. Im silbernen Gewande, auf einer Muschel schwamm dieser aus dem Wasser hervor, »was verlangst Du?« fragte er den Prinzen unfreundlich. »Du hältst meine Geliebte, Rosalinde, bei Dir eingeschlossen, ich fordre sie zurück.« Der Greis wollte sich wieder untersenken, indem er dem Prinzen sagte, daß er sie künftig höflicher begehren möchte. »Ich weiß wohl,« antwortete ihm Dieser, »daß Du sie mir unter einer Bedingung zurückgeben willst, ich bitte Dich, sage sie mir.« — »Nun wohl,« versetzte der Alte, »ich hoffe, daß sie Dir angenehm sein werde. Ich hasse Deinen Vater, und kann nicht leiden, daß er das | schöne Land der Vögel besitzt, wenn Du nun meinen Rath befolgst, so wirst Du Rosalinden und dies Land zugleich bekommen.« Der Prinz war äußerst begierig, diesen Rath zu hören und versprach ihn sogleich zu befolgen; »denn ich muß Dir nur gestehn,« sagte er, »ich habe eine so große Lust zu diesem schönen Lande, daß ich meinen Vater lange todt geschlagen hätte, wenn das bei den Feen nur möglich wäre.« Der Alte berichtete ihm nun, daß er seinen Vater völlig in seine Gewalt bekommen könnte, wenn er ihm den Talisman, welchen er ehemals auf Befehl seines Vaters dem Könige der Vögel

geraubt habe, wieder entwenden könne. Er machte ihn mit der Kraft des Ringes bekannt und versicherte, daß sein Vater alle seine Macht allein diesem Kleinod zu verdanken hätte.

Der Prinz versicherte, daß es ein Leichtes sei, diesen Ring zu stehlen; denn, wenn sein Vater im Sonnenschein eingeschlafen sei, so könne man mehr thun als das, und er würde nicht erwachen. Er freute sich sehr, daß er nun nicht mehr die Menschen zu beneiden brauche, daß sie einander umbringen könnten; denn, wenn er den Ring bekäme, könnte er mit seinem Vater machen, was er wolle. Er wollte ihn wieder zum König der Bären machen, und | er sollte in dem schwarzen Hause wohnen, er selbst aber wollte dann mit Rosalinden in den glänzenden Palast einziehen. Der Greis berichtete ihm noch, daß, wenn er den Ring habe, er ihn nur zu drehen brauchte, so werde er am Ufer des See's stehn, dann wolle er ihm Rosalinde wieder geben und mit ihm in ewiger Freundschaft leben.

Der Prinz ging auf sein Schloß zurück und erwartete mit Ungeduld, daß ihn sein Vater zu sich rufen möchte. Endlich erschien dieser erwünschte Augenblick, aber der König schlief nicht; er hatte so viel zu sprechen, er war so voller Freude, daß er noch einen Feind besiegt hatte, der ihm nun unterthan sein mußte. Der Prinz konnte seine Ungeduld kaum verbergen, er kam auf seinem Schloß äußerst mißvergnügt an. Nach einigen Tagen kam er wieder zu seinem Vater, er fand ihn im Garten liegen. Nachdem sie einige Zeit gesprochen hatten, stellte sich der Prinz sehr ermüdet und schläfrig, er bat den König um die Erlaubniß zu schlafen, und meinte, er würde dann selber einschlafen, und es würde sich so eine Gelegenheit finden, den Ring zu bekommen. Der Vater ertheilte ihm diese Erlaubniß gern und sagte: er wolle sich indeß manche Regierungsgeschäfte überlegen. Der Prinz machte die | Augen zu und stellte sich schlafend. Der König lag neben ihm, er hörte ihn immer brummend überlegen; er war in der größten Wuth, daß er durchaus nicht schlafen wollte, endlich glaubte er, sein Vater habe Verdacht auf ihn; er drehte also, um ihn sicher

zu machen, den Kopf herum und schnarchte stark. Ueber die Anstrengung, die es ihm kostete, den Schlaf natürlich nachzuahmen, schlief er am Ende wirklich ein, und fand sich zu seinem Verdrusse nach vielen Stunden in seinem Schlosse. Er war nun gezwungen, eine andere Gelegenheit zu erwarten, sie zeigte sich endlich; als sein Vater ihn wieder zu sich rief, fand er ihn krank; er setzte sich vor seinem Bette nieder und bedauerte ihn zärtlich. Der Bär war über seine Krankheit verdrüsslich und warf sich brummend auf seinem Lager herum. »Ich weiß, daß ich noch sieben Tage krank sein werde,« sagte er zu seinem Sohne, »Du sollst diese ganze Zeit über bei meinem Bette wachen, damit sich mir Niemand nähere, wenn ich schlafe.« Der Prinz versprach es gern; der König schlief bald darauf fest ein, der Prinz näherte sich und suchte an seiner rechten Tatze den Talisman. Die langen krausen Haare waren so herüber gewachsen, daß er ihn Anfangs gar nicht entdecken konnte, endlich fand er ihn und zog ihn leise herunter.

Er war außer sich vor Freuden, als er ihn an seiner Hand sah; er wollte seine Kunst sogleich versuchen, drehte ihn und stand am Ufer des See's.

Freudig glänzten die Augen des Greises, als er ihn erblickte. »O wie viel Dank bin ich Dir schuldig!« rief ihm der Prinz entgegen. »Ich habe schon in meinen Büchern Dein Glück gelesen,« sagte der Greis. »Setze Dich zu mir in meine Muschel und komm' und empfang' Deine Braut.« In seiner Freude vergaß der Prinz, daß es gefährlich sei, sich auf den See zu begeben; er stieg neben dem Greis ein. Als die Muschel sich auf den Grund des Wassers herabließ, dachte er zwar daran, aber er glaubte, die Kraft des Ringes würde ihn gegen jede Gefahr schützen.

Als sie am Thore des durchsichtigen Palastes standen, sah der Prinz in einem der innern Zimmer Rosalinden sitzen, er eilte hinein, um sie zu umarmen. Er war kaum in den ersten Saal getreten; als ein Brausen des Windes und Klatschen der Wellen ihn erschreckten, der Palast wankte, er fühlte sich von tausend nasen kalten Händen ergriffen, die ihn zu Boden warfen. Der Alte

näherte sich ihm und zog lächelnd den Ring von seinem Finger. | »Hast Du vergessen,« fragte er ihn spottend, »daß in meinem Gebiet Alles meiner Macht weicht?« Er drehte den Ring, und er und Rosalinde standen in dem unermeßlich langen Birkengang im Garten der Königin der Vögel; er reichte der Prinzessin den Ring und sagte, »daß sie nun im Stande sei, ihre Freunde zu befreien.« — »O,« rief die Prinzessin, »so komme, mein theurer Prinz mit Deinen Eltern!« sie drehte den Ring und der König, die Königin und der Prinz standen vor ihr mit fliegenden Haaren und nackten Füßen. Rosalinde fiel vor der Königin nieder, und reichte ihr den Ring, diese hob die Prinzessin auf und drückte sie an ihre Brust. So wie der König den Talisman am Finger hatte, berührte er den Prinzen; der sogleich als der schöne Jüngling im goldnen Gewande vor Rosalinden kniete. Alle dankten dem Könige der Gewässer, und gingen nach dem Palast. Der Prinz sagte, daß er Rosalinden als seine Königin jetzt einführte. Alle hatten in ihrer Freude den König der Bären vergessen, ein kleiner Schrecken befahl sie, als sie das Zimmer öffneten und ihn auf einem goldnen Bette schlafend fanden. Der König der Vögel näherte sich, um ihn zu wecken, er schlug aber schon die Augen auf. Das Getöse von den vielen Instrumenten, die in der Luft erklangen, und von den tausend Vögeln, die von jedem Zweige Siegslieder sangen, weil die Königin des Gesangs und der Vögel wieder gegenwärtig war, hatte ihn erweckt. »Ich habe es schon oft gesagt,« rief er, »ich will noch alle Vögel umbringen, wie können sie es wagen, mich in der Ruhe zu stören? Warum bist Du von meiner Seite aufgestanden,« sagte er zum Prinzen, den er für seinen Sohn ansah. »Deine Macht ist jetzt zu Ende!« rief der König der Vögel, indem er sich ihm zeigte, »der Talisman ist wieder in meiner Hand, und dies ist mein Sohn, nicht der Deinige.« Der Bär wälzte sich vor Wuth mit den Zähnen knirschend auf seinem Lager. »Ziehe wieder hin in Dein kaltes Land,« fuhr der König fort, »und sei mir wieder unterthan wie ehemals.« — »Wo ist mein Sohn?« schrie der Bär. »In meinem Hause,« antwortete der Greis. Der König der Vögel drehte den

Talisman, und vom Wasser triefend stand der Prinz vor ihnen. Die Geister hatten ihn am Boden fest gehalten, und allen Wellen die Erlaubniß gegeben, hereinzudringen; klatschend waren sie über den Prinzen hinweggeeilt. »Ich kann nicht dulden,« redete ihn der König der Vögel an, »daß Du meines Sohnes Gestalt schändest,  
5 nimm Deine eigne wieder,« sagte er, indem er ihn berührte, und | sogleich stand er als ein häßlicher Zwerg da. Der König verbannte sie nun von seinen Augen; sie kamen in ihr altes Land zurück. Rosalinde erinnerte die Königin an ihre treue Amme, und sie stand zu unaussprechlicher Freude der Prinzessin vor ihnen.  
10

Anfangs wollte nun die Prinzessin sogleich zu ihren Eltern, aber die Königin stellte ihr vor, daß diese sich schon darin gefunden hätten, sie in zehn Jahren nicht zu sehn, und bat sie also, diese Zeit über noch bei ihr zu bleiben, besonders da sie sonst ihren Sohn schon ganz wieder verlieren müßte, wenn er mit Rosalinden die Erde bewohnte. Die Prinzessin blieb also bis an ihren sechszehnten Geburtstag im Lande der Vögel, wo ihr Leben unter beständigen Harmonien dahinfloß.  
15

An diesem Tage erwartete der König mit Sehnsucht den Vogel mit goldnen Schwingen; er stand am Fenster und sah in den Garten und in den blauen Himmel hinaus; endlich sah er in der Luft einen glänzenden Schein flimmern, der sich immer mehr näherte. Er erkannte nun deutlich einen großen Vogel, der mit seinen breiten goldnen Flügeln die Luft auseinander schlug. Er näherte sich dem Könige und bat ihn demüthig um die Feder, die er bei einem Gefechte aus seinen Flügeln verloren habe; »ich | weiß, daß sie  
20 in Deiner Gewalt ist,« sagte er, »und seit sie mir fehlt, wird mir das Fliegen sehr beschwerlich; ich bitte Dich also, stecke sie mir auf der rechten Seite wieder ein, ich will Dich dafür zu Deiner Tochter führen.«  
25

Der König steckte die Feder mit großer Freude dem Vogel ein, der ihn nun bat, herunter in den Garten zu kommen. Die Königin ging im Garten spazieren; sie wollte so gern zu ihrer Beruhigung dem Versprechen glauben, daß sie ihre Tochter noch an diesem  
30

Tage wiedersehn sollte, und doch ängstigten sie so viele Zweifel. Sie begegnete dem König und dem Vogel, und ihr Herz schlug vor Freude. »Wohin willst Du mich nun führen?« sagte der König; ohne zu antworten, hob ihn der Vogel auf und eilte mit der größten Schnelligkeit durch die Luft davon.  
5

Die Königin sah ihnen betrübt nach. Sie glaubte, sie würde den König niemals wiedersehn, so wie ihre Tochter und die Amme, die auch so plötzlich verschwunden waren.

Der Vogel trug den König mit großer Leichtigkeit über unermeßliche Länder hinweg; endlich, als die Luft viel milder und reiner wurde, flog er langsamer. »Jetzt | sind wir an der Grenze des Landes, worin Deine Tochter lebt,« sagte er zum Könige, indem er ihn niedersetzte, »hier wollen wir uns ein wenig erholen.« Der König sah sich um, es war derselbe Platz, wo Rosalinde niedergelassen wurde, als man sie ihren Eltern entführt hatte. »Sollte man nicht meinen, die Sonne, der Himmel, die Bäume und Blumen auf unsrer Erde, wären nur nachgemacht, und das hier die wirklichen? O, meine Tochter lebt im Himmel!« rief der König verwundert aus. Er wurde von Neuem entzückt, als die Vögel ihren Gesang erhoben. »Aber, sage mir,« fragte er seinen Führer, »welche Gefahren habe ich denn zu bestehn?« — »Keine,« antwortete der Vogel, »Du hast sie schon bestanden, Du hast eine unermeßliche Reise durch die Luft gemacht.« Er hob den König wieder auf und setzte ihn in wenigen Augenblicken vor den goldnen Thoren des Palastes nieder. Der König war über die Pracht erstaunt; er zweifelte, ob er wachte und das Alles wirklich sei, als die Thore aufrauschten, lieblicher Gesang und Flötenton ihm entgegen klangen, und der König und die Königin ihn bewillkommneten. »Vergiebst Du mir, daß ich Deine Tochter raubte,« redete die Königin ihn mit dem schönsten Gesange an. Der Prinz führte Rosalinden bei der Hand,  
25 und | Beide knieten vor ihm nieder. Er erstaunte über Beider Schönheit und schloß sie freudig in seine Arme.  
30

Der König der Vögel machte ihnen nun bekannt, daß Rosalinde und der Prinz mit dem Könige zurück in sein Land gehn sollten,

und so lange darin leben, bis ein Sohn von ihnen die Regierung übernehmen könnte; dann, setzte er hinzu: »werden Eure Unterthanen glauben, Ihr seid gestorben, und Trauerglocken durch das ganze Land tönen, Ihr aber werdet in unsre Arme zurückkehren, und bei uns im ewigen Frühlinge leben.« Man nahm Abschied 5 von einander. Die Königin umarmte ihren Sohn und Rosalinden mit vielen Thränen; der König küßte ihre Stirn, und ein Heer von Vögeln war in dem Augenblick bereit, sie zurück zur Erde zu führen. Sie standen in weniger Zeit in dem Garten, wo die Königin noch den Verlust ihres Gemahls betrauerte. Ihre Freude, als sie 10 ihn und ihre Tochter wiedersah, war unbeschreiblich. Von der Schönheit des Prinzen wurde sie, wie der König, überrascht, auch die treue Amme war ihrer geliebten Rosalinde gefolgt.

Die Vermählung des Prinzen wurde in wenigen Tagen mit vieler Pracht gefeiert. Rosalinde hatte sich Anfangs sehr gefreut, den 15 Garten wiederzusehen, wo sie | als Kind so gern spielte; aber die Freude daran verlor sich sehr bald; es kam ihr Alles so klein und eng vor; das schöne Land der Vögel mit seinem ewigen Sonnenschein war beständig in ihrem Gedächtniß. »Ach,« sagte sie oft zum Prinzen, »sind wir nicht selber wie die verbannten Vögel, nur 20 daß unsre Strafe viel länger währt?«

Als sie einen Sohn geboren hatte, war ihre einzige Freude, sein Wachsen und Starkwerden. Sie erwartete mit Ungeduld sein fünfzehntes Jahr. Es erschien endlich, und sie sagte zu ihren Eltern, daß sie sie nur noch einmal auf eine kurze Zeit verlassen würde; 25 sie wolle den König der Vögel bitten, daß er sie auch bald in sein Reich aufnehme.

In einer schönen mondhellen Nacht ging sie mit ihrem Gemahl im Garten spazieren; eine tiefe Stille herrschte rings umher; sie gingen auf und ab, und freuten sich, daß die Zeit ihrer Rückkehr nahete. Da traf plötzlicher Gesang der Vögel ihr Ohr; er kam 30 näher, und die vornehmsten Diener der Königin schwebten in der Luft. Sie senkten sich nieder, und führten den Prinzen und Rosalinden davon. Am andern Morgen fand man ihre Leichen in

ihren Zimmern. Der König ließ sie prächtig | begraben und das ganze Land betrauerte sie. Bald darauf wurden auch Rosalindens Eltern in das schöne Land der Vögel getragen. Der junge Prinz wurde zum Könige gekrönt. Er betrübt sich sehr über den Tod 5 seiner Eltern und Großeltern, aber die Zeit heilte seinen Schmerz. Er wählte sich eine schöne Gemahlin und lebte in seinem Lande recht glücklich mit ihr, weil er das schöne Land der Vögel nicht kannte.

**Der Greis im Felsen.**

5 | Schon seit langer Zeit lebte im dunkelsten Theile des Waldes ein Greis, den Niemand kannte; er wurde in der ganzen Gegend umher nur der Greis im Felsen oder der wohlthätige Zauberer genannt; denn Jeder, der zu ihm kam und seinen Rath begehrte, ging getröstet hinweg. Aus Dörfern und Städten kamen die Einwohner, um ihn bei zweifelhaften Fällen zu fragen. Wenn sie ihm ein kleines Geschenk mitbrachten, so nahm er es dankbar an; wenn aber einer der Reichen meinte, daß er ihm seinen Rath hinlänglich vergolten hätte, wenn er ihm eine Menge Goldstücke reichte, so legte er sie lächelnd bei Seite, und der erste Arme, der seiner Hülfe bedurfte, ging getröstet hinweg.

Es war ein heitrer Morgen und der Alte saß vor seiner Höhle, sah lächelnd, wie die Sonnenstrahlen einzelne Blätter vergoldeten, und wie es nur eines leisen Windes bedurfte, um sie aus dem glänzenden Scheine in den dunklen Schatten zu jagen. »O du Bild des | menschlichen Glücks,« rief er aus, »welch ein kleiner Wind darf Dich berühren, und Du stehst mit allen Deinen glänzenden Blüthen im finstern Schatten!« Indem er so mit sich selber sprach, näherte sich ihm ein Jüngling mit nachdenkender Miene. »Ich grüße Dich ehrerbietig, alter Vater,« redete er ihn an; der Greis dankte und lud ihn ein, auf dem Steine vor der Höhle zu sitzen. »Was hat Dich dem Schlaf so früh entrissen?« fragte der Greis den Jüngling; »man sagte mir,« erwiderte Jener, »Du seist ein weiser Zauberer.« — »Nun und Du bedarfst meiner Hülfe?« fragte der Alte lächelnd. — »Ja, weiser Mann,« rief der Jüngling, »aber glaube nicht, daß ich Dich mit solchen Dingen plagen will, die Du wohl täglich von der unbedachtsamen Jugend hören magst; ich will nicht, daß Du mir beistehen sollst, die Gunst eines Mädchens zu gewinnen, auch sollst Du mir nicht den Weg zeigen, wie ich zu Ruhm und Ehre gelangen kann; nein! weit edler ist

mein Bestreben.« — »Nun, und was wünschest Du denn,« sagte der Greis, »wenn diese Dinge so wenig Reiz für Dich haben?« — »Glaubst Du nicht, daß des Menschen edelstes Bestreben ist,« fuhr der Jüngling fort, »Alles in und außer sich zu erkennen und besonders in sich?« — »Nachdem man es versteht,« | sagte der Greis, »doch nenne mir Dein Begehren.« — »Ich wünschte,« sagte der Jüngling, »daß Du mir die Gabe verleihen mögest, alle meine Gedanken, wenn ich sie in mir ausgearbeitet habe, vor mir zu erblicken, damit ich beurtheilen möge, was meine Seele denkt, ob es gut oder böse, klug oder einfältig genannt zu werden verdient. Ich weiß wohl, daß es viel ist, was ich bitte, aber, theurer Greis, meine Dankbarkeit wird unbegrenzt sein.« — »Es ist weniger, als Du glaubst,« sagte der Alte, »aber ich glaube nicht, daß Du mir für dies Geschenk danken wirst; ich thue nichts weiter; als daß ich Deinen Augen eine größere Kraft mittheile, damit Du die Gestalten, welche Deine Seele erzeugt und in die Welt sendet, erblicken magst, aber ich sage es noch einmal, Du wirst mir nicht danken, Du mußt es nun ein ganzes Jahr ertragen, alle Deine Gedanken und Entschlüsse zu erkennen; wenn das Jahr verflossen ist, so kehre wieder zu meiner Höhle, und ich will die Last von Dir nehmen, die Du jetzt auf Dich herabgebeten hast.« Der Greis stand auf und ging in seine Wohnung; die Thür schloß sich, und der Jüngling blieb auf seiner Bank allein. »Wie sollte ich,« sagte er, indem er nachdenkend vor sich hinblickte, »es jemals bereuen, ein so gutes | Geschenk empfangen zu haben. Zu welcher neuen Weisheit bahnt mir diese Sehkraft den Weg? Ich werde mit scharfen Blicken Alles prüfen, und ich nur allein werde über mich und den Menschen mit Wahrheit urtheilen können.« Er stand auf und wollte zur Stadt zurückkehren, da erblickte er zu seinen Füßen eine kleine, blinde, verwachsene Figur, die eine ungeheure Brille auf der Nase trug. Leonhard erschrak vor dem Anblick dieses lächerlichen Unholds und wollte entfliehen, da zerflatterte das Wesen in die Luft. »Wie!« rief der Jüngling erstaunt, »sollte dies das Bild meines Gedanken sein?« er dachte diesen Gedanken noch einmal, und die lächerliche

Gestalt kam mit ihrer Brille ihm wieder näher. »Boshafter Zauberer,« rief Leonhard, »Du spottest meiner und willst mir meine Gedanken so entstellt zeigen.« Als er diese Worte ausgesprochen hatte, erblickte er neben sich ein Kind, das ihn mit überaus dummen Augen ansah, und auf die lächerliche Mißgestalt zueilte und sich zu ihr gesellte. »Nun,« sagte Leonhard spottend, »das muß ich gestehen, ein Paar vortreffliche Abdrücke von sich hat meine Seele in die Welt gesendet.« Er hatte kaum diese Rede geendigt, so stand noch ein Bube mit schwarzen krausen Haaren und feurigen Augen neben den Andern und sah sie erbittert an. »Nun, | es wird mit meinem Forschen nach Weisheit einen schlechten Fortgang gewinnen,« sagte Leonhard; »besser wäre es doch gewesen, ich hätte den Alten gar nicht um dieses Geschenk gebeten.« Ein Knabe mit schlichten, blonden Haaren und blauen Augen, nicht schön und nicht ungestaltet, stand neben ihm, sein Gesicht war nicht dumm und nicht verständig; er sah Leonhard gleichgültig an, und gesellte sich zu den Uebrigen. »Nun, das ist sauber!« rief Leonhard erzürnt; »von vier Gedanken ist kaum einer erträglich, und auch dieser eine, ist er nicht ein Gedanke der Reue, was kann er mir also helfen? Wenn ich nichts Gescheutes hervorbringen kann, sondern nur das Einfältige ganz mäßig gescheut bereuen, so wünschte ich, ich könnte die ganze Brut zerstören.« Er trat unter seine Gedanken und wollte sie verscheuchen; aber weit entfernt, daß sie sich vor ihm hätten fürchten sollen, schlossen sie sich recht eng an ihn. »Ist es mir denn nicht möglich, etwas Gescheutes zu ersinnen,« rief er, »daß ich dies Gezücht von mir entferne?« Er stützte den Kopf mit den Händen und wollte gleichsam mit Gewalt etwas Kluges denken; aber nur desto lebhafter mußte er sich aller dieser Gedanken erinnern; und selbst wenn er glaubte, er habe etwas Neues erfunden und aufblickte, so näherte sich ihm eins | der vier Kinder. Verzweiflungsvoll ging er zur Stadt zurück, und seine Gedanken begleiteten ihn. Sein Weg führte ihn durch den dichtesten Theil des Waldes; hohe, hundertjährige Eichen rauschten über ihm, und sein Herz wurde ergriffen; seine vier Gedanken verließen ihn;

heilige Schauer zogen durch seine Brust, und er hatte seine Bitte, die er dem Greise gethan hatte, ganz vergessen; endlich erreichte er den Ausgang des Waldes, doch als er die Stadt mit ihren Thürmen vor sich sah, blickte er auf und bemerkte, daß von seiner Seite ein schöner Jüngling hinwegflatterte, und die vier Gestalten 5 schwebten in weiter Ferne und eilten, ihn wieder zu ergreifen. Leonhard bemühte sich, den Gedanken, der ihn so schön und freundlich durch den Wald begleitet hatte, zurückzurufen, aber seine Anstrengung war vergeblich; je eifriger er sich bemühte, sich zu erinnern, um so eifriger drängten sich seine albernen Gefährten hinzu. »Also nur unwissend ist es mir möglich, etwas Gutes zu denken,« sagte er, und ging in sich gekehrt nach seiner Wohnung. Er hatte nicht den Muth, aufzublicken, er fürchtete, daß eine neue Gestalt, denen die ihn begleiteten, ähnlich, entstanden sein möchte. 15

Als er durch eine enge Straße der Stadt nach seiner | Wohnung ging, hörte er aus dem Fenster eines niedrigen Hauses Klage-töne; er trat hinzu und sah durch die Scheiben; ein junges Mädchen stand am Bett einer Kranken; zwei kleine Kinder saßen jammernd am Boden. »Erbarmt sich denn Keiner der Unglücklichen,« 20 sagte das Mädchen, und hob die blauen Augen auf zum Himmel; zugleich erblickte sie Leonhard und trat schüchtern zurück. Mitleid riß ihn hin, er öffnete die Thür des Hauses und trat in das ärmliche Zimmer. Hier sah er die Mutter der Kinder, eine junge Frau, bleich und dem Tode nahe. Leonhard näherte sich der Kranken und sagte: die weinenden Kinder hätten ihn aufmerksam gemacht, und er bitte sie, von seinem Vermögen etwas anzunehmen. Die Kranke richtete sich empor und wollte ihm danken; sie winkte ihren Kindern, die sich Leonharden näherten. Er sah sich um und auf das erwachsene Mädchen; er hatte erwartet, sie würde sich ihm nähern und gerührt in Dank ausbrechen; sie hatte 30 sich aber zurückgezogen und sah vor sich nieder; keiner ihrer Blicke traf Leonhard, den nur — ihr Blick in diese Wohnung des Elends hineingezogen hatte. »Nun,« dachte Leonhard, »das ist

sonderbar; der Blick, den sie zum Himmel richtete, schien so dringend um Rettung für die Armen zu flehen, und nun, da sie ihnen wird, erkennt | sie meine Handlung der Großmuth so wenig, daß kein dankender Blick mich belohnt.« Er sah diesen entstandenen 5 Gedanken neben sich und erschrak über die ungeweine Albernheit, mit der er ihn aus dummen Augen ansah. Er wurde verwirrt und ging; er versprach der Familie, sie am folgenden Tage wieder zu besuchen, und hoffte, daß ein freundlicher Blick des Mädchens ihn für dies Versprechen belohnen sollte; aber vergebens, sie blieb 10 unbeweglich stehen und sah auf den Boden. Als sich nun Leonhard verdrießlich entfernte, begleitete sie ihn bis zur Thür. Er wollte diesen günstigen Augenblick benutzen und sagte, indem er ihre Hand faßte: wer wäre ungerührt über das menschliche Elend, wenn es die schönsten Augen beweinen. Das Mädchen sah ihn an und lächelte, sie öffnete den Mund, um ihm zu antworten, aber sie verschwand vor Leonhards Augen, er fühlte noch, wie ihre weiche Hand aus der seinigen gleitete, als er sie nicht mehr sah. Bestürzt sah Leonhard auf die verschlossene Thür, viele Gedanken schwebten vor seinen Augen; sie folgten schnell auf einander; er dachte 20 keinen vollständig und alle verschränkten sich in einander, so daß die wunderbarsten Gedanken vor ihm schwebten und einen seltsamen Tanz zu bilden schienen. Seine Verwunderung über das verschwundene | Mädchen verlor sich bald in ein Betrachten dieser Phantome, dadurch wurden sie noch vermehrt. Leonhard 25 wußte sich nicht zu lassen, er gerieth in Wuth über diese ihm sichtbaren Gedanken, aber eben durch diese Wuth wurden neue erzeugt, ohne daß er die alten von sich zu entfernen vermochte. »Ich Thor,« rief er endlich aus, »der ich dergleichen Unsinn erbeten habe, dies nichtswürdige Gewirr wird noch machen, daß ich den Verstand verliere; auf ein ganzes Jahr soll ich diese Plage 30 ertragen, und schon an diesem einzigen Tage ist sie mir unerträglich.« Er rannte nach seiner Wohnung und konnte kaum sein Haus von den andern unterscheiden, so umwimmelte ihn der seltsame Haufe. Er warf sich auf sein Lager und hoffte Ruhe zu finden; aber

auch hier hatte er noch lange mit seinen Plagegeistern zu kämpfen, ehe ein wohlthätiger Schlummer sie seinen Augen entrückte.

Als Leonhard die Augen schloß, da stand er wieder in der Hütte und sah das Mädchen mit den himmelblauen Augen, er redete mit ihr, er entdeckte ihr seine Liebe, und sie antwortete so liebevoll, daß er es wagte und sie in seine Arme schloß. Er erwachte und blickte unmuthig um sich, ein Traum hatte ihn getäuscht, er bemühte sich, von Neuem zu schlafen, und so das holde Bild herbei | zuzaubern, aber vergeblich. Als die Sonne die ersten Strahlen über den Himmel ausbreitete, da fiel ihm ein, er wollte den Greis im Felsen von Neuem besuchen, und ihm seine vielfachen Leiden klagen. Er sah sich gar nicht um, er fürchtete, auch dieser Gedanke werde keine empfehlende Gestalt an sich tragen, und doch wollte er ihn ausführen. Nach einer halben Stunde war er schon auf dem Wege, und eilte dem Thore der Stadt zu. Als er durch die Gasse kam, und das Haus erblickte, worin er am vorigen Tage die seltsame Begebenheit erlebt hatte, stand er still und betrachtete es ganz genau. Er trat zu dem Fenster, aber die Läden waren geschlossen, und Alles darin so still, als ob es gänzlich ohne Bewohner wäre. »Es ist noch früh am Tage,« sagte Leonhard, »und die Unglücklichen schlafen noch und vergessen alles Leid, das zu ihnen tritt, so wie sie die Augen öffnen.« Er stand noch sinnend an der kleinen Thür, da sah er ein altes Mütterchen, die an einem Stabe mühsam durch die Gasse schlich, sie bot Leonhard einen guten Morgen, er dankte ihr und fragte sie, ob sie in dieser Gasse wohne. »Nur wenige Häuser von hier,« sagte die Alte. — »So könnt Ihr mir wohl sagen,« fuhr Leonhard fort, »wer die Bewohner dieses Hauses sind.« — »Die Bewohner dieses Hauses?« | rief die Alte, »ei, lieber Herr! Niemand; schon seit vielen Jahren steht das Haus leer; der Eigenthümer hat es verschlossen, er verließ es, wie gesagt, vor vielen Jahren, und seit der Zeit hat es keines Menschen Fuß betreten; Ihr könnt es auch an dem hohen Grase sehen, das vor der Thürschwelle gewachsen ist.« Leonhard erstaunte, er hatte das hohe Gras bis jetzt noch nicht bemerkt, die Alte verließ ihn, und er

stand sinnend, die Augen immer noch auf das Gras geheftet, das der Morgenwind in Wellen bewegte. »Habe ich denn geträumt,« rief er endlich aus, »ist der ganze Vorfall nur eine Geburt meines Gehirns? — Ich gewinne nichts damit,« rief er endlich, »so sehr ich mich auch quäle. Ob diese Begebenheit wirklich, ob sie ein Traum war, darüber soll mich der Greis belehren.«

Er eilte nun, den Wald zu erreichen, er ging durch die dunkeln Gänge, die zu dem Felsen des Greises führten, und fühlte sich halb ängstlich und halb beruhigt, als er den Greis wieder auf der steinernen Bank erblickte. Er näherte sich ihm, der Alte aber bemerkte ihn nicht; er zeichnete mit seinem Stabe gedankenvoll Figuren in den Sand. Leonhard wollte ihn in seiner Betrachtung nicht stören; endlich blickte der Greis auf. »Du kommst mir ungelegen,« redete er Leonhard unfreundlich an, »Du | störst mich in einer wichtigen Stunde meines Lebens.« — »Ehrwürdiger Greis,« fing Leonhard an zu reden. — »Ich weiß, was Dich zu mir führt,« sagte der Alte. »Hättest Du sie geliebt, sie wäre nicht verschwunden.« — »Ich hätte sie nicht geliebt?« rief Leonhard. »Ihr Bild begleitet mich unaufhörlich, als ihr erster Blick mich traf, wurde mein Herz auf ewig ihr Gefangener.« — »Du lernst, vielleicht einmal, was Liebe ist,« sagte der Greis, »bis jetzt kennst Du diese Empfindung nicht.« Er stand auf und ging in den Felsen, und Leonhard saß auf der Bank allein. »Und wenn es nicht Liebe ist,« sagte er zu sich selbst, »welche Empfindung ist es denn, die mich immerfort an sie zu denken zwingt?« Er vertiefte sich in Betrachtungen, und zeichnete, ohne es zu wissen, wie vor Kurzem der Greis, Figuren in den Sand. Als er nach einiger Zeit aufblickte, sah er den Greis neben sich stehen, der heftig weinte. Leonhard erschrak und rief: »Was ist Dir begegnet?« Der Alte bat mit wehmüthiger Stimme, die Figur, die er so eben gezeichnet hatte, zu verwischen; befremdet that es Leonhard, und wie auch die letzte Spur vertilgt war, sah der Alte den Jüngling lächelnd an; »ich danke Dir,« sagte er, »Du hast mir, ohne es zu wissen, eine große Wohlthat erzeugt.« Mit | Erstaunen fragte Leonhard, worin die Wohlthat bestände. »Die Zeichen,«

erwiederte der Greis, »die Du, ohne es zu wissen, in den Sand zeichnest, zwangen alle Bilder meines Leidens und meines Unrechts vor meine Seele, und machten Dich zum Herren über alle meine Handlungen; Du vertilgst auf meine Bitte diese Zauberei; Du hast nun das Zeichen vergessen, auch mit aller Mühe wirst Du es nicht treffen, und das Schicksal begünstigt nie so zum zweiten Male.« — »Wie,« rief Leonhard, »so hatte ich also, ohne es zu ahnen, eine Zaubergewalt?« — »Jedermann hat sie,« sagte der Greis, »und die eigentliche Zauberei besteht nur darin, daß wir die wunderbaren Kräfte der magischen Zeichen kennen. Wie würden die Menschen oft erstaunen, wenn sie wüßten, in welchem Zusammenhange ihre gleichgültigen Beschäftigungen mit den wunderbarsten Begebenheiten der Natur stehen. Doch, komm mit mir, und begleite mich in meine Wohnung; denn, ob Du gleich Deine Herrschaft über mich aufgehoben hast, so zwingt mich doch dies Zeichen, dadurch, daß es einmal da war, Dich für immer zu lieben, so wie oft wenige Worte zwei Herzen unauflöslich an einander fesseln.« Er öffnete die Thür des Felsen, dann wandte er sich noch einmal zu Leonhard, und sagte lächelnd: »Du mußt Dich nicht über meine Gesellschaft wundern, die Du drinnen antreffen wirst, und mir auch versprechen, ihnen mit keiner Frage beschwerlich zu sein.« Leonhard versprach es, und folgte dem Greise. Als der Alte die Thür des Felsen sorgfältig verschlossen hatte, nöthigte er seinen Gast, sich zu setzen. Leonhard that es, und wunderte sich, die Höhle leer zu finden, da der Greis ihm von einer Gesellschaft gesagt hatte. Er dachte noch darüber nach, da sah er, daß der Alte verschiedene Stühle um den Tisch setzte, der schon mit Brod und Früchten besetzt war. Der Greis sah mit freundlicher Miene nach dem dunkelsten Theile seiner Wohnung, und ein matter weißer Schimmer fing an sich zu bewegen; er schwebte dem Tische näher, und Leonhard sah zu seinem Erstaunen, wie die Gestalt der Frau, die er in der Hütte gesehen hatte, sich aus der Dunkelheit entwickelte, sie trug ihr jüngstes Kind auf dem Arm, das andere folgte ihr an der Hand des Mädchens, die ihre himmel-

blauen Augen freundlich auf Leonhard richtete. Schweigend setzte sich die Gesellschaft, und der Greis winkte Leonhard, daß er auch seinen Platz einnehmen möchte. Erstaunt that er das, der Alte legte seinen Gästen vor, und nöthigte sie mit freundlichen Geberden zum Essen. Leonhards Augen waren immer auf das Mädchen | gerichtet, und er bemerkte erst jetzt ihre hohe Schönheit, die blonden Locken, die um ihre Schultern fielen, den schlanker Wuchs, die zarten Glieder und die unnennbare Anmuth, die über alle ihre Bewegungen ausgebreitet war. Die kleine Mahlzeit war bald geendigt, und Alle erhoben sich mit ernsthaften Mienen. Der Alte faltete seine Hände, und blickte einige Augenblicke vor sich nieder; ein leises Zittern ergriff die holden Gestalten, sie zogen sich nach der Dunkelheit zurück; ein matter Schimmer bezeichnete sie noch einige Augenblicke, aber auch dieser war bald verschwunden. In den blonden Locken des Mädchens, hing ein Kranz von frischen Rosen; als sie aufstand, hatte Leonhard bemerkt, daß eine Rose aus ihrem Haar zur Erde fiel; er näherte sich jetzt dem Sitze, welchen sie verlassen hatte, und sah die schöne frische Knospe zu seiner Freude auf dem Boden liegen; schnell bückte er sich, und hob sie auf; aber wie erstaunte er, als die Blume, die noch in ihrer höchsten Schönheit prangte, in seiner Hand sogleich verdorrte. Der Greis sah ihn lächelnd an, öffnete die Thür des Felsen, Beide traten heraus, und Leonhard verbarg die Blume seufzend in seinem Busen. Er blieb noch einige Zeit bei dem Greise; doch wagte er es Anfangs nicht, ihn zu fragen, wer das Mädchen sei; endlich dachte | er an seine Gedanken, und wunderte sich, keinen einzigen zu erblicken. »Wie,« sagte er, »sollte ich denn jetzt mit Dir, den ich so verehere, ohne alle Gedanken gesprochen haben?« Der Greis lächelte und sagte: »ich habe sie, so lange Du bei mir bist, Deinen Augen verborgen, ich weiß, daß es Dich verwirrt, wenn Du bemerkst, daß nicht Alles so vortrefflich ist, was Du denkst, als wie Du es wünschest.« Leonhard fragte nun nach dem Mädchen; der Alte sagte ernsthaft, »vielleicht kommt einmal die Zeit, daß es Dir nützlich ist, ihre Herkunft zu wissen, jetzt verschone mich

damit, Dir nur, um Deine Neugierde zu befriedigen, Dinge zu erzählen, die mich betrüben.« Leonhard wollte versichern, daß es nicht Neugierde sei, sondern nur die wärmste Liebe, die ihn genöthigt habe zu fragen. Der Alte sah ihn an, und sagte: »Du kennst die Liebe nicht, und Wenigen unter den Menschen ist sie  
5 bekannt; Ihr sprecht unter Euch so oft darüber, daß Jeder endlich meint, es müsse doch etwas Angenehmes sein, zu lieben, und darum glaubt Ihr es oft schon zu thun, weil Ihr es wünschet.« — »Du hast ein kaltes Herz,« sagte Leonhard, »und bist den Gefühlen der Jugend abgestorben, darum richtest Du so strenge.« — »Das  
10 thue ich nicht,« erwiderte der Greis, »denn mir | sind alle Deine Gedanken sichtbar, und ich überlasse es auch Dir, sie wieder zu betrachten.« Er ging in seinen Felsen, und eilfertig drängte sich ein Heer von bunten Gestalten um Leonhard; er betrachtete nun sein ganzes Gespräch, welches er mit dem Greise geführt hatte,  
15 und erstaunte, als er bemerkte, daß sein Gedanke, den er selbst als einen gemeinen verworfen, und nicht ausgesprochen hatte, mit einem andern ging, den Leonhard für den besten und schönsten hielt, welchen seine Seele gedacht hatte; Beide hatten sich so innig umarmt, und sahen einander so ähnlich, daß eine nahe Verwandtschaft nickt zu verkennen war. Verdrüsslich stand Leonhard auf,  
20 und ging durch den dunklen Wald. Als die Eichen und Buchen über ihm rauschten, erinnerte er sich, welche sanfte Empfindung sein Herz bewegte, als er am vorigen Abend in dem Schatten dieser Bäume ging; dachte nun daran, wie er das Mädchen in dem kleinen Hause sah und eine innige Sehnsucht erfüllte sein Herz,  
25 so lebendig erschienen vor seiner Seele alle ihre Bewegungen, und je mehr er an sie dachte, je tiefer schlich der Zauber in sein Herz, er blickte auf zu den Baumwipfeln, und eine selige Freude zuckte mit ihren Sonnenstrahlen durch seine Seele, er | senkte den Blick auf den Boden, und ängstlich beklemmt sah er das Gras und die Blumen sich bewegen; kleine blaue Vergißmeinnicht standen am Boden, und ihm war, als wenn sie ihn mit unschuldig liebenden Augen ansähen; er bückte sich und brach eins von dem Stengel,

um es an seine Lippen zu drücken. Da dachte er an die Rose, die er in seinem Busen verbarg, er nahm sie hervor und sie blühte von Neuem in ihrer höchsten Schönheit; er küßte sie entzückt, und ihm war, als ob die Lippen seiner Geliebten den Kuß erwiderten. Er  
5 blickte auf, und viele liebliche Kinder mit goldgelben Haaren gaukelten in unschuldigen Spielen um ihn her. Das erste Mal war Leonhard mit seinen Gedanken zufrieden, er ging nach seiner Wohnung, und die Sehnsucht ergriff ihn von Neuem, als er sie so leer fand; er dachte sich die Seligkeit, wenn dies geliebte Mädchen  
10 seine Habe mit ihm theilte, wenn sie alle Freuden mit ihm genösse, und er in ihren Augen neue Wünsche lese, mit welchem Entzücken er eilen würde, sie zu erfüllen. Alle diese Bilder umschwebten ihn, bis der Schlaf sich seiner bemächtigte. Er träumte, wie sein Haus in Flammen stände, er strebte und arbeitete, etwas von seinem  
15 Vermögen aus dem Feuer zu erretten, kein | Gedanke an seine Liebe kam ihm vor; er ruhte endlich von der Anstrengung, und fühlte sich ermattet. Die Sonne schien freundlich in sein Gemach; er dachte an seine Geliebte, aber er konnte sich nicht mehr ihr Bild mit der Lieblichkeit zurückrufen, die ihn gestern entzückt hatte.  
20 Betrübt stand er auf und kleidete sich an. »Bin ich denn,« sagte er zu sich selbst, »so unglücklich, daß ich sie nicht mehr mit wahrer Liebe umfassen kann, und daß ich sie dadurch verlieren muß? Ach, all mein Glück würde dann verloren sein; nichts könnte mich trösten und erfreuen!« Er eilte nach dem Walde, um von den Lippen des Greises ein tröstendes Wort zu hören; er fand ihn vor seiner Höhle, freundlich lächelte er dem Jüngling entgegen. Leonhard war schwermüthig; »was bekümmert Dich,« fragte der Greis. — »Ach,« erwiderte Leonhard, »ich war am vergangenen Abend glücklich, ich fühlte die Liebe, und nun ist mein Herz wieder kalt und Du wirst mich streng richten, und sagen, ich soll nicht glücklich sein.« Er erzählte nun dem Greise, wie die Empfindung in seiner Brust, und die Rose, die er an seinem Herzen verwahrte, aufgeblüht wäre, und dieselbe Empfindung zog mit ihren Sonnenstrahlen durch seine Brust. | »Tröste Dich,« sagte der Greis

freudig, »Du liebst und wirst glücklich sein. Nicht alle Menschen, die Liebe fühlen, sind so glücklich, daß sie in allen Stunden mit gleicher Kraft in ihrem Busen wohnt. Kleinliche Sorgen verscheuchen diese Gottheit oft, aber wenn sie wiederkehrt, so empfangen diesen himmlischen Gast mit aller Herrlichkeit des Herzens.« — 5  
 »Du sagst, ich soll glücklich sein?« rief Leonhard mit Entzücken; »aber, o sage mir, wo finde ich die theure Geliebte?« — »Jetzt will ich Dir sagen, wer sie ist,« sprach der Greis; »jetzt will ich von meinen Schmerzen sprechen, denn nun sind sie vorüber. Auch ich war jung und liebte, und war glücklich. Das Mädchen, welches 10  
 mein Herz gewählt hatte, ward meine Gattin. Ich hatte mich frühe den Wissenschaften geweiht, und viele Kräfte der Natur standen meinem Willen zu Gebote. Ich hätte mir leicht den Besitz von vielem Golde verschaffen können, aber unser genügsames Herz verschmähte die Pracht. Ich und meine Gattin, wir lebten in dem 15  
 kleinen Hause, worin Du zuerst das Mädchen sahest, und wir entbehrten nichts. Meine Gattin gebar mir zwei Töchter; bei der Geburt der zweiten mußte ich sie verlieren. Mein Schmerz war unbeschreiblich, ich glaubte mich | verlassen, und vergaß auf eine Zeitlang ganz den Trost, den meine Wissenschaft mir geben 20  
 konnte. Endlich erholte ich mich so weit, daß ich wieder nachdenken konnte, und nun war ich auch getröstet: denn es stand in meiner Macht, den Umgang mit meiner geliebten Elwire fortzusetzen. Jeden Mittag und jede Mitternacht erschien das geliebte 25  
 Wesen, und lächelte Trost und Frieden in meine Brust. Sie wachte mit der reinsten Liebe über unsere Kinder. So vergingen noch viele Jahre meines Lebens in einem glücklichen Zustande; endlich gewann ein Jüngling das Herz meiner ältesten Tochter: ich rieth ihr, diese Liebe zu überwinden, denn ich sah es, daß seine Liebe die ihrige nicht belohnte; sie war schön, und einzig, ihre Schönheit 30  
 zog ihn an. Wider meinen Willen entfernte sie sich aus meinem Hause; dieser Undank, der meine Liebe und Sorgfalt so schlecht belohnte, brachte mich auf, und ich beschloß, ihr nicht zu verzeihen. Meine Gattin sah ich noch eben so oft als sonst, sie nannte die

Tochter, die uns verlassen hatte, nicht, und schien alle ihre Liebe auf die zweite niederzulegen. Nachdem einige Jahre verflossen waren, machte sie mir Vorwürfe, daß ich meinen Unwillen so lange nähren könnte, und rieth mir, unserer Tochter | zu verzeihen; — ich verweigerte ihr zum ersten Male etwas, und zum ersten 5  
 Male wendete sich der geliebte Schatten unwillig von mir weg. Nach einigen Tagen hatte ich einen Spatziergang in den Wald gemacht, und diesen Felsen mit der Höhle, die Niemand bemerkte, gefunden. Ich hatte mich ziemlich lange verweilt und eilte nun, 10  
 um die Stunde nicht zu versäumen, in der mich Elwire besuchte, nach meiner Wohnung zurück. Als ich in mein Haus trat, sah ich eine kranke Person im Bette liegen, zwei Kinder saßen auf dem Boden und jammerten, und meine zweite Tochter stand neben dem Bette. Ich näherte mich voll Mitleid: aber diese wohlthätige 15  
 Wirkung ging in Zorn über, als ich meine älteste Tochter in der Kranken erkannte. — »Wie,« rief ich aus, »Du wagst es, das Haus Deines Vaters wieder zu betreten, dessen Liebe Du verachtetest, den Du schändlich verlassen hast?« — Ich wollte noch mehr zornige Worte sagen, da stand meine geliebte Elwire vor mir. — »Du miß- 20  
 brauchst,« rief sie, »die schönste Empfindung der Menschen, die Liebe, zum Haß, und darum bist Du der Liebe nicht werth. Geh! verlaß dies Haus, das nur der Aufenthalt der Liebe war, und wohne unter den | Thieren des Waldes; mich siehst Du nicht wieder, bis Liebe und Mitleid das wieder gut machen, was Dein Haß 25  
 und Deine Härte verdarben.« — Sie war es, die einen sanften Schlummer auf meine Kinder legte, und die die Jahre, die sie so verträumen, sie nicht verlieren läßt. In jedem Jahre, an dem Tage, da ich durch meine Härte den Himmel beleidigte, sind meine Kinder eine Stunde in der Gestalt, in der ich sie fand, erwacht, und 30  
 den Augen der Sterblichen sichtbar; bis auf Dich hat sie aber noch Niemand bemerkt. Nach einiger Zeit versöhnte ich den Geist meiner Gattin, und es war mir nun erlaubt, meine geliebten Kinder zu der Zeit des Tages zu sehen, in welcher ich sonst nur ihrer Gesellschaft genoß. Durch meine Kunst brachte ich es auch dahin, daß

meine zweite Tochter sogleich dem Auge dessen entschwand, der sie wünschte, ohne sie zu lieben, weil ich sie vor einem Leben voll Elend, wie es ihrer Schwester geworden war, bewahren wollte. Die Unglückliche hatte bald für ihren Gemahl die Blüthe der Neuheit verloren — er hatte sie verlassen; sie ward endlich krank, und so elend, daß sie es nicht wagte, vor mir zu erscheinen, und mich um Mitleid anzuflehen; sie wurde vor meiner Zurückkunft | so schwach, daß ihre Schwester ihr ein Lager bereitete, und ich war so grausam, sie nicht liebevoll zu empfangen.« — Thränen flossen bei diesen Worten aus den Augen des Greises. — »Es ist nun vorüber,« sagte er endlich, »ich hoffe, wir werden nun glücklich sein. Folge mir, es ist Mittag geworden, Du wirst meine Kinder in der Höhle finden; umarme Deine Geliebte, und wenn sie bei Deiner Umarmung nicht Deinen Augen entschwindet, so ist sie Dein, und Elwre ist versöhnt, und ich lebe wieder in ihrer Gesellschaft.« 15 Beide gingen nun in den Felsen, der Tisch war wie am vorigen Tage bereitet, und als der Alte die Plätze geordnet hatte, näherten sich die Gestalten. Entzücken und Furcht bebten durch Leonhards Herz; er trat zu dem Mädchen, sie sah ihn freundlich an, er wagte es und schloß sie in seine Arme, und drückte einen glühenden Kuß auf ihre Lippen; er sah sie immer noch, und konnte sich nicht überzeugen, daß er glücklich sei, und versuchte es immer von Neuem sie zu küssen. Mit Freundlichkeit trat der Greis hinzu, und zog das Mädchen aus Leonhards Armen. »Ich bin wieder glücklich,« sagte er, »seid Ihr es auch.« — Jetzt trat auch die älteste Tochter mit ihren Kindern zu ihnen; »vergieb mir, mein Vater,« | sagte sie. »O meine Tochter!« rief der Greis, »verzeih Du mir.« Alle umarmten und grüßten sich, und das froheste Gespräch belebte die kleine Gesellschaft, die am vorigen Tage ein so stummes Mahl gehalten hatte. »Denkst Du denn gar nicht,« sagte endlich scherzend der Greis zu Leonhard, »an Deine Gedanken, die Dich immer sichtbar umschweben sollten?« — »Wo sind sie hingekommen?« sagte Leonhard, und sah sich nach ihnen um. »Ich habe Dich von dieser Plage befreit,« erwiderte der Greis; »denn, wie es mir

scheint, hast Du es nun aufgegeben, Dich selbst so zu studiren.« — »Was habe ich nun,« sagte Leonhard beschämt, »mit einem Vorzug gewonnen, der mir so wichtig schien.« — »Nichts,« antwortete der Greis, »so wie man überhaupt mit einer zu genauen Betrachtung seiner selbst nichts gewinnt, als daß man dadurch verwirrt wird.« — »O, ich war ein Thor,« rief Leonhard, »als ich den Wunsch, ein geliebtes Mädchen zu besitzen, eine Thorheit nannte. Die Liebe, ja die Liebe ist das höchste Glück, das der Himmel seinen Lieblingen unter den Menschen zutheilt.« — »Für Dich,« sagte der Greis, »und so hast Du eine allgemein gültige Wahrheit — über Dich gesagt. Tröste Dich, der Weise kann | auch nichts weiter.« Leonhard blieb seinem Vorsatze, der Weisheit zu leben, dennoch treu; er nannte die Liebe, die wahre Weisheit. Seine Gedanken sah er nicht mehr; also erschienen sie ihm wie vormals vernünftig, und er lebte mit seiner Gattin so glücklich, als es ein Mensch nur vermag.

**Eine Reise.**

5 | Der Geheimerath Bernard hatte einen einzigen Sohn, er glaubte  
nicht, daß er nöthig hätte, irgend ein bestimmtes Geschäft zu  
treiben, da er ihm ein sehr ansehnliches Vermögen hinterlassen  
konnte; er hatte ihn nur studiren lassen, damit er die Universitäts-  
jahre genießen sollte, und nun hatte er den Plan, daß er einige Jahre  
10 auf Reisen zubringen möchte, und wenn es sein Sohn wünschte,  
meinte er, würde ihm der Weg zu jeder Ehrenstelle offen stehn,  
wenn er als ein vollkommen gebildeter Mann zurückkäme.

Die Mutter des jungen Bernard betrübte sich sehr, daß sie ihren  
einzigsten Sohn so viele Jahre entbehren sollte; sie zweifelte daran,  
15 daß sie ihn jemals wiedersehen würde, weil ihre schwächliche  
Gesundheit ihr nicht die Hoffnung auf ein langes Leben erlaubte.

Indeß der Tag zu seiner Abreise war angesetzt; man hatte alle  
Verwandte und Freunde zum Mittagessen eingeladen, und nach  
Tische erwartete der junge Herr Postl pferde, die ihn zuerst nach  
20 Dresden bringen sollten. Alle Oeime und Tanten vereinigten  
ihren guten Rath, um den jungen Vetter gegen die Gefahren einer  
langen Reise zu schützen.

»Sie wollen also zuerst nach Dresden,« fragte ein alter Gehei-  
merrath, »das ist recht. Dresden ist ein Sitz der Künste; Sie werden  
25 doch Ihre mehrste Zeit dort auf der Gallerie zubringen?«

»Und das grüne Gewölbe nicht vergessen?« schrie ein Anderer.

»Und sich vor den Verführungen der bösen Welt in Acht neh-  
men?« sagte eine Tante.

»Ei, mein Sohn ist ja schon zwei Jahre auf der Universität  
30 gewesen, da wird er ja wohl gelernt haben, wie er mit Menschen  
umgehn soll.«

»Freilich, freilich,« sagte der alte Geheimerath, »da lernt man so  
etwas; ein Student wird auf allen Ecken und Orten betrogen, da  
sieht er, was man von den Menschen zu halten hat.«

»Sie wollen aber nach Italien und Frankreich, so weit in die Welt hinein,« lispelte Mademoiselle Willmann, »da werden Sie alle Ihre hiesigen Freunde vergessen.«

»Sie gewiß nicht, meine Theuerste,« rief der junge Bernard mit großer Hitze, »Ihr Bild wird mir überall folgen, ich werde immer in Ihrer Gesellschaft sein, und wenn Meere und Länder zwischen uns liegen.«

»Man hat dort auf der Gallerie vortreffliche Werke, meinen Freund, meinen Liebling, Hannibal Caracci werden Sie dort finden,« sagte der Geheimerath.

»Was Teufel, Ihr Liebling, Ihr Freund?« schrie ein alter Oberst; »Hannibal? — war das nicht ein General unter den Griechen?«

»Ja,« sagte der Geheimerath mit einer verächtlichen Wendung des Kopfes.

»Nein, erlauben Sie, Herr Geheimerath,« sagte ein junger Referendarius und der Freund des jungen Bernard; »Hannibal war allerdings Feldherr, allein Hannibal Caracci war ein berühmter Maler aus der —«

»Meinen Sie, daß ich das nicht weiß,« unterbrach ihn der Geheimerath verächtlich.

»Na, und mir ist es egal!« sagte der Oberst. Werner trat bescheiden zurück.

l »Befinden Sie sich etwa nicht wohl, liebe Frau Schwägerin,« sagte die Frau des Obersten, indem sie sich zu Bernards Mutter wendete; »Sie sind ja so still.«

»Sollte ich mich über die Abreise meines Sohnes nicht betrüben? wer weiß, ob ich ihn jemals wiedersehe, und doch ist diese Reise zu seinem Glücke und zu seiner Bildung nöthig, und die Eltern müssen sich über die Kinder vergessen.«

»Aber mein Gott, liebe Frau Schwester, Ihr Herr Sohn, mein lieber Neveu, war ja schon einmal zwei Jahre in Halle.«

»Ach, das war ganz anders, damals war er unter der Aufsicht eines vernünftigen Hofmeisters, hatte einen ordentlichen Wohnort, von wo aus er uns mit jedem Posttage schrieb, und uns alle

halbe Jahre besuchte. Aber nun reist er so in die weite Welt, und hat die Jahre erreicht, wo er keinen Hofmeister mehr braucht, nun ist er sich selbst überlassen.«

»Und wenn er die Jahre hat, wird er doch auch wohl den Verstand haben.«

»Ach, man kennt wohl die Jugend.«

l »Also wirklich, lieber Bernard, Sie werden so oft an mich denken,« sagte Mademoiselle Willmann leise, indem sie seine Hand drückte, »darf man das einem Manne wohl glauben?«

»Es würde mich unglücklich machen, wenn Sie es nicht glauben! Darf ich mir wohl schmeicheln, daß Sie in manchen Augenblicken flüchtig an mich denken werden.«

Sie seufzte, schlug die Augen nieder und drückte schweigend seine Hand.

»O, machen Sie mich zum Glücklichsten der Menschen, und sagen Sie, daß Sie sich meiner mit Theilnahme erinnern.«

»Sie nehmen einen Theil meiner Ruhe mit sich, lieber Bernard. Beweisen Sie mir, daß Sie sich meiner erinnern, und schreiben Sie mir oft.«

»Darf ich wohl so kühn sein, und die Beantwortung meiner Briefe hoffen?«

»Jede Frage ist einer Antwort werth,« sagte sie lächelnd.

Man stand vom Tische auf und Bernard's Vater und Mutter wurden immer betrübter. Der Augenblick, l wo sie von ihrem Sohne scheiden sollten, kam immer näher. Endlich kam der Wagen, Bernard nahm von der Gesellschaft Abschied; als er seinen Freund Werner in die Arme drückte, sagte ihm dieser: »Ich begleite Dich noch bis Mittenwalde.« Bernard dankte ihm; er nahm nun von Mademoiselle Willmann Abschied, er küßte ihre Hand; sie drückte die seinige heftig; seine Thränen erregten die ihrigen. Seine Eltern umarmten und segneten ihn; die guten Lehren seiner Oheime und Tanten erschollen rings um ihn her; er und sein Freund Werner stiegen endlich in den Wagen, die ganze Gesellschaft war sehr von seiner Rührung erbaut; man empfahl sich und der Geheimerath

Bernard und seine Frau gingen auf ihr Zimmer, um ihre Mittagsruhe zu halten.

»Werner!« rief der junge Bernard, als sie zum Thore hinaus waren, »Du glaubst nicht, wie schwer es mir wird, Berlin zu verlassen; mir ist, als blieben alle Freuden des Lebens hinter mir; mir ist es, als ginge ich in den Tod.«

»Du hast kein Vertrauen zu mir, Du bist nicht aufrichtig, Dich drückt noch etwas mehr, als der Abschied von Deinen Eltern.«

! »Vergieb, ich hätte Dir es längst sagen sollen, ich gestehe Dir, ich liebe die Willmann; ich glaube, ich bin ihr nicht gleichgültig, und das, was mein Glück machen könnte, wird jetzt meine Qual; wie schnell würden mir mit dem Bewußtsein ihrer Liebe alle Stunden verfließen, wenn ich sie in ihrer Gegenwart zubringen könnte, und nun muß ich von ihr entfernt sein, und mich mit jedem Augenblicke weiter entfernen.«

Werner bedauerte seinen Freund von ganzem Herzen; »Du verlierst,« sagte er, »mit dieser Qual im Busen, einen großen Theil des Genusses Deiner Reise.«

»Freilich, und nun, mein Freund, nur noch wenige Meilen, und auch von Dir muß ich mich losreißen; wir wollen auch diese wenigen Augenblicke noch recht kostbar genießen.«

Nachdem sie noch eine Viertelstunde gefahren waren, seufzte Bernard: »Ich hätte doch etwas später reisen sollen, die Sonne sticht so gewaltig.«

»Das könnte ich mir wohl gefallen lassen, wenn sie nur nicht so entsetzlich müde machte.«

»Du hast recht,« antwortete Bernard gähnend.

! Beide setzten nun das Gespräch noch eine Viertelstunde ziemlich langweilig mit großer Anstrengung fort. Keiner wollte seinen Freund dadurch beleidigen, daß er einschlief, da sie nur noch wenige Stunden beisammen waren. Endlich entschlief Bernard. Werner war froh, daß er sich keinen Zwang mehr anzuthun brauchte, und neigte seinen Kopf in die andere Ecke des Wagens und schlief bald eben so sanft, wie sein Freund.

Beide erwachten nicht eher, bis sie in Mittenwalde einfuhren. »Wollen wir noch Caffee mit einander trinken?« fragte Bernard.

»Gern,« war die Antwort.

Während des Trinkens sprach man wenig; endlich waren neue Pferde vor Bernard's Wagen gelegt; Werner's Bediente war mit dem Pferde, das er sich hatte bringen lassen, da; endlich mußten die Freunde Abschied nehmen. Beide waren sehr betrübt. »Lebe wohl, mein Bester,« rief Bernard, »vergiß mich nicht, wie ich Dich nie vergessen werde.« Sie drückten einander zärtlich an die Brust; »besuche meine Geliebte und schreib mir Alles, das kleinste Wort, was sie spricht.«

»Gewiß, gewiß.«

! »Und besuche meine Eltern, sag ihnen, daß ich sie ewig lieben werde; daß ich mich ihrer mit großer Zärtlichkeit erinnert hätte, wie ich Abschied von Dir nahm.« — Auch das versprach Werner. — »Und habe Dank für Deine Begleitung; ich danke Dir unendlich, daß Du mir Deine Gesellschaft noch ein paar Stunden gegönnt hast.« — Sie küßten sich noch einmal und schieden nun von einander.

Werner eilte nach Berlin zurück und brachte am andern Morgen Bernards Gruß seinen Eltern, die sehr von der Zärtlichkeit ihres Sohnes gerührt waren. Er ging auch zur Mademoiselle Willmann, und bestellte mit der sorgfältigsten Genauigkeit die Empfehlungen seines Freundes, er sagte ihr, wie sehr sich Bernard betrübt habe, daß er auf so lange das Glück ihrer Gesellschaft entbehren müßte. Sie antwortete, daß sie außerordentlich dadurch geschmeichelt würde, daß ein Mann von so vielem Verstande und so vortrefflichen Herzen sich ihrer erinnerte. Sie sagte das so gleichgültig, daß Werner auf die Vermuthung kam, sein Freund könnte sich wohl geirrt und Aeüßerungen von Achtung und Freundschaft für Liebe genommen haben, er hatte ganz leise den Wunsch, daß es so sein möchte. Er verließ Mademoiselle Willmann mit einem zärtlichen Handkuß; sie drückte die seinige leicht.

! Erst auf seiner Stube konnte er sich von diesem Glück erho-

len. Er konnte es nicht müde werden, in Gedanken jedes Wort, das sie gesprochen hatte, sich zu wiederholen, er sah sie vor sich, wie sie ihm die Hand drückte, er sah den gütigen Blick, der ihn begleitete, als er ging, er sah noch die Kälte in ihren Mienen, als sie von Bernard sprach. 5

Jetzt erst fiel ihm sein Freund ein, er war nun unschlüssig, ob er seine Besuche bei Bernards Geliebten fortsetzen, oder sein Glück der Ruhe seines Freundes aufopfern sollte; er setzte sich endlich nieder, und schrieb über diese rührende Situation einen ganzen Bogen wohlklingender Verse. 10

Am folgenden Tage erhielt Werner folgenden Brief von seinem Freunde Bernard.

Theurer Freund!

Ich schreibe Dir aus Baruth; ein Unglück, das mich betroffen hat, macht, daß ich mich hier einige Tage aufhalten muß. 15

Wie Du mich verlassen hattest, wiegen tausend traurige Vorstellungen mich in einen betäubenden | Schlummer. Nahe vor Baruth bekömmt der Wagen einen harten Stoß, wirft um und schleudert mich heraus; ich bekam eine beträchtliche Wunde am Kopf, und am Wagen selbst zerbrach ein Rad. 20

Mein Kopf ist verbunden, und ich hoffe, wenn morgen der Wagen fertig ist, daß ich meine Reise werde fortsetzen können.

Verbirg meiner Mutter meinen Unfall, es würde ihr nur unnütze Sorgen machen, gieb ihr den inliegenden Brief und auch den andern an meine theure Luise. Was macht sie, Du hast sie doch schon gesehn? Schreib mir ja, wie Du es versprochen hast, jedes Wort Eurer Unterredung, Du kannst schon immer Briefe an mich nach Dresden schicken, ich will sie von der Post abfordern. Luisens Brief kannst Du einlegen; sie hat 25  
30  
versprochen, mir zu antworten.

Ich kann Dir nicht sagen, lieber Freund, wie sonderbar mir ist, wenn ich denke, daß ich nun doch nicht mehr in meinem Vaterlande, sondern auf sächsischem Boden bin, und ich

werde nun mein liebes Berlin und Dich, Du Guter und meine theure Luise, und meine liebevollen Eltern so lange, vielleicht niemals wiedersehen. | Lebewohl, ich muß mich von diesen traurigen Gedanken losreißen.

Dein

Freund.

5  
10  
Werner brachte Luisen mit dem festen Vorsatz Bernards Brief, daß er seines Freundes Glück nicht auf eine schändliche Art stören wollte. Luise kam ihm sehr freundlich entgegen. »Das ist schön, daß Sie mich wieder besuchen,« sagte sie; »ich gestehe, ich bin eigentlich so unverschämt gewesen, Sie schon gestern zu erwarten.«

»Sie sind sehr gütig gegen mich,« versetzte Werner, »es würde mich glücklich machen, wenn ich diese Güte verdienen könnte.«

15  
Er reichte ihr mit einer Verbeugung Bernard's Brief.

»Ihr Freund hat ein kleines Unglück gehabt,« sagte sie gleichgültig. »Meinen Sie nicht, daß er es etwas zu ernsthaft nimmt, seine Wunde kann doch unmöglich gefährlich sein, da er schon den folgenden Tag weiter reisen wollte.«

20  
»Freilich,« war Werner's Antwort, »er ist immer etwas weichlich gewesen.«

»Das sollte doch ein Mann nicht sein, ich würde es einem Frauenzimmer kaum vergeben, wenn sie von einer solchen Kleinigkeit so viel Aufhebens macht. Herr Bernard muß sich sehr wichtig vorkommen; wenn er verlangt, daß seine Freunde so viel Antheil daran nehmen sollen.«

»Sie sind sehr strenge gegen meinen Freund,« sagte Werner lächelnd, »wirklich, ich fürchte jetzt Ihr Urtheil über mich mehr, als jemals.«

30  
»Glauben Sie denn, daß ich, wenn ich Sie nicht von den meisten Schwachheiten der Männer frei spräche, so offenherzig über Ihren Freund mit Ihnen sprechen würde? Vergeben Sie mir die Dreistigkeit, die darin liegt, und nehmen Sie es bloß als einen Beweis meiner Freundschaft.«

Werner küßte mit vieler Ehrerbietung ihre Hand.

Luisens Vater, der Kriegsath Willmann, trat hinein. Nach den ersten Complimenten, sagte er zu Werner: »Es freut mich recht, daß ich Sie grade hier treffe, so kann ich doch der Erste sein, der Ihnen gratulirt. Sie sind Rath, Sie haben die Stelle, weßhalb Sie sich  
5  
5  
6  
7  
8  
9  
10  
11  
12  
13  
14  
15  
16  
17  
18  
19  
20  
21  
22  
23  
24  
25  
26  
27  
28  
29  
30  
31  
32  
33  
34  
35  
36  
37  
38  
39  
40  
41  
42  
43  
44  
45  
46  
47  
48  
49  
50  
51  
52  
53  
54  
55  
56  
57  
58  
59  
60  
61  
62  
63  
64  
65  
66  
67  
68  
69  
70  
71  
72  
73  
74  
75  
76  
77  
78  
79  
80  
81  
82  
83  
84  
85  
86  
87  
88  
89  
90  
91  
92  
93  
94  
95  
96  
97  
98  
99  
100  
101  
102  
103  
104  
105  
106  
107  
108  
109  
110  
111  
112  
113  
114  
115  
116  
117  
118  
119  
120  
121  
122  
123  
124  
125  
126  
127  
128  
129  
130  
131  
132  
133  
134  
135  
136  
137  
138  
139  
140  
141  
142  
143  
144  
145  
146  
147  
148  
149  
150  
151  
152  
153  
154  
155  
156  
157  
158  
159  
160  
161  
162  
163  
164  
165  
166  
167  
168  
169  
170  
171  
172  
173  
174  
175  
176  
177  
178  
179  
180  
181  
182  
183  
184  
185  
186  
187  
188  
189  
190  
191  
192  
193  
194  
195  
196  
197  
198  
199  
200  
201  
202  
203  
204  
205  
206  
207  
208  
209  
210  
211  
212  
213  
214  
215  
216  
217  
218  
219  
220  
221  
222  
223  
224  
225  
226  
227  
228  
229  
230  
231  
232  
233  
234  
235  
236  
237  
238  
239  
240  
241  
242  
243  
244  
245  
246  
247  
248  
249  
250  
251  
252  
253  
254  
255  
256  
257  
258  
259  
260  
261  
262  
263  
264  
265  
266  
267  
268  
269  
270  
271  
272  
273  
274  
275  
276  
277  
278  
279  
280  
281  
282  
283  
284  
285  
286  
287  
288  
289  
290  
291  
292  
293  
294  
295  
296  
297  
298  
299  
300  
301  
302  
303  
304  
305  
306  
307  
308  
309  
310  
311  
312  
313  
314  
315  
316  
317  
318  
319  
320  
321  
322  
323  
324  
325  
326  
327  
328  
329  
330  
331  
332  
333  
334  
335  
336  
337  
338  
339  
340  
341  
342  
343  
344  
345  
346  
347  
348  
349  
350  
351  
352  
353  
354  
355  
356  
357  
358  
359  
360  
361  
362  
363  
364  
365  
366  
367  
368  
369  
370  
371  
372  
373  
374  
375  
376  
377  
378  
379  
380  
381  
382  
383  
384  
385  
386  
387  
388  
389  
390  
391  
392  
393  
394  
395  
396  
397  
398  
399  
400  
401  
402  
403  
404  
405  
406  
407  
408  
409  
410  
411  
412  
413  
414  
415  
416  
417  
418  
419  
420  
421  
422  
423  
424  
425  
426  
427  
428  
429  
430  
431  
432  
433  
434  
435  
436  
437  
438  
439  
440  
441  
442  
443  
444  
445  
446  
447  
448  
449  
450  
451  
452  
453  
454  
455  
456  
457  
458  
459  
460  
461  
462  
463  
464  
465  
466  
467  
468  
469  
470  
471  
472  
473  
474  
475  
476  
477  
478  
479  
480  
481  
482  
483  
484  
485  
486  
487  
488  
489  
490  
491  
492  
493  
494  
495  
496  
497  
498  
499  
500  
501  
502  
503  
504  
505  
506  
507  
508  
509  
510  
511  
512  
513  
514  
515  
516  
517  
518  
519  
520  
521  
522  
523  
524  
525  
526  
527  
528  
529  
530  
531  
532  
533  
534  
535  
536  
537  
538  
539  
540  
541  
542  
543  
544  
545  
546  
547  
548  
549  
550  
551  
552  
553  
554  
555  
556  
557  
558  
559  
560  
561  
562  
563  
564  
565  
566  
567  
568  
569  
570  
571  
572  
573  
574  
575  
576  
577  
578  
579  
580  
581  
582  
583  
584  
585  
586  
587  
588  
589  
590  
591  
592  
593  
594  
595  
596  
597  
598  
599  
600  
601  
602  
603  
604  
605  
606  
607  
608  
609  
610  
611  
612  
613  
614  
615  
616  
617  
618  
619  
620  
621  
622  
623  
624  
625  
626  
627  
628  
629  
630  
631  
632  
633  
634  
635  
636  
637  
638  
639  
640  
641  
642  
643  
644  
645  
646  
647  
648  
649  
650  
651  
652  
653  
654  
655  
656  
657  
658  
659  
660  
661  
662  
663  
664  
665  
666  
667  
668  
669  
670  
671  
672  
673  
674  
675  
676  
677  
678  
679  
680  
681  
682  
683  
684  
685  
686  
687  
688  
689  
690  
691  
692  
693  
694  
695  
696  
697  
698  
699  
700  
701  
702  
703  
704  
705  
706  
707  
708  
709  
710  
711  
712  
713  
714  
715  
716  
717  
718  
719  
720  
721  
722  
723  
724  
725  
726  
727  
728  
729  
730  
731  
732  
733  
734  
735  
736  
737  
738  
739  
740  
741  
742  
743  
744  
745  
746  
747  
748  
749  
750  
751  
752  
753  
754  
755  
756  
757  
758  
759  
760  
761  
762  
763  
764  
765  
766  
767  
768  
769  
770  
771  
772  
773  
774  
775  
776  
777  
778  
779  
780  
781  
782  
783  
784  
785  
786  
787  
788  
789  
790  
791  
792  
793  
794  
795  
796  
797  
798  
799  
800  
801  
802  
803  
804  
805  
806  
807  
808  
809  
810  
811  
812  
813  
814  
815  
816  
817  
818  
819  
820  
821  
822  
823  
824  
825  
826  
827  
828  
829  
830  
831  
832  
833  
834  
835  
836  
837  
838  
839  
840  
841  
842  
843  
844  
845  
846  
847  
848  
849  
850  
851  
852  
853  
854  
855  
856  
857  
858  
859  
860  
861  
862  
863  
864  
865  
866  
867  
868  
869  
870  
871  
872  
873  
874  
875  
876  
877  
878  
879  
880  
881  
882  
883  
884  
885  
886  
887  
888  
889  
890  
891  
892  
893  
894  
895  
896  
897  
898  
899  
900  
901  
902  
903  
904  
905  
906  
907  
908  
909  
910  
911  
912  
913  
914  
915  
916  
917  
918  
919  
920  
921  
922  
923  
924  
925  
926  
927  
928  
929  
930  
931  
932  
933  
934  
935  
936  
937  
938  
939  
940  
941  
942  
943  
944  
945  
946  
947  
948  
949  
950  
951  
952  
953  
954  
955  
956  
957  
958  
959  
960  
961  
962  
963  
964  
965  
966  
967  
968  
969  
970  
971  
972  
973  
974  
975  
976  
977  
978  
979  
980  
981  
982  
983  
984  
985  
986  
987  
988  
989  
990  
991  
992  
993  
994  
995  
996  
997  
998  
999  
1000

Luise wünschte ihm herzlich Glück. Werner war freudig überrascht. »Nun,« sagte der Kriegsath, »nicht | wahr, wir werden nun bald noch einmal Glück wünschen können? Sie werden uns gewiß bald Ihre Braut vorstellen?«

»O wenn Sie eine Braut haben,« sagte Luise, »so müssen Sie mich ja recht bald mit ihr bekannt machen; ich bin doch sehr begierig, die Glückliche kennen zu lernen.«

»Sie spotten über mich, Mademoiselle, wirklich Sie allein wären im Stande, mich mit meiner Braut bekannt zu machen, von Ihnen allein wird es abhängen, ob ich glücklich sein soll oder nicht.«

»Wie meinen Sie das, Herr Werner?« fragte Luise sehr beschämt.

»Wenn ich anders recht verstehe, so wünschen Sie meine Tochter zur Frau?«

»O, Sie würden mich unaussprechlich glücklich machen.«

»Nun, Sie sind ein braver Mann, Sie haben ein hübsches Vermögen und jetzt ein gutes Einkommen, ich bin es zufrieden, und Luise wird auch keine Närrin sein.«

»Was sagen Sie, schönste Luise?«

»Meines Vaters Wünsche sind mir Befehle;« sie reichte ihm die Hand. Werner drückte sie mit Entzücken an sich.

| »O,« rief er, »Bernard, Du mußst mir vergeben; wer kann der Liebe widerstehen?«

»Denken Sie an den Narren nicht,« sagte Luise, »ich habe nie einen Funken von Liebe für ihn empfunden. Es ist wahr, ich hatte einige Freundschaft für ihn, was kann ich dafür, daß er das wechselt.«

»Sie haben Recht,« sagte Werner, »schon als ich Sie das erste

Mal besuchte, bemerkte ich das; wir haben uns Beide nichts vorzuwerfen.«

Es wurde nun noch verabredet, daß die Hochzeit in wenigen Wochen sein sollte, und man ging sehr vergnügt und sehr zärtlich auseinander.

Als Werner zu Hause kam, fiel ihm ein, daß die Post nach Dresden am andern Morgen abgehe; er wollte an Bernard schreiben. »Was soll ich thun? er verlangt von mir jedes Wort zu wissen, was ich mit Luisen gesprochen habe! nein, ich kann ihm das Herz nicht so zerreißen, er mag es von einem Andern erfahren, wenn er dann auch auf mich böse wird, so wird er den Haß während seiner Reise vergessen.

Wenn ein Mensch viele Länder durchreist und viele tausend Menschen sich vorübergehen sieht, kann er dann | den Haß auf einen Einzelnen, der ihn in seinem entfernten Vaterlande beleidigte, behalten?« —

Bernard war indeß wieder hergestellt und wollte seine Reise fortsetzen, er war eben beim Frühstück, als die Post von Berlin ankam. Es waren nur wenige Passagiere; ein junger, wohlgebildeter Mann setzte sich zu Bernard. »Sie reisen mit Extrapost?« fragte er.

»Ja,« war die Antwort; »es ist mir zu unbequem, des Nachts zu fahren, und überdies, wer, wie ich, zu seinem Vergnügen reist, hat nicht solche Eil.«

»Das ist wahr; wollen Sie weiter reisen, wenn man fragen darf?«

»Nach Italien, England und Frankreich; für jetzt, denke ich mich aber eine Zeitlang in Dresden aufzuhalten.«

»In Dresden? Dahin will ich auch, es ist mein Geburtsort; ich war nur zum Besuch bei meinem Onkel in Berlin.«

»In Berlin? wie geht es da? Ist nichts Neues vorgefallen? Kein Lärm im Theater gewesen? Kennen Sie den Kriegsath Willmann und seine Tochter?«

»Nein, ich habe nicht die Ehre. Ich beneide Sie, daß Sie eine so angenehme Reise machen können; ich | wünschte, ich könnte

Sie begleiten, aber meine Verhältnisse erlauben das nicht. Für jetzt wollte ich, ich wäre nur erst wieder in Dresden, es gibt kein abscheulicheres Fahren, als mit der ordinären Post.«

Bernard bot ihm seinen Wagen an, es wäre ihm sehr lieb, wenn er in so angenehmer Gesellschaft reisen könne. Der junge Mann nahm sein Anerbieten mit vielem Dank an. Aus Luckau schrieb Bernard folgenden Brief an Werner:

Ich habe in Baruth eine sehr interessante Bekanntschaft mit einem jungen Mann, Namens Walldorf gemacht, gleichgestimmte Seelen erkennen und verrathen sich gleich; wir sind auf dem Wege von Baruth nach Luckau die vertrautesten Freunde geworden; Jeder kennt und weiß die Familienverhältnisse des Andern ganz genau. Er ist der Sohn des verstorbenen Kriegsath Walldorf; er selbst erwartet sehr bald eine Versorgung, seine Mutter und Schwester, die Beide sehr geistreich sein sollen, leben von einer Pension; er hat versprochen, mich in seine Familie einzuführen. Ich habe ihm auch Alles, was ich selber von mir weiß, erzählt, nur meine Liebe zu Luisen habe ich ihm verschwiegen. Er wünschte sehr, Dich kennen zu lernen; ich versichere Dich, es ist ein Mann von vielem Geist.

Gieb diesen Brief meiner theuern Luise, an meine Eltern habe ich auch geschrieben; o, könnte ich Euch, meine Theuern, nur erst wiedersehn! lebe tausendmal wohl und vergiß ja nicht Deinen Dich über Alles liebenden Freund.

Die beiden neuen Freunde, Walldorf und Bernard, setzten nun ihre Reise fort. Bernard war sehr begierig, Dresden zu sehen, wovon ihm Walldorf eine so herrliche Beschreibung gemacht hatte. Auf der nächsten Station aßen Beide zu Mittag und ihre Seelen knüpften sich immer fester aneinander. Als sie endlich die folgende Poststation erreicht hatten, erforderte ihr müder Geist Ruhe; nach dem Abendessen umarmten sich Beide zärtlich und legten sich zu Bette.

Im Bette dachte Bernard an Luisen, auch dachte er, ich werde nun Walldorf's Schwester kennen lernen, es ist gewiß ein vortreffliches Mädchen, sie muß Luisens Freundin werden. Wenn ich Dich erst mein nennen darf, theure Luise; o, dann mache ich mit Dir eine Reise nach Dresden; ich mache sie mit einander bekannt, und bin ich dann nicht zu beneiden, wenn ich zwischen Beiden stehe, von der Einen zärtlich geliebt, von der Andern mit ihrer Freundschaft beglückt? Unter diesen süßen Gedanken schlief er ein.

Am folgenden Morgen setzten sie ihre Reise fort. Sie erreichten ohne den kleinsten Unfall Dresden.

Bernard fragte sogleich auf der Post, ob Briefe an ihn da wären; er wunderte sich sehr, als man nein antwortete. Sein Freund suchte ihn zu beruhigen, er sagte ihm, Werner könnte wohl durch Geschäfte abgehalten sein. »Nein,« rief Bernard, »es ist nicht möglich, seine Freundschaft würde sich gewiß durch nichts abhalten lassen, besonders da er so wichtige Aufträge von mir hat; es ist ihm gewiß ein Unglück begegnet, er ist gewiß sehr krank, er ist vielleicht mit dem Pferde gestürzt, ich muß ihm sogleich schreiben.«

Walldorf bat Bernard, ihm den Gasthof zu nennen, wo er abzu steigen gedächte, damit er ihn auf den Abend abholen und ihn seiner Familie vorstellen könnte. Bernard nannte ihm das Hôtel de Bavière, und Beide schieden von einander.

! Bernard hatte kaum den Gasthof betreten, so ließ er sich sogleich seine Zimmer anweisen, forderte schnell sein Mittagessen, denn er wollte gleich nach Tische an seinen Freund Werner schreiben. Er schrieb folgenden Brief:

Theurer Freund meiner Seele!

Ich kann Dir nicht sagen, was ich gelitten habe, keine Briefe von Dir, keinen von Luisen. Ich habe Dresden noch keines Blicks gewürdigt, ich eile nur, Dir zu schreiben. Ich bitte Dich, bei Allem, was Dir heilig und theuer ist, eile mich aus dieser Angst zu befreien, laß mich wissen, was Dein Stillschweigen

bedeutet. Unmöglich ist es, daß es bloß Nachlässigkeit sein kann, dann müßte ich nicht an Deine Liebe zu mir glauben. Gewiß ist Dir ein Unglück begegnet, laß es mich wissen, mein Theurer, damit meine Seele mit der Deinigen leidet.

Vergieb mir, daß ich Dir nicht mehr schreibe, ich bin noch müde von der Reise, und doch muß ich noch vor fünf Uhr frisirt und angezogen sein, mein Freund Walldorf wird mich heute Abend seiner Familie vorstellen.

! Empfehl mich meiner Luise, ich werde ihr morgen schreiben, ich kann es heut mit meiner unruhigen Seele unmöglich. Lebewohl, und reiß mich ja bald aus dieser Unruhe.

Nachdem er diesen Brief auf die Post geschickt hatte, ließ er sich frisiren, kleidete sich anständig und erwartete seinen Freund, der ihn um fünf Uhr abholte.

Madame Walldorf und ihre Tochter Wilhelmine erwarteten die beiden Freunde. »Ich bin doch begierig, den jungen Mann zu sehn,« sagte die Mutter.

»Es soll ein sehr liebenswürdiger Mensch sein,« sagte die Tochter.

»Kind, gib doch das weiße Porzellan zum Thee.« Wilhelmine ging, um es zu holen.

Walldorf und Bernard kamen, nach den gewöhnlichen Complimenten setzten sie sich und das Gespräch wurde interessanter.

Bernard wunderte sich über Alles, was Wilhelmine gelesen hatte, er sah, daß sie weit mehr wußte, als er, er bekam eine große Ehrfurcht vor ihrem Verstand.

! »Willst Du nicht etwas spielen, Wilhelmine,« fragte Karl. »Das kömmt nicht auf mich an,« antwortete sie lächelnd, »es fragt sich, ob es Sie nicht ennuyirt.«

»O, wenn Sie die Güte haben wollten, Mademoiselle, so würden Sie mich sehr glücklich machen.«

»Sie erwarten aber vielleicht, daß ich sehr schön spiele, da mein Bruder die Dreistigkeit hat, mich in Ihrer Gegenwart dazu aufzu-

fordern. Ich muß aber leider gestehn, daß ich kaum ein Paar Lieder mittelmäßig spielen kann; und wenn ich das bedenke, komme ich in Versuchung, Sie nicht mit meinem Geklimper zu quälen; indeß, damit Sie nicht denken, ich ziere mich — —«

Sie setzte sich und spielte nun wirklich sehr schön.

Bernard stand hinter ihr, und bewunderte ihr Spiel und ihren Gesang. Seine Augen ruhten auf den kleinen weißen Händen, die sich so artig auf dem Fortepiano hin und her bewegten. Kein Gedanke an Luise kam in seine Seele.

Als der Gesang beendigt war, fragte ihn Walldorf lächelnd: »meinen Sie nicht, daß sich meine Schwester unrecht thut, wenn sie glaubt, daß sie keine Stimme habe?«

! »Gewiß,« sagte Bernard, »es kann nicht Ihr Ernst sein, wenn Sie das sagen.«

»Sie beurtheilen mich sehr gütig; aber was bei Ihnen Güte ist, würde bei mir Unbescheidenheit sein, wenn ich es von mir selber glaubte.«

Man setzte sich zu Tische; Bernard saß neben Wilhelminen, ihre Augen begegneten sich zuweilen, und Wilhelmine sah erröthend vor sich nieder.

Die Zeit bis 11 Uhr verging Bernard so schnell, daß er durch das Blasen der Wächter daran erinnert wurde, er müsse endlich gehn. Er wurde beim Abschied von der ganzen Familie gebeten, am andern Morgen einen kleinen Spatziergang mit ihnen zu machen, er nahm das Anerbieten mit Freuden an.

Als er in seinem Zimmer war, schlief er sogleich freudig ein. Am andern Morgen kleidete er sich vergnügt an und eilte zu Walldorfs; er fand Alle schon fertig, man erwartete ihn nur noch.

»Ach,« sagte Wilhelmine, »welch ein schöner Tag ist es heute, der Himmel ist so blau, die Luft so lieblich, die Sonne scheint so milde wie die Freundschaft.«

! Man machte einen Spatziergang; in der freien Natur dehnte sich Wilhelminens Seele immer mehr auseinander.

Das Gespräch wandte sich auf die Liebe. »Sie glauben also

nicht,« fragte Bernard Wilhelmine, »daß die Männer im Stande sind, so heftig zu lieben als die Damen?«

»So heftig wohl, aber nicht so treu, so zärtlich, es ist auch, dünkt mich, sehr natürlich, die Männer leben weit mehr in der Welt, selbst ihre Geschäfte zerstreuen sie, und dann theilen sich ihre  
5 Gefühle; denn jeder Mann hat doch wenigstens Einen Freund, den er herzlich liebt und dessen Herz eben so warm für ihn schlägt; aber wir armen Geschöpfe, wenn sind wir wohl so glücklich, eine Freundin zu finden? Schon dadurch werden wir gezwungen, alle unsre Gefühle auf Einen Mann niederzulegen, in diesem einzigen  
10 all' unser Glück zu suchen.«

Sie sprach mit einer großen Wärme, und als sie endigte, trafen ihre Augen die Blicke Bernards.

»O,« rief er aus, »wäre ich so glücklich, daß sich Ihr Herz zu mir neigte! wie wollte ich mein ganzes Leben | dazu anwenden,  
15 Ihnen zu beweisen, daß wenigstens einzelne Männer auszunehmen sind. Mit welcher Zärtlichkeit, mit welcher Treue wollte ich Sie lieben!« — Er sank vor ihr auf die Knie nieder, und drückte ihre Hand an seine Lippen, sie neigte sich zu ihm herunter, und seine Lippen berührten die ihrigen; er sprang auf und drückte  
20 sie an sich. — »Ach, ich weiß es wohl, Engel, ich verdiene Dich nicht!«

Madame Walldorf, die mit ihrem Sohne in ein ernsthaftes Gespräch verwickelt war, hatte nicht bemerkt, daß Bernard und Wilhelmine weit vorausgingen, sie kam jetzt zu ihnen, da Bernard  
25 Wilhelminen in den Armen hielt.

Sie sah ihn befremdet an; »ich weiß nicht, Herr Bernard — —«

Bernard war sehr verlegen, Wilhelmine sprach kein Wort.

»Vergeben Sie mir,« fing endlich Bernard an, »wer kann Ihre reizende Tochter sehn und sie nicht lieben?«  
30

»Und was hat meine Tochter von Ihrer Liebe zu erwarten.«

| »Wenn Sie und Wilhelmine mir Ihre Einwilligung nicht versagen, so nenne ich sie, sobald ich von meiner Reise zurückkomme, meine Gattin.«

»Sie müssen mir verzeihen, ich würde die Ehre, die Sie meiner Tochter anbieten, mit allem Dank annehmen; aber eine Mutter muß für das Glück ihrer Kinder sorgen, unter dieser Bedingung kann ich Ihnen meine Einwilligung nicht geben. Denn, wie ist  
5 es möglich, daß ich erlauben kann, daß meine Tochter Sie einige Jahre erwartet? wer weiß, was Ihnen auf der Reise begegnen kann? Sie können ja krank werden und sterben, Menschen sind sterblich, und dann hätte meine Tochter vielleicht ansehnliche Parteen Ihretwegen ausgeschlagen. Oder man kennt den Wankelmuth der  
10 menschlichen Gemüther — —«

»Können Sie mir das zutrauen?«

»Ihnen am ersten; denn, wenn Sie eine große Zärtlichkeit für meine Tochter hätten, würden Sie sich wohl entschließen, sie so lange zu verlassen?«

15 »Aber meine Eltern? — —«

»Werden die das Glück ihres einzigen Sohnes hindern wollen, wenn Sie es für Ihr Glück halten, meine | Tochter zu besitzen? Und überdies, wer hindert Sie denn am Reisen, wenn Sie sich auch erst verheirathen? Sie können es dann ja eben so gut wie jetzt.«

20 »Sie haben Recht,« sagte Bernard, »ich begreife nicht, wie ich so blind sein konnte, das nicht gleich einzusehn! Schönste Wilhelmine, geben Sie Ihre Einwilligung zu meinem Glücke, so kann noch heute unsre Verlobung sein.«

25 Wilhelmine reichte ihm die Hand und die Gesellschaft ging zurück, um Anstalten zu diesem Feste zu machen.

Während dem Gehen dachte Bernard an Luise und Werner. »Was kann ich dafür,« dachte er, »daß ich mich selbst getäuscht habe? Dieser Irrthum wird mir noch manchen Seufzer kosten. Was werde ich ihr sagen? Ich will sie auf den Knien um Vergebung bitten, und sie wird mir vergeben und meine Freundin  
30 sein.«

Bernard war nun fast beständig in Walldorfs Hause. Wilhelmine sang oder las ihm vor, wenn die Mutter oder der Bruder dabei war, waren sie aber allein, so hielten sie ihre Zärtlichkeit nicht zurück,

er war in ihren Armen der glücklichste Mensch. Es war aber kein Wunder, daß er in diesem Taumel seinen Freunden und Eltern zu schreiben vergaß. Seine Eltern besonders waren sehr betrübt darüber.

Werner hatte indeß dem Geheimerath Bernard und seiner Frau, 5  
Luisen als seine Braut vorgestellt, die Geheimeräthin war unzufrieden, daß Luise ihren Sohn so bald vergessen hatte.

»Gewiß,« sagte sie einen Abend, als Luise allein bei ihr war, »Sie haben Unrecht gethan. Sie haben meinen Sohn um die schönsten Freuden seines Lebens gebracht; ich gestehe, daß ich mit Angst 10  
daran denke, daß Ihre Hochzeit in acht Tagen sein wird. — Wenn nun mein Sohn zurückkommt und findet Sie in den Armen seines Freundes? — und daß es grade Werner ist, das kränkt mich unaussprechlich, daß grade er meines Sohnes Glück zerstört.«

»Aber wer weiß denn auch, ob Ihr Sohn mich so sehr liebt?« 15

»O Sie Heuchlerin, stellen Sie sich doch, als ob Sie das nicht bemerkt hätten, und ich hätte darauf schwören | wollen, daß Sie ihn auch liebten — und nun — — Es ist wirklich wahr, was man von der Flatterhaftigkeit der Weiber sagt, darin sind doch die Männer wenigstens mehr werth. Doch, was spreche ich so viel darüber, 20  
wer weiß, ob mein Sohn noch lebt, es ist ihm gewiß ein großes Unglück begegnet, sonst hätte er nicht vier Briefe von mir unbeantwortet gelassen. Ich habe ihm Ihre Heirath noch verschwiegen, ich fürchte seine Verzweiflung. Sie mögen es bei sich selbst verantworten, daß Sie einen Menschen unglücklich machen.« 25

Der Geheimerath trat hinein. »Noch keine Antwort von meinem Sohne?«

»Nein,« antwortete seine Frau seufzend.

Man wollte sich eben zu Tische setzen, als ein Wagen verfuhr. 30  
»Wer kömmt denn noch so spät?« fragte der Geheimerath.

»Es ist vielleicht Werner,« antwortete Luise. Plötzlich hörte man einen Postillon blasen; Alles lief zum Fenster, wenige Augenblicke darauf trat der junge Bernard mit Madame Walldorf und Wilhelmine in's Zimmer.

| »Mein Vater! meine Mutter!« rief er, und stürzte seinen Eltern in die Arme. Luise stand und betrachtete die Frauenzimmer.

»Wo kömmt Du her?« rief der Vater. »Wer sind die Damen?« 5  
fragte endlich die Mutter. Bernard begegnete Luisens Augen und stand verlegen da; er wußte kein Wort zu sprechen. Luise sah auf den Boden. Wilhelmine und ihre Mutter waren bei diesem allgemeinen Stillschweigen in der größten Verwirrung.

Der Vater unterbrach endlich die Stille: »was ist Dir, mein Sohn? 10  
warum antwortest Du nicht?«

»O, vergeben Sie mir, mein Vater,« rief Bernard, »vergeben Sie mir Alle.« Er erzählte nun seine Geschichte und stellte endlich Wilhelminen als seine Frau vor.

»Schon Deine Frau?« rief die Mutter.

»Ja, theuerste Mutter, schon seit drei Tagen nenne ich sie mein.« 15

Seine Eltern waren zwar sehr überrascht, so schnell eine Schwiegertochter zu haben, indeß, da ihnen ihr Sohn | vorstellte, daß Wilhelmine zu seinem Glücke nöthiger wäre als die Reise, so waren sie es zufrieden.

»Nun sehen Sie doch ein, Frau Geheimeräthin, daß ich Ihre Vorwürfe nicht verdiene,« sagte Luise, »Herr Bernard ist sehr über meinen Verlust getröstet.« 20

Die Geheimeräthin schwieg einige Augenblicke, dann sagte sie zu Luisen: »Nun, wollen Sie denn, daß mein Sohn sich Ihretwegen erschießen soll?« Dann wendete sie sich zu ihrem Sohn und stellte ihm Luisen als Werner's Braut vor. Bernard war herzlich froh darüber.

Werner kam bald darauf, um Luisen abzuholen. Er wunderte sich nicht wenig, Bernard und die Damen zu finden; man erzählte ihm die Geschichte, und Alle wünschten sich Glück und umarmten sich mit erneuerter Freundschaft, die ganze Gesellschaft setzte sich sehr vergnügt zu Tische.

Werner fragte am Ende den jungen Bernard: »wie wird's denn nun mit Deiner Reise?«

»Dazu ist noch immer Zeit genug, ich denke noch lange zu leben.«

I »Aber die Galerie in Dresden hast Du doch gesehen?«

»Nein, noch nicht; aber ich werde ja nun öfter hinreisen, um meine Schwiegermutter zu besuchen, da kann ich sie ja noch 5  
genug ansehen.«

**Der Fremde.**

5 | In dem kleinen Städtchen L. war der heutige Tag ein großer Festtag. Der Burgemeister Reiner verlobte seine älteste Tochter an den Sohn des Oberförsters Waldmann, und feierte diese wichtige Begebenheit durch einen großen Schmaus auf dem Rathskeller.

10 | Es war gegen halb sechs; der Saal war noch leer, nur die Musikanten saßen in einem Winkel, klimpern mit den Saiten und den Gläsern und schickten den Marqueur abwechselnd nach Colofonium und Bier.

15 | Endlich öffnete sich die Thür und ein Amtmann trat mit vielem Gepolter hinein. »Daß dich,« rief er in der Thür und schwenkte den Hut, welcher vom Regen naß war. »Bin ich nicht gefahren, komm nur, mein Schatz.« Seine Frau folgte ihm unmittelbar, »nur herein, Herr Berger.« Der Hofmeister trat mit drei muntern Knaben herein. »Es ist noch nicht hoch an der Zeit, halb sechs und  
20 | drüber. Hohl mich der Henker, ich | hätte nicht gedacht, daß der Braune so schnell laufen könnte. Nun setzt Euch, Kinder,« rief er seinen Knaben zu, »setzt Euch und artig, Kinder, hübsch artig, nicht mit den Beinen gebaumelt, nicht überall mitgesprochen, und bei Tische nicht mit den Fingern gegessen und nicht zu viel! ver-  
25 | steht Ihr mich? Doch, dies überlasse ich Ihnen, Herr Berger, sehn Sie ja zu, daß die Kinder nicht gegen die Lebensart anstoßen und Ihrer Erziehung Ehre machen.«

»Sorgen Sie für nichts,« sagte Berger, »ich will schon Alles dirigieren, sorgen Sie nicht.«

30 | »Und daß,« fiel die Frau ein, »Sie sie nur anhalten, der Braut die Hände zu küssen und zu sagen: Ich gratulire Ihnen zur glücklichen Verlobung.«

»Soll besorgt werden, Madame, soll besorgt werden.«

Die Thür flog jetzt mit großem Geprassel auf. Förster Müller

trat heftig ein. Seine Frau, zwölfjährige Tochter und drei Hunde mit ihm.

»Da bin ich mit meiner ganzen Familie. Sultan! Packan! wollt ihr. Setze Dich, Mine, zu den Musges da, was die Hunde für Lärm machen — wollt ihr hier. | O lieber Herr Berger, dürfte ich Sie bitten, ein wenig auf die kleine Gesellschaft Acht zu geben? Ihre Kleinen können ja wohl mit den Hunden spielen — so wird ihnen die Zeit nicht lang. Mine, gieb Du auch ein wenig Acht. Nun, wie geht's denn, alter guter Freund? Ist das Leben noch frisch? ist der Muth noch jung? — Wollen wir eine Pfeife rauchen? — ich habe hier einen herrlichen Knaster bei mir, — Tabak, so raucht ihn der Edelmann nicht — Contrebande, ächte Contrebande. — Nun, Ihre Familie ist doch wohl? Die Jungen sehn ja ganz munter aus. — Schönster Diener von Ihnen, Madame, auch noch wohl? — freut mich — freut mich recht sehr. — Stopfen Sie doch eine Pfeife von meinem. — Wie ist es denn in Politicis? — ja ja, die Franzosen rücken vorwärts und wieder rückwärts — ich sah mal einen, das war ein schnurriger Kerl — aber munter war er — wahrhaftig munter!«

»Sie sind ja heute bei sehr guter Laune, Herr Förster,« sagte der Amtmann. »Warum sollte ich nicht? — Ich sage Ihnen, ich bin jederzeit bei guter Laune, jederzeit — . Ah — Vater und Schwiegervater!«

Der Burgemeister Reiner trat mit der Försterin Waldmann am Arme, und der Förster Waldmann mit der | Burgemeisterin herein; das Brautpaar folgte, und eine Menge Honoratiores des Städtchens.

»Guten Abend,« sagte der wohlbeleibte Burgemeister mit herablassender Freundlichkeit, »guten Abend.«

»Blast doch, Ihr Herrn,« rief der Förster, »blast doch — Tusch! — Tusch für das Brautpaar!«

»Es ist mir recht rührend zu Muthe,« sagte die Burgemeisterin zu ihrem Manne, »mein Kind soll nun so außer dem Hause ganz allein —«

»Mein Kind, das verstehst Du nicht,« erwiderte der Burge-

meister, »was sein muß — muß sein, das sind ja Weiberpossen; wer wie ich in Geschäften grau geworden — siehst Du, der ist an so etwas gewöhnt!«

»Was sagen Sie dazu, Herr Waldmann?«

»Es steht halt geschrieben,« sagte Dieser, »der Mann wird Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hängen — und da muß es auch wohl umgekehrt so sein.«

»Sind wir denn Alle zusammen?« fragte die Burgemeisterin.

»Wart' Schatz, wir wollen zählen; dreißig Personen müssen es sein — acht und zwanzig; neun und zwanzig — mehr nicht. Wer fehlt denn?«

| »Wer — der Fremde?« rief des Burgemeisters zweite Tochter.

»Es ist auch wahr,« sagte die Burgemeisterin. »Sieh', sieh', ich glaube Philippine schielt so unter der Hand nach ihm.«

»Mit Erlaubniß, Herr Burgemeister,« sagte der Oberförster, »wer ist denn dieser Fremde?«

»Er schreibt sich Meyer,« erwiderte Jener. »Ein artiger Mann; er lebt seit zwei Monaten hier und hat, wie er sagt, Güter in — der Daus — wie heißt es doch — Herr Berger, wie heißt das Land doch, wo meiner Frauen Kleid hergekommen ist?«

»Batavia,« sagte Dieser, »es liegt in Ostindien und ist sehr ungesund.«

»Schon gut — schon gut,« sagte der Oberförster, »und also —«

»Er sagt, er privatisire und warte auf eine ihm sehr nahe verwandte Person, welche ihn hier abholen wolle, — alsdenn werde er auf seine Güter gehn; unterdessen — unter uns — ich glaube, er hat ein Auge auf meine Tochter — — doch unter uns. — Ja, aber, wer nicht kommt zur rechten Zeit, für den ist hier kein Platz bei | reit. — Wir wollen uns nicht abhalten lassen, das junge Volk wird sich die Füße verspringen wollen. — Ihr könnt jetzt aufspielen. — Wir alten verständigen Männer wollen uns hier nebenan in's Zimmer begeben und ein vernünftiges Wort zusammen sprechen. Hier habe ich die Berliner Zeitung mitgebracht — kommen Sie! Herr Wirth, ist das Bier besorgt?«

»Wollten mir der liebe Herr Burgemeister erlauben,« sprach der Brantweinbrenner, »hier hätte ich noch so etwas für den schwachen Magen — eine kleine Stärkung, so ein Schluck — ein Schnaps, wie die gemeinen Leute sagen — wollen wir alten vernünftigen Leute nicht damit so eine gewisse Grundlage — die  
5 Gesundheit des edlen Brautpaars trinken?«

»Lieber Mann,« sagte der Burgemeister, »lieber Mann, Sie sind ja sehr gütig.«

»Gern geschehn — gern geschehn. — Nun kommen Sie nur.«

Die Gesellschaft ging nunmehr in das anstoßende Cabinet, und setzte sich um einen Tisch. Der Burgemeister zog Brille und Zeitung zugleich aus der Tasche und fing an zu lesen.  
10

l »Lieber Mann,« sagte die Burgemeisterin, »willst Du mir einen Gefallen thun, so lies ein wenig das Letzte, verstehst Du mich — sieh', vorne da steht so Mancherlei, was wir Frauenzimmer nicht  
15 verstehn, so was von Krieg und Batterien und Tripdallion — was weiß ich Alles — aber hinten — Sachen, so gestohlen worden, Personen so in Dienst verlangt werden, angekommene neue Waaren — da weiß man doch, was man liest.«

»Nun,« sagte der Förster, »für die Weibchen müssen wir doch einmal auch was thun, besonders an solchem Ehrentage — aber nachher müssen Sie mir auch den Gefallen thun und mit anhören, was vorne der Zeitungsschreiber sagt — wir rufen den Herrn Berger, und der muß uns Manches erklären.«  
20

»Ein geschickter Mann,« sagte der Burgemeister, »ein sehr geschickter Mann; er hat in Halle studirt. — Er hat was gelernt — und nachher soll er uns helfen — wie gesagt, nachher — nun so hört.«  
25

Der Burgemeister fing an zu lesen. »Steckbrief,« er murmelte für sich weiter. »Der Daus! — was ist das?«  
30

»Nun, was ist denn?« sagte die Burgemeisterin.

l »Alle Henker — hört einmal — nein, ich bitte Euch — hört einmal: Steckbrief: Es hat sich am Funfzehnten dieses durch eine gewaltsame Erbrechung seines Kerkers ein wegen starken

Diebstahls verhafteter Kerl, August Friedrich Meyer, aus seinem Gefängniß entfernt. — Er ist mittler Größe, spricht das Französische sehr fertig, giebt vor, große Güter zu haben, und ist besonders daran kenntlich, daß er an der linken Hand ein großes Maal  
5 hat. — Da nun an der Wiedereinbringung dieses verschmitzten Spitzbuben sehr viel gelegen ist, so werden zugleich Obrigkeiten dringendst gebeten, obgedachten August Friedrich Meyer, falls er sich betreten läßt, sofort zur gefänglichen Haft zu bringen. — Nun, was sagt Ihr dazu?«

10 »Ich sage,« rief der Förster, »daß der fremde Herr Meyer eben besagter Spitzbube sei.«

»Und ich glaube das auch,« fiel Waldmann ein.

»Ich auch,« rief die Burgemeisterin.

»Allerdings, allerdings,« riefen die noch übrigen Anwesenden.

15 »Nun, wir wollen das Brautpaar fragen und dann den Hofmeister.«

Das Brautpaar fiel bei und behauptete ebenfalls, der l Fremde sei Niemand anders, als jener Dieb. Allein der Hofmeister sagte: »Erlauben Sie, meine Herren und Damen, oder vielmehr Damen  
20 und Herren. Es fragt sich hier billig, was gefragt wird: Nämlich, ist jener in der Zeitung angezeigte August Friedrich Meyer dieselbe Person mit allhier seit zwei Monaten anwesenden Herrn Meyer. — Wo mir recht ist, so gründet sich diese Vermuthung ganz vorzüglich auf die Aehnlichkeit der Namen, welche jedoch  
25 in mancher Rücksicht zu erweisen sein dürfte; denn wenn sich nun unser Fremder Mayer oder Maier schriebe, würde wohl das Mindeste daraus folgern; ferner, gesetzt Beide schrieben sich gleich, so frage ich weiter: ist Meyer nicht ein allgemeiner Name, welchen gar leicht Zwei führen können? Hieß Ihr Herr Vorfahr,  
30 Herr Burgemeister, nicht ebenfalls Meyer, und heißt bis auf diese Stunde der Nachtwächter nicht noch so? Ja, nur die Sache durch eine Art von Ironie zu widerlegen. Jener berühmte Spitzbube oder Dieb heißt mit Vornamen August Friedrich; nun heißt unsers Herrn Burgemeisters vor achtzehn Jahren Entlaufener oder viel-

mehr Sohn, ebenfalls August Friedrich; allein was müßte man von mir und meinem Verstande denken, wenn ich behaupten wollte, diese beiden Augusti Friederici wären ein und dieselbe Person, | und unser Herr Burgemeister wäre Vater jenes entlaufenen Diebes?» 5

»Sehr verständig gesprochen,« sagte der Burgemeister, »allein seht da, Herr! der Haken ist nur der, daß Beide Güter haben, oder vielmehr zu haben vorgeben.«

»Wahr,« erwiderte Berger, »sehr wahr bemerkt, aber falls es mir vergönnt sein sollte, eine Einwendung gegen des Herrn Burgemeisters Meinung zu machen, Sie sagten: Güter zu haben vorgeben. Hat denn aber der Fremde Güter zu haben vorgegeben. Ja, da liegt der Knoten — wenn er nun welche hat — ha, wie da?» 10

»Aber,« sagte die Burgemeisterin, »er kann gar keine haben, weil er mit dem berühmten Spitzbuben eine Person ist.« 15

»Eben das läugne ich ja,« rief Berger, »wir wollen also untersuchen, ob er Güter hat?»

»Das dürfte zu lange währen,« sagte Waldmann.

»Wohl sehr wahr,« rief Berger, »das würde Umstände machen, es geht über's Meer weit hinüber, und der Wind ist noch dazu nicht günstig.« 20

»Kann denn Keiner unter uns französisch?« rief der Förster Waldmann.

| »Ich,« rief Berger, »ich habe es schon in meiner Jugend gelernt und Unterricht darin gegeben.« 25

»Nun,« sagte Waldmann, »wenn er kommt, so sprechen Sie doch mit ihm, das wird uns mehr auf die Spur bringen.«

»Und dann die Narbe auf der Hand,« sagte der Burgemeister, »das hilft! richtig, das hilft!«

Indem trat Herr Meyer sehr elegant gekleidet in den Saal — — 30

»Ich fange ihn,« rief Berger, »ich fange ihn, geben Sie Achtung.«

»Monsieur — sprechen Sie französisch?»

»O ja,« sagte der Fremde, »aber nicht gern.«

»Nun, wenn er es nicht gern spricht,« sagte Berger zu den Anwe-

senden, »so wollen wir ihn lassen; zwingen muß man keinen Menschen.«

»Sind Sie in Berlin gewesen?« fuhr Berger gegen den Fremden fort.

5 »O ja, wohl drei Monate.«

»Aha! Aha! — da sieht man doch — nicht wahr, Sie haben wohl viel Bekanntschaft zu Berlin gemacht?»

»O ja, so ziemlich — aber wie kommen Sie darauf?»

| »Je nun — ich meinte nur — haben Sie auch alle Merkwürdigkeiten gesehn?« 10

»O ja.«

»So zum Beispiel das Irrenhaus, die Gefängnisse besucht?«

»Ein einziges Mal, der Anblick war mir zu traurig.«

»Das glaub' ich; aber wie lange waren Sie im Gefängnisse?«

15 »Das weiß ich wahrhaftig selber nicht.«

»So, so« — Berger lief zum Burgemeister — »befehlen Sie, daß ich den Stadtdiener rufen soll — er ist ja ein confessus und convictus —«

20 »Warum nicht gar,« sagte der Burgemeister, »aus Allem, was er gesagt hat, läßt sich ihm noch gar nicht das Mindeste beweisen. Die Narbe, die Narbe ist die Hauptsache.« — Er trat ihm näher.

»Guten Abend Herr Meyer, wie steht's? wie geht's?«

»Schlecht und recht,« erwiderte dieser.

25 »Schlecht, ei das glaube ich Ihnen nicht. — Sie sehn ja ganz munter aus und recht — nun, da muß Jeder das Beste thun. — Legen Sie doch ab.«

Meyer legte Hut und Stock weg und behielt die Handschuh an.

| »O machen Sie es sich doch commode.«

»Es ist des Tanzens wegen,« sagte Jener.

30 »O, zuerst lesen wir in dem Buche der vier Könige.«

»Ich spiele nie.«

»Ei, ei — so ein hübscher Zeitvertreib. — Aber ich dünke doch für jetzt die Handschuh aus.«

»Ueberdies habe ich mich an der Hand verwundet.«

»Merkst Du, Frau — merkst Du, aber ich dünkte, das würde Ihnen beschwerlich fallen.«

»Ganz und gar nicht,« erwiderte der Fremde.

»Die Wunde ist doch nicht gefährlich?«

»Ich glaube nicht.«

»Wie, Sie wissen nicht — Sie wissen wirklich nicht? — Sie vernachlässigen das als eine Kleinigkeit, daß nur die schlimmern Folgen nicht nachkommen! Ich dünkte, da der Herr Chirurgus in unsrer Gesellschaft ist, Sie ließen nachsehen.« —

»Es ist ein unbedeutender Stich mit einem Messer.« —

»Ei unbedeutend, was unbedeutend, ich bin Ihnen gut, wahrhaftig, der Herr Gevatter muß nachsehn.«

Er rief den Barbier.

»Nein,« sagte der Fremde, »wirklich ich schäme mich, um solch eine Kleinigkeit so viel Aufhebens zu machen.« —

! »Was hier, was da, Frau, Tochter, bittet den Herrn, daß er seine Handschuh auszieht.«

»Ja, ja! Handschuh aus!« riefen Frau und Tochter und der größte Theil der Gesellschaft.

Der Fremde gab nach und war eben im Begriff, es zu thun, als plötzlich Jemand in den Saal trat und meldete, daß vor der Thür eine große Schlägerei sei, zu der des Burgemeisters Autorität nöthig wäre.

»Immer Sorgen und Sorgen, nichts als Sorgen;« er verließ den Saal; der Fremde folgte aus Neugier mit dem größten Theil der Gesellschaft.

Als der Tumult gestillt war, und die Gesellschaft sich wieder in Bereitschaft gesetzt hatte, sich weiter zu freuen, fragte man nach dem Fremden. — Er war verschwunden.

»Ich weiß nicht,« sagte der Burgemeister, »was das Schicksal heute gegen mich haben mag — Alles mißlingt mir — Alles geht zuwider, der Fremde ist auch weg. — Wer er nur sein mag, es ist mir, als hätte ich ihn gesehen irgendwo — und doch kann ich mich gar nicht besinnen.«

Der Chirurgus wurde nun von dem Vorfalle unterrichtet.

»Hm,« sagte dieser, »wenn er aber nun wirklich | verwundet ist, und keine Narbe hat, wird dadurch Ihr Argwohn gehoben werden? kann er sie nicht haben wegbringen wollen, weil er die Beschreibung seiner eignen Person in dem Zeitungsblatt gelesen? — Ich dünkte, man nähme ihn ohne Umstände fest.«

»Und das werde ich nicht zugeben,« sagte der Burgemeister, »wahrhaftig nicht — er ist ein gar zu guter Mensch, ehe er nicht überführt ist, durchaus nicht.«

»Wissen Sie was?« sagte Waldmann, »mich dünkt, die graden Wege sind die besten — wenn er wiederkommt, so umringen wir ihn, und sagen: Mein Herr, Ihre Person ist uns da und darum verdächtig, rechtfertigen Sie sich.«

»Gut,« sagte der Burgemeister, »aber wenn er nun nicht wiederkommt?«

»Dann verhindert uns der Himmel selbst ein gutes Werk zu begeh'n.« —

In dem Augenblick trat der Fremde wieder in den Saal.

»Das Glück ist uns günstig — da kömmt er eben.«

Die Gesellschaft umringte ihn. — »Mein Herr,« fing der Burgemeister an, »sind Sie der berühmte Dieb August Friedrich Meyer?«

! »Mein Herr, wie kommen Sie darauf?«

»Heißen Sie August Friedrich?«

»Allerdings.«

»Was? Was? allerdings? Meyer percy?«

»Allerdings.«

»Sprechen Sie französisch?«

»Allerdings.«

»Haben Sie Güter?«

»Allerdings.«

»Sind Sie also dieser August Friedrich Meyer?« (Er hielt ihm das Zeitungsblatt vor.)

»Den habe ich nicht die Ehre zu kennen.«

»Haben Sie eine Narbe auf der Hand? — den Handschuh aus!«

»Gern, hier, sehn Sie etwas —?«

»Nein — aber vielleicht ist sie — versteckt?«

»Sehn Sie genau; außer dieser unbedeutenden Wunde werden Sie nichts finden.«

»Ei, ei,« sagte der Burgemeister, »ich glaubte, die Gerechtigkeit würde sich bei Ihnen verherrlichen, aber — ich sehe wohl, diese Hoffnung ist vergebens.«

»Nun, das Verherrlichen wollen wir hingehen lassen, wenn Sie sich nur nicht prostituiert hätte!«

l »Herr Meyer, Herr Meyer, nehmen Sie sich in Acht, daß die Gerechtigkeit nur nicht noch eine Gelegenheit findet, sich zu verherrlichen.«

»Geben Sie mir doch das Zeitungsblatt — was ist heut für ein Datum?«

»Der einundzwanzigste.«

»Gut, und wenn ist jener berühmte Dieb entsprungen?«

»Am funfzehnten.«

»Und wie lange bin ich hier? zwei Monate? nicht wahr?«

»O weh! o weh!« sagte der Burgemeister, — »warum thun Sie so geheimnißvoll? — ich bitt' um Verzeihung — aber Sie sind an der ganzen Verwirrung — wer zum Henker sind Sie?«

»Ich bin ein Mann, der von seinem Gelde lebt — und bin hieher gekommen, um einer Hochzeit beizuwohnen.«

»Wessen Hochzeit, wenn man fragen darf?«

»Wessen? der Hochzeit, wozu heute die Verlobung ist.«

»Und wenn Sie nun nicht gebeten werden, wie da?«

»Man wird mich aber bitten.«

»Und wenn ich Sie nun nicht bitte, wie da? — das ist doch sehr sonderbar.«

l »Sie werden mich aber bitten.«

»Ei, zum Henker, den möcht' ich sehn, der mich zwingen sollte.«

»Ich.«

»Nun nach gerade wird mir das Ding ein wenig bunt — ich glaube, Sie wollen mich foppen — hören Sie, die Gerechtigkeit —«

»Ich bringe Ihnen Nachricht von Ihrem von der Universität entlaufnen Sohn.«

»O, Herr, Sie scherzen.«

»Er ist wohl — er ist reich, gesund — er wird bald hier sein.«

5 »Je, Fritz, bist Du es, lieber Sohn?«

»Vergeben Sie mir die Angst, die Sorge, welche ich Ihnen gemacht.« —

»Schon gut, schon gut.« — Er riß seinen Sohn in die Gesellschaft und zeigte ihn derselben. — »Aufgespielt!« rief er in trunkener Freude, und forderte die Försterin auf zum Tanze, »heut wollen wir so fröhlich sein, als wir können — und morgen soll Fritz uns seine Abentheuer erzählen.«

**Anhang.**

## Einleitung

von Hannelore Scholz-Lübbering

### Frühromantische Gemeinschaftsproduktion

Die drei Bände der *Reliquien* sind 1847 in Altenburg im Verlag von H. F. Piezer erschienen.<sup>1</sup> Der älteste Sohn von August Ferdinand Bernhardt und seiner Ehefrau Sophie Tieck-Bernhardt entschied sich erst zu dieser Zeit, die frühen Erzählungen seiner Eltern herauszugeben. Ausgewählt hat er Texte aus den *Straußfedern* (1778–1787) und den *Bambocciaden* (1797–1800). Die *Straußfedern*, eine Sammlung von Erzählungen, gab Friedrich Nicolai in den Jahren 1787–1798 in acht Teilen in Berlin und Stettin heraus. Gedacht war an eine populäre Auswahl von erfolgversprechenden Übertragungen französischer, italienischer und spanischer Texte. Diese Sammlung sollte als Fortsetzung der Moralischen Wochenschriften fungieren. Die Herausgeberschaft übertrug Nicolai zunächst seinem Freund und Zeitgenossen Johann Karl August Musäus (1735–1787). Musäus war dem Lesepublikum durch seine *Volksmärchen der Deutschen* bekannt und teilte die aufklärerischen Auffassungen seines Auftraggebers. Seine Berühmtheit, literarischen Grundsätze und Erfahrungen prädestinierten ihn für diese Aufgabe. Nach seinem Tod am 28. 10. 1787 war Nicolai gezwungen, die Publikation für drei Jahre zu unterbrechen. Erst 1790 konnte der zweite Band, herausgegeben von Johann Gottwerth Müller, erscheinen. Auch er

<sup>1</sup> *Reliquien. Erzählungen und Dichtungen von A. F. Bernhardt und dessen Gattin S. Bernhardt, geb. Tieck, herausgegeben von deren Sohne Wilhelm Bernhardt. Mit einem Vorworte von Varnhagen von Ense, Altenburg 1847, 3 Bände. Im Folgenden zitiert als Reliquien mit Bezeichnung des Bandes.*

war ein Freund Nicolais, Begründer und Herausgeber der Moralistischen Wochenschrift *DER TEUTSCHE*. Nach seinem Rückzug 1791 entstand eine längere Pause von vier Jahren. Warum es dann doch 1795 zur Fortsetzung kam, ist nicht bekannt.

Nicolai beauftragte den 22-jährigen Ludwig Tieck mit der Weiterführung der Sammlung. Er kannte den jungen begabten Schriftsteller schon aus dessen Studienzeit. Im Verlag seines Sohnes hatte er die ersten Versuche Tiecks, den *Abdallah*<sup>2</sup> und den ersten Band des Briefromans *William Lovell*<sup>3</sup> publiziert. Tieck kam das Angebot des erfolgreichen und berühmten Nicolai sehr gelegen. Er hatte sein Studium abgebrochen und beschloss, als freier Autor zu leben. Tieck, seiner Schwester und seinen Freunden bot sich die Gelegenheit, literarische Erfahrungen zu sammeln und vor allem Geld zu verdienen. Nicolai lieferte nach Köpke *Material in ganzen Waschkörben zur Verarbeitung und Zubereitung*<sup>4</sup>. Das »Rohmaterial« bestand aus bänderreichen Sammlungen älterer französischer Anekdoten und Erzählungen, die für den deutschen Publikumsgeschmack überarbeitet werden sollten. An den Übertragungen nahmen neben Ludwig Tieck seine Schwester Sophie Tieck, sein Freund Wilhelm Heinrich Wackenroder und der Musikdirektor Wessely teil. Schon bald aber wurden eigene Texte von Tieck, Bernhardt und Sophie Tieck in die Sammlung aufgenommen. Für die zwanzigjährige Sophie bot die Anonymität der Beiträge in den *Straußfedern* eine hervorragende Chance, sich als selbstständige Schriftstellerin zu profilieren. Die Texte waren mit Nummern versehen, ohne Titel und ohne Nennung des Verfassers. Die Frage nach der Urheberschaft einiger *Straußfedern*-Geschichten ist deshalb ungeklärt. Da die Beiträge der Schwester Nicolai mit ihrem Einverständnis verheimlicht wurden, Ludwig sie als seine eigenen

2 Tieck, Ludwig: *Abdallah, eine Erzählung*, Berlin und Leipzig 1795.

3 Tieck, Ludwig: *William Lovell*, Bd. 1, Berlin und Leipzig 1795, Bd. 2 und 3, Berlin und Leipzig 1796.

4 Köpke, Rudolf: *Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben eines Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mitteilungen*, Leipzig 1855, Erster Theil, Bd. 1, S. 201.

präsentierte und er auch in seiner Vorrede keine Angaben zu fremden Beiträgen machte, bleibt das Bestimmen von Autorschaft bis heute ein schwieriges Unterfangen.<sup>5</sup> Auch Karl August Varnhagen von Ense, der das Vorwort für die *Reliquien* lieferte, konnte keine Klarheit schaffen. Er lobt fast überschwänglich sowohl die wissenschaftlichen als auch literarischen Leistungen und das Wirken Bernhardt für die *Jugendbildung*<sup>6</sup>, verliert aber kein Wort über die Erzählungen von Sophie Tieck, die die Mehrzahl aller Texte in den *Reliquien* ausmachen.

Ähnlich ungeklärt wie in den *Straußfedern* ist die Urheberschaft in der Sammlung *Bambocciaden*, die Bernhardt unter seinem Namen herausgegeben hatte. 1799 und 1800 arbeiteten Bernhardt und Sophie Tieck-Bernhardt, die er 1799 geheiratet hatte, in gemeinschaftlicher literarischer Produktion, ein typisches Phänomen der Frühromantik, das in der Literaturwissenschaft als *Sympoetisieren* oder *sympoetische Produktion*<sup>7</sup> bezeichnet wird. Die Sammlung *satirischer Skizzen und Erzählungen*<sup>8</sup> enthält wiederum anonyme Texte von Sophie Tieck. Im zweiten Teil der *Bambocciaden* von 1799 ist die Erzählung »Die vernünftigen Leute« von ihr. Ludwig Tieck lieferte die Vorrede und die Komödie »Verkehrte Welt«, die allerdings Köpke<sup>9</sup> und Anna Bernhardt<sup>10</sup> für eine Koproduktion der Freunde Tieck und Bernhardt hielten. Der dritte Band enthält überwiegend Texte von Sophie Tieck.

5 Vgl. weiterführend Eschler, Ewa: *Sophie Tieck-Bernhardt-Knorring (1775–1833). Das Wanderleben und das vergessene Werk*, Berlin 2005, S. 81–97.

6 Varnhagen von Ense an den Herausgeber, Anm. 1, S. X.

7 Schanze, Helmut (Hrsg.): *Romantik-Handbuch. Zeit. Literarische Formen. Künste und Wissenschaften. Romantische Lebensläufe*, Tübingen 1994, S. 38.

8 Köpke, Anm. 4, Erster Theil, Bd. 1, S. 229.

9 Ebd.

10 Anna Bernhardt: August Ferdinand Bernhardt, Lebensdokumente 061-02 Nr. 5, Nachlass Familie Bernhardt, Landesarchiv Berlin, maschinenschriftliches Manuskript, S. 1–96 mit Anhang, unpubliziert, Vorwort, Blatt VII–VIII. Bernhardt hatte verfügt, dass sein Nachlass verbrannt werden sollte. Die Erben hielten sich im Wesentlichen daran. Diese wenigen Teile wurden von Helene Bernhardt, Enkelin von Anna Bernhardt, am 20. Juni 1952 dem Stadtarchiv für 450,00 Mark verkauft. Blatt VII–VIII.

Auch Wilhelm Bernhardi unternimmt in den *Reliquien* weder eine Zuordnung der Texte, noch begründet er seine Auswahl. Es ist zu vermuten, dass Wilhelm Bernhardi das Verdienst seines Vaters und die Leistungen der sogenannten *Romantischen Schule* würdigen wollte, darüber hinaus hatte er wohl auch als nicht sehr erfolgreicher Schriftsteller ein ureigenes Interesse an der Publikation, um sich die Bekanntheit seiner Eltern zu Nutze zu machen. Der Titel *Reliquien* ist treffend gewählt, er verweist auf die lateinische Bedeutung des Begriffes für *Zurückgelassenes, Überbleibsel*.<sup>11</sup>

Geboren ist Johann Wilhelm Ferdinand Bernhardi am 15. Juni 1800 in Berlin. Nach der Scheidung seiner Eltern wurde er dem Vater zugesprochen und lebte in Berlin. 1815 richtete sein Onkel Ludwig Tieck ein Empfehlungsschreiben an seinen Freund, den Professor für Geschichte an der Berliner Universität Friedrich von Raumer. *Er wünscht Geschichte und Philologie zu studieren, ist arm und etwas hypochonder (...): ich glaube das viele Kräfte und Anlagen in ihm kämpfen*.<sup>12</sup> Wilhelm Bernhardi studierte aber aus ungeklärten Gründen nicht in Berlin, sondern in Halle.<sup>13</sup> Er beschäftigte sich als Wissenschaftler und freier Autor mit altenglischer Literatur und Übersetzungen, war als Dramaturg tätig und schrieb Theaterkritiken. Auch mit der Berliner Romantik hatte er sich auseinandergesetzt, und so war ihm die Publikation aus unterschiedlichen Gründen ein wichtiges Anliegen.

Die Idee des fiktiven Briefes an den Herausgeber als Vorwort von Varnhagen von Ense war für dieses Vorhaben gut gewählt. Varnhagen war ein Kenner des kulturellen Lebens in Deutschland und Europa und hatte mit den meisten Romantikern in persönlichem Kontakt gestanden. Vor allem aber schätzte er die Arbeiten

<sup>11</sup> In der Ursprungsbedeutung wurden damit Gegenstände und Reste menschlicher Körper von heilig gesprochenen Personen bezeichnet. Die Verehrung von Reliquien findet sich in vielen Religionen.

<sup>12</sup> Ludwig Tieck an Friedrich von Raumer, 30. März 1815, in: Briefe und Texte aus dem intellektuellen Berlin um 1800 (<http://tei.ibi.hu-berlin.de/berliner-intellektuelle/manuskript.xql>)

<sup>13</sup> Vgl. Bernhardi, Anna: »Stammtafel des Geschlechts Bernhardi«, Berlin 1903, I/66, Stadtarchiv Berlin, historische Sammlung, Tafel II/10, S. 21.

seines Freundes Bernhardi. Der Zeitpunkt war nach Meinung von Varnhagen ein günstiger, und er lobt ausdrücklich die Absicht des Sohnes: *Besonders ist die Zeit der sogenannten romantischen Schule, deren Häupter schon zum Teil dahingeschwunden, und deren Schriften meist zur Seite gedrängt sind, noch keineswegs nach Gebühr aufgestellt, ihr Verdienst ermessen, ihre Bedeutung anerkannt*.<sup>14</sup>

Varnhagen nennt die Autoren Friedrich und A. W. Schlegel, Schleiermacher, Ludwig Tieck, Novalis, die nachhaltig gewirkt hätten, deren Werke aber schwer oder gar nicht zugänglich seien. *Aber am unbilligsten verabsäumt wurde bisher Bernhardi! Seit einem Vierteljahrhundert uns entrissen, entbehrt er noch immer sein Ehrengedächtniß, und das jüngere Geschlecht weiß kaum, wer er gewesen*.<sup>15</sup>

Daran hat sich bis heute wenig geändert. Immer noch wird er als Randfigur innerhalb der romantischen Bewegung abgehandelt, wenn er überhaupt einen Platz findet. *Was aber war die romantische Schule in Deutschland?*, fragte 1835 der deutsch-jüdische Emigrant in Frankreich Heinrich Heine.<sup>16</sup> Auf diese Frage gab es Mitte des 19. Jahrhunderts irritierend widersprüchliche Antworten. Für Heine selbst war diese Schule *nichts anders als Wiedererweckung der Poesie des Mittelalters*,<sup>17</sup> die von Jüngern der katholischen Religion inszeniert wurde, deren Vertreter Heine als *Schergen des Despotismus, als Restauratoren aller Misere, aller Greuel und Narrethey der Vergangenheit bekämpfte*.<sup>18</sup>

Wie ambivalent selbst die Kritik Heines ist, erhellt sich aus seinem Aufsatz von 1820 *Die Romantik* und seinen *Geständnissen* von 1854:

*Trotz meiner exterminatorischen Feldzüge gegen die Romantik, blieb ich doch selbst immer ein Romantiker, und ich war es in einem höheren*

<sup>14</sup> Wie Anm. 1, Vorwort, S. 7.

<sup>15</sup> Ebd., S. 8.

<sup>16</sup> Heine, Heinrich: *Die romantische Schule*, in: *Sämtliche Werke*, hrsg. v. Oskar Walzel, Leipzig 1910–1914, Bd. 2, S. 419.

<sup>17</sup> Ebd.

<sup>18</sup> Zitiert nach: *Romane und Erzählungen der deutschen Romantik. Neue Interpretationen*, hrsg. v. Paul Michael Lützel, Stuttgart 1981, Vorwort, S. 7.

*Grade, als ich selbst ahnte. Nachdem ich dem Sinne für romantische Poesie in Deutschland die tödtlichsten Schläge beigebracht, beschlich mich selbst wieder eine unendliche Sehnsucht nach der blauen Blume im Traumland der Romantik.*<sup>19</sup>

Heine hatte seine »tödtlichsten Schläge« gegen die Romantik ganz offensichtlich überschätzt. Anne-Louise-Germaine de Staël-Holstein war da weitsichtiger, sie feierte in ihrem Buch *Über Deutschland* die deutschen romantischen Dichter und Philosophen als wichtige Erneuerer des menschlichen Geistes in Europa überhaupt.<sup>20</sup> Bereits in diesen frühen höchst kontroversen, aber folgenreichen Urteilen über die deutsche Romantik hatte sich ein Rezeptionsmuster profiliert, das auch in späteren Epochen immer wiederkehrt. Es bildeten sich unter bestimmten historischen Voraussetzungen Sichtweisen heraus, die differenziert zu betrachten sind. Heute zweifelt niemand ernsthaft an der Aktualität und Modernität der Romantik. Unübersehbar ist die Flut der Publikationen über diese Epoche deutscher und europäischer Literatur und Kultur.<sup>21</sup> Wie im Falle Heines ist allerdings der »Zeitgeist« zu bedenken, der besonders nach 1800 notwendige Parteinahmen provozierte. Etwa fünfzehn Jahre nach Heines Kritik und Satire meldete sich Eichendorff zu Wort. Nach seiner Auffassung habe sich die Poesie während der romantischen Epoche von Grund auf verjüngt.<sup>22</sup> Aus diesen wenigen Beispielen der Rezeptionsgeschichte zur Romantik wird verständlich, warum sich Wilhelm Bernhardi für die Publikation der *Reliquien* entschied. So wenig

19 Anm. 16, Bd. 10, S. 140.

20 Das Buch wurde 1810 in Frankreich konfisziert, in London wieder gedruckt und 1814 unter dem Titel *Über Deutschland* im Verlag J.E. Hitzig in Berlin herausgegeben (Staël-Holstein, Anne-Louise-Germaine de: *Über Deutschland*, Berlin 1814).

21 Vgl. Peter, Klaus (Hrsg.): *Romantikforschung seit 1945*, Königstein/Ts. 1980, auch Schanze, Helmut, Anm. 7, S. 1–15.

22 Vgl. Eichendorff, Joseph: *Zur Geschichte der neueren romantischen Poesie in Deutschland*. In: HISTORISCH-POLITISCHE BLÄTTER FÜR DAS KATHOLISCHE DEUTSCHLAND, Bd. 17 (1846); sowie in Joseph von Eichendorff: *Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland*, Leipzig 1847.

wie in der Forschung Konsens über die Leistungen August Ferdinand Bernhardis und Sophie Tieck-Bernhardis<sup>23</sup> existiert, so wenig lässt sich erwarten, dass mit dieser Publikation die vielfältigen, komplexen Verdienste beider gewürdigt werden können.

### **Johann August Ferdinand Christian Bernhardi – die »verkannte Persönlichkeit«**

Bernhardi ist am 24. Juni 1769 in Berlin geboren. Er ist das einzige Kind des Justizkommissarius Johann Christian Bernhardi und seiner Ehefrau, die die Tochter des Chirurgen Hilke aus Magdeburg war. Sie besaßen das Gut Seehausen und zwei Stadthäuser in der Luisenstr. 112 und 113 in Berlin, die der Sohn später erbt. Die Eltern ließen ihrem Sohn eine sorgfältige Erziehung ange-deihen. Er besuchte das Gymnasium, studierte in Halle bei dem berühmten Altphilologen Friedrich August Wolf. Bereits als Student entdeckte er Fichtes erkenntnistheoretischen philosophischen Ansatz und richtete sein Hauptaugenmerk auf die Sprache. Ab 1791 wählte er eine pädagogische Laufbahn, wurde 1798 Subrektor am Friedrichwerderschen Gymnasium, 1802 Prorektor und 1808 Direktor.

Durch seinen Witz, seinen Hang zu Parodie und Satire wurde er ein beehrter Mitarbeiter in den von den Romantikern publizierten Zeitschriften, Journalen und Almanachen. Seine Gebiete waren Literaturkritik, Sprachwissenschaft und Pädagogik. Die seinem Vorbild Wolf gewidmete *Sprachlehre* (1. Teil 1801, 2. Teil 1803) gilt als seine größte sprachwissenschaftliche Leistung.

Als Ludwig Tieck und Heinrich Wackenroder das Friedrichwerdersche Gymnasium besuchten, entwickelte sich binnen kurzer Zeit eine enge Freundschaft zwischen ihnen und ihrem nur wenige Jahre älteren Lehrer Bernhardi. Ein reger Gedankenaustausch über literarische und philosophische Gegenstände prägte dieses freundschaftliche Bündnis, und in der Folge kam es zu einer fruchtbaren Zusammenarbeit. Eine Entfremdung trat erst ein, als

23 Ich verwende im Folgenden ihren Geburtsnamen.

es zu Auseinandersetzungen über Verfasserschaften kam. Bernhardi wurde unterstellt, dass er fremde Texte (besonders die von Ludwig Tieck) als seine eigenen ausgewiesen habe.<sup>24</sup> Beanstandet wurden u. a. seine Nachahmungssucht, sein Hang zu Mystifikationen, seine überzogene Selbstironie. Anna Bernhardi (Tochter des jüngsten Sohnes Felix Theodor von Bernhardi) rechtfertigt in einem unveröffentlichten Manuskript das Vorgehen ihres Großvaters als seriös und vor allem als dem Programm der Frühromantik, des *Sympoetisierens*<sup>25</sup> geschuldet. Auch ihr war sehr daran gelegen, das Bild Bernhardis ins rechte Licht zu rücken:

*Diese vorliegende Schrift will das Bild einer Berliner Persönlichkeit aus dem Romantikerkreise berichtigen, ein Bild, das überall mehr oder minder verzeichnet erscheint.*<sup>26</sup>

In der Tat ist das Bernhardi-Bild in der Forschung von kulturpolitischen, pädagogischen und literarischen Interessen geleitet und als ambivalent zu bezeichnen. Die zeitgenössischen Kritiker können wir aus heutiger Perspektive in Vertreter der Aufklärung, der Weimarer Klassik, der Romantik und des Jungen Deutschland einteilen. Der Konkurrenzkampf auf dem literarischen Markt spielte eine entscheidende Rolle. Häufig nutzte Bernhardi seine Texte als Medium der Kritik an den Spätaufklärern in Berlin. Nicolai, Merkel, Jehnisch u. a. geraten in das Feuer der Debatte, aber auch an Kotzebue und Iffland entladen sich seine satirisch-ironischen Anwürfe. Seine Zeitgenossen aus dem Gegenlager der inzwischen immer mehr verflachenden Berliner Spätaufklärung sahen in ihm aus diesem Grunde einen wichtigen Verbündeten. Er zählte in der Frühphase zu den Hauptfiguren der Berliner Romantik und war auch in die Gruppenbildungsprozesse der Romantik insgesamt involviert. Von Beginn an wurde ihm aber poetisches Talent abgesprochen und seine Fähigkeiten mehr auf sprachwissen-

24 Rudolf Köpke z. B. bezweifelt die schriftstellerische Selbstständigkeit Bernhardis, Anm. 4, S. 227f.

25 Bernhardi, Anna: *August Ferdinand Bernhardi*, Anm. 10.

26 Ebd., Vorwort, S. I.

schaftlich-theoretischer Ebene festgelegt. Bei seinen vielseitigen Tätigkeiten auf reformpädagogischem Gebiet, auf sprachwissenschaftlichem Feld und in der poetischen Praxis folgte daraus, dass häufig die jeweils programmatischen Interessen des Rezensenten im Vordergrund standen und solide Kriterien bei Wertungen nicht in den Blick gerieten. Das galt für seine Gegner ebenso wie für seine Anhänger.<sup>27</sup> Die Interessenlage seiner Kritiker spielte außerdem eine entscheidende Rolle für die Fokussierung, die innerhalb seines Gesamtwerkes vorgenommen wurde. Es drängt sich unweigerlich bei Kenntnis seiner beachtlichen Leistungen nicht nur auf literarischem Gebiet die Frage auf, wie es zu dieser mangelnden Anerkennung und Wertschätzung kommen konnte.

Klin nennt bibliographische und biographisch-historische Fakten,<sup>28</sup> die zu dieser »Verkennung« führten. Bernhardi selbst hatte diese Lage mit verursacht. Er verfügte im Testament, dass sein gesamter Nachlass vernichtet werden sollte, diese Anordnung wurde größtenteils befolgt.<sup>29</sup> Nach Körner<sup>30</sup> ist außerdem zu vermuten, dass er die voluminöse und sicherlich sehr aufschlussreiche Briefsammlung mit Ludwig Tieck vernichtete. Außerdem hatte er selbst seine verstreuten Schriften und Dichtungen, erschienen in Zeitschriften und Almanachen, weder geordnet noch gesammelt. Klin führt das auf den spektakulären Ehescheidungsprozess von Sophie Tieck zurück. Die Scheidung ging mit einer öffentlichen Aufsehen erregenden Polarisierung der Romantiker und Romanikerinnen einher.<sup>31</sup> Freunde, Autoren, Rezensenten, Verleger

27 Klin spricht im Vorwort seiner Schrift von einer »verkannten Persönlichkeit«. Vgl. Klin, Eugen: *August Ferdinand Bernhardi*, Bonn 1966, S. 1f.

28 Ebd. S.2f.

29 Vgl. Blücher, Max: *A. F. Bernhardis Leben und Schriften*, Diss. Greifswald 1924, zitiert nach Klin, Anm. 27, S. 2.

30 Körner, Josef: *Krisenjahre der Frühromantik. Briefe aus dem Schlegelkreis*, 3 Bde., Bd. 1 und 2, Brunn/Wien/Leipzig 1936/37 (2. Auflage, Bern/München 1969), Bd. 3, Bern 1958, S. 283.

31 Die Ehe der Bernhardis war von Anfang an problematisch. Vgl. weiterführend »Die Ehe mit Bernhardi«, in: Sophie Tieck-Bernhardi: *Julie Saint Albain*, herausgegeben von Hannelore Scholz-Lübbering, Sulzbach/Taunus 2011, Vorwort, S. 36–40.

nahmen Stellung und positionierten sich nicht nur im privaten Zirkel, sondern auch im öffentlichen kulturpolitischen Diskurs gegen Bernhardi. Nur einige seiner Freunde wie Fichte, Schütz, Hitzig, Varnhagen, Fouqué und Chamisso bekannten sich zu ihm. Sie konnten aber seine herbe Enttäuschung nicht mildern und die aus seiner Sicht einsetzenden Verleumdungen nicht abschwächen. Die Folge war eine weitgehende Isolierung, die maßgeblich sein Verhalten nach 1800 bestimmte. Er wirkte fortan nur noch auf pädagogisch-reformerischem Gebiet, auf dem literarischen Markt verstummte er völlig.

Eine weitere Erklärung für diese Situation führt Anna Bernhardi an: *Der wesentliche Grund* (der Verleumdungen H. S-L.) *aber ist Bernhardis judengegnerische Haltung.*<sup>32</sup> Diese führte zum zeitweiligen Zerwürfnis mit Varnhagen und hat in der raren Bernhardi-Rezeption bisher keine Beachtung gefunden. Die kritische Haltung betraf Friedrich Schlegel, der Dorothea Veit, eine Jüdin, geheiratet hatte, aber auch die Frühromantiker insgesamt, die sich in den Berliner Salons der Jüdinnen Henriette Herz, Dorothea Veit und Rahel Lewin (spätere Varnhagen) einfanden, um das neue Kunstprogramm zu propagieren. Das Thema der Judenemanzipation war in Preußens Hauptstadt ein brisantes, und es ist deshalb auch nicht verwunderlich, dass Bernhardi sich damit als Kritiker und Schriftsteller auseinandersetzte. Entscheidend aber war seine Position in diesen Berliner Diskursen.

Bernhardi debütierte 1793 mit einem unsatirischen Werk *Julius von Tarent*, ein Nachspiel zu Leisewitzens Drama. Holtei bezeichnete es als *Intrigenstück ohne Geniezug.*<sup>33</sup> 1794 erschien der Ritterroman *Die Unsichtbaren*, eine Nachahmung von Ludwig Tiecks *Abdallah*. Erst der Roman *Nesseln*, herausgegeben unter dem Pseudonym »Falkenhain«, offenbarte Bernhardis wahre Begabung von Ironie und Gesellschaftssatire. In der Forschung wurde aber

<sup>32</sup> Bernhardi, Anna, Anm. 25, S.XI.

<sup>33</sup> Von Holtei, Karl: *Briefe an Ludwig Tieck*, Breslau 1864, S. 243f., auch Klin, Anm. 27, S. 82.

das eigentlich Originelle des Textes nicht gebührend gewürdigt, weil wiederum Ludwig Tieck als der Verfasser vermutet wurde<sup>34</sup> und die jüdische Gemeinde in Berlin mit Zorn und erboster Ablehnung reagierte. Rudolf Haym konzentrierte sich auf die Form und kritisierte die *abgeschmackte Komposition: Fortwährend werden die Kapitel der Erzählung durch kritisch-satirische Kapitel unterbrochen, in denen der Verfasser mit seiner eigenen Unfähigkeit schön tut, indem er bald sich selbst, bald die ästhetischen Theorien der SULZER und NICOLAI und das ganze Rezensentenwesen bewitzelt.*<sup>35</sup> Das neue romantische Poesiekonzept Bernhardis basiert auf einer Fülle von ironischen Einlagen und der satirischen Reflexion von philosophisch-ästhetischen Fragestellungen. Dieser Ansatz wurde von den Kritikern nicht nur nicht gebührend gewürdigt, sondern auch verkannt und als ästhetische Schwächen des Autors gewertet.

Ganz anders ist die Rezeption der *Bambocciaden*, die in der Forschung als anerkanntes literarisches Hauptwerk Bernhardis gelten, verlaufen. Sie entstanden in den Jahren 1797 bis 1800 und sind zu großen Teilen in die *Reliquien* aufgenommen worden. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit den *Reliquien* wird denn auch nachdrücklich den Fokus auf die literarischen Texte Bernhardis richten können. Zwei Forschern gebührt die Anerkennung dafür, dass sie die poetische Leistung Bernhardis dem Vergessen entrisen haben. Das betrifft zunächst seinen Sohn Wilhelm Bernhardi<sup>36</sup> sowie Max Blücher<sup>37</sup>.

### Anne Sophia Tieck – Schriftstellerin der Romantik

Sophie Tiecks Anteil an den *Reliquien* ist ungleich größer als der ihres Ehemannes. Sie gehörte mit ihrem umfangreichen Werk zu den interessantesten Schriftstellerinnen an der Wende vom

<sup>34</sup> Vgl. Klin, Anm. 27, S. 83f.

<sup>35</sup> Haym, Rudolf: *Die romantische Schule*, Berlin 1928, S. 115.

<sup>36</sup> Bernhardi, Wilhelm: »Ludwig Tieck und die romantische Schule«, in: ARCHIV FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN, hrsg. von Ludwig Herrig, XVIII. Jahrg., 33. Bd., Braunschweig 1863 und die *Reliquien*, Anm. 1.

<sup>37</sup> Vgl. Anm. 29.

18. zum 19. Jahrhundert. Sophie wuchs als Tochter des Seilermeisters Johann Ludwig Tieck und dessen Ehefrau Anna Sophia Tieck, geb. Benecken in Berlin auf. Sie ist das mittlere Kind zwischen dem älteren Bruder Ludwig, der sich später als *König der Romantik*<sup>38</sup> profilieren konnte, und dem jüngeren Friedrich, der sich zum angesehenen Bildhauer entwickelte. Der Seilermeister legte großen Wert auf eine gediegen Ausbildung seiner Söhne, während seine Tochter auf ein Leben als Hausfrau, Ehefrau und Mutter vorbereitet wurde. Anne Sophia<sup>39</sup> muss sich ihre Bildung mühsam autodidaktisch in den späten Abendstunden aneignen. Sie war begabt wie Ludwig, lernte schnell und wurde in ihren ersten poetischen Versuchen von ihm ermutigt. Er war ihr Berater, sie fand als Kritikerin seiner Versuche Anerkennung. Als er zum Studium in Halle Berlin verließ, wechselten sie viele Briefe. Sie zeugen von tiefer Zuneigung und Achtung. In der Monotonie ihres Arbeitsalltags waren die Briefe von und an ihren über alles geliebten Bruder Ludwig fast das einzige Medium literarisch-ästhetischer Kommunikation. Seine Briefe an sie provozierten eine Sehnsucht in ihr, auch wie er studieren und reisen zu können. Aber in den Zeiten der sich auflösenden Sozialordnung waren für ein junges Mädchen geschlechtsspezifische Rollenmuster<sup>40</sup> festgelegt. Gegen diese Ungleichheit und Ungerechtigkeit kämpfte sie vergebens. Sehnsucht nach Anerkennung und Liebe führten in ihrem Fall zu aufopfernder und gleichzeitig besitzergreifender Liebe gegenüber Ludwig, um der Einsamkeit zu entinnen.

38 Günzel, Klaus: *König der Romantik. Das Leben des Dichters Ludwig Tieck in Briefen, Selbstzeugnissen und Berichten*, Berlin 1981.

39 Laut Taufurkunde der Petri-Gemeinde für das Jahr 1775, S. 481, Evangelisches Zentralarchiv Berlin. Carola Gerlach hat dieses Dokument entdeckt. Vgl. Gerlach, Carola: »Sophie Tieck (1775–1833): Schriftstellerin der Romantik«, in: *ALMANACH DER VARNHAGEN GESELLSCHAFT, Wenn die Geschichte um die Ecke geht*, hrsg. v. Nikolaus Gatter, Berlin 2000, S. 163.

40 Vgl. Campe, Joachim Heinrich: *Väterlicher Rath für meine Tochter*, Frankfurt und Leipzig 1789, S. 14f. ... *ihr seyd vielmehr geschaffen – o vernimm deinen ehrwürdigen Beruf mit dankbarer Freude über die große Würde desselben! – um beglückende Gattinnen, bildende Mütter, und weise Vorsteherinnen des inneren Hauswesens zu werden...*; auch Wilhelmine Karoline von Wobeser: *Elisa, oder das Weib wie es seyn sollte*, Theil I und II, Leipzig 1795–1799.

Ihr Leiden daran schlug bisweilen in Aggression um. *Ich glaube aber lieber Bruder das man gegen das weibliche Geschlecht ungerecht handelt*,<sup>41</sup> schrieb sie in einem frühen Brief und wird dieses Problem ein Leben lang thematisieren. Die Briefe der Geschwister in den Jahren 1792–1794 lesen sich wie Liebesbriefe, unterzeichnet mit *Deine Dich zärtlich liebende Schwe(ster)*<sup>42</sup> oder *Dein dich ewig, ewig liebend(er) Bruder*<sup>43</sup>. Da waren noch seine Freunde Wackener und Bernhardi, die Umgang mit ihr pflegten. Sie lasen gemeinsam gerade erschienene Literatur und diskutierten darüber. Sophie genoss die Stunden und war gleichzeitig von Selbstzweifel geplagt. Sie schrieb wie sie fühlte und dachte, kannte keine Orthographie und Rechtschreibung, die Gedanken »flossen« auf dem Papier, und sie wusste um diese Schwäche. Ihr Leben lang wird sie sich wegen der mangelnden Bildung zurückgesetzt fühlen und empfindlich auf Kritik reagieren.

1794 kehrte Ludwig nach Berlin zurück. Ein Jahr später bezogen die Geschwister eine Sommerwohnung auf dem Mollard'schen (später Wollan'schen) Weinberg vor dem Rosenthaler Tor. Ein Jugendtraum ging für Sophie in Erfüllung. Hier lebte und arbeitete sie zusammen mit ihren Geschwistern. Freunde wie Wackener, Bernhardi, der Komponist und Musikdirektor Wessely, die Maler Frisch und Hackert, der Archäologe Hirt und der Bildhauer Weisser<sup>44</sup> sind häufig zu Gast. Die Berliner Frühromantik erlebte an diesem Ort ihre Geburtsstunde. Das erste Gemeinschaftsprojekt waren die *Straußfedern*. Sophie Tieck konnte im Schutz der Anonymität mit ersten literarischen Versuchen experimentieren.

41 Sophie an Ludwig Tieck, Berlin 11. 01. 1793, unveröffentlicht, Sächsische Landesbibliothek, App. 273, 138.

42 Sophie an Ludwig, Berlin 28. 10. 1793, in: *Letters to and from Ludwig Tieck and His Circle - Unpublished Letters from the period of German Romanticism including the unpublished Correspondence of Sophie and Ludwig Tieck*. Collected and edited by Percy Matenko, Erwin H. Zeydel, Bertha M. Masche, Chapel Hill 1967, S. 343.

43 Ludwig Tieck an Sophie Tieck, Erlangen 20. 08. 1793, ebd., S. 334.

44 Vgl. Maaz, Bernhard: *Christian Friedrich Tieck 1776–1851. Leben und Werk unter besonderer Berücksichtigung seines Bildnisschaffens, mit einem Werkverzeichnis*, Berlin 1995, S. 189.

Sie entwickelte sich rasch zu einer selbstbewussten Schriftstellerin, die ein umfangreiches, heute kaum zugängliches Werk hinterließ.<sup>45</sup>

1799 heiratete sie den Freund und Lehrer Ludwigs Ferdinand Bernhardi, den Subrektor des Friedrichwerderschen Gymnasiums in Berlin. Die Ehe gestaltete sich von Beginn an problematisch. Sophie blieben als Mutter von drei Kindern, die innerhalb von drei Jahren geboren wurden, kaum Freiräume zum Schreiben, aber auf die Nebeneinnahmen war die Familie angewiesen. So entstanden während der Schwangerschaften und unter ungünstigen gesundheitlichen Umständen Erzählungen für die gemeinsamen Projekte *Bambocciaden* und *Kynosarges*, schrieb sie den Roman *Julie Saint Albain*<sup>46</sup>, Beiträge für das *ATHENÄUM* und den *Musenalmanach für das Jahr 1802*. Außerdem entstand ihr Märchenband *Wunderbilder und Träume*.<sup>47</sup> Sie wollte sich als Schriftstellerin profilieren, arbeitete unermüdlich an diesem Ziel und konnte sich dem gängigen Rollenverständnis der Geschlechter nicht anpassen. Die Lebensumstände im Hause Bernhardi waren jedoch so bedrückend, dass Sophie 1803 mit ihren Kindern und in Begleitung von Karl Gregor von Knorring den Ehemann für immer verließ. Sie floh durch halb Europa, weil Bernhardi die Auslieferung seiner Söhne verlangte. Das Gesetz war auf seiner Seite. Nach zähen Verhandlungen musste sie den achtjährigen Wilhelm dem Vater übergeben. Felix blieb bei ihr, Ludwig, ihr zweiter Sohn war nach sieben Monaten gestorben. Nach der spektakulären Scheidung von Bernhardi heiratete sie 1810 den estländischen Baron Karl Gregor von Knorring und verlebte die letzten Lebensjahre auf seinen Gütern im Baltikum.

45 Von Hannelore Scholz wurden neu herausgegeben: *Wunderbilder und Träume*, mit einem Nachwort von Hannelore Scholz, Berlin 2000; *Julie Sankt Albain*, mit einem Vorwort von Hannelore Scholz-Lübbering, Sulzbach/ Taunus 2011. Die Forschungsberichte in den Monographien von Ewa Eschler, Anm. 5 und Monika Haberstock: *Sophie Tieck – Leben und Werk. Schreiben zwischen Rebellion und Resignation*, München 2001 geben Auskunft über den heutigen Forschungsstand.

46 *Julie Saint Albain* erschien anonym 1801 in Dresden.

47 *Wunderbilder und Träume in elf Mährchen*, erschienen 1802 unter dem leicht zu identifizierenden Namen »Sophie B« in Königsberg, 1823 erfolgte eine Nachauflage in Königsberg.

### Zur Frage der Autorschaft und der Auswahl

Die Texte in den *Straußfedern* und *Bambocciaden* waren *literarische Gütergemeinschaften*<sup>48</sup> mit Texten von Sophie Tieck, Ludwig Tieck, Bernhardi und anderen. Die Frage, was gehört wem, ist auch deshalb nicht eindeutig zu beantworten, weil häufig die gleichen Titel der Texte bei Ludwig Tieck zu finden sind. Die Sammlung der Erzählungen in den *Reliquien* betraf vermutlich auch aus diesem Grunde nur eine Auswahl aus den beiden Publikationen, allerdings liefert der Herausgeber keine Begründung für seine Entscheidung.

Nur wenig erhellend für die Frage der Autorschaft sind auch die Angaben von Ludwig Tieck und Rudolf Köpke, sie bestätigen die prekäre Lage. Als Ludwig Tieck 1843 seine Schriften mit einer Nachrede versah, erwähnte er weder die Anteile Wackerroders noch seiner Schwester an seinen Texten. Ludwig Tiecks Angaben und die seines Biographen Rudolf Köpke bezweifelte der Zeitgenosse Karl August Varnhagen von Ense: *Ludwig Tieck hat dem Herrn Köpke sorgfältig immer angezeigt, wenn er irgend einen Gedanken gehabt, den Andere ausgeführt, ein Urteil ausgesprochen, das Andere sich angeeignet, besonders aber wenn er Andere ganze oder halbe Arbeiten überlassen und ihnen erlaubt hat seine Autorschaft zu der ihren zu machen. Hierbei kommt vor allem der arme Bernhardi übel weg, bald soll Tieck, bald Tiecks Schwester verfasst haben, was unter Bernhardi's Namen geht. Hier wäre noch erst genau zu prüfen, ob Tiecks Erinnerungen immer richtig waren, ob er nicht in manchen Fällen sich geirrt, oder auch Köpke die Sachen irrig aufgefasst hat. Was Bernhardi mir in früheren Zeiten mitgeteilt, stimmt oft gar nicht mit diesen Angaben, und ich habe Bernhardi'n nie unwahr oder prahlerisch gefunden. Gewiß ist, daß die Freunde und Schwäger vieles gemeinsam getrieben, erdacht und ausgeführt haben, und daß es oft schwer sein mag, jedem sein Theil genau zuzuschreiben. Nicht immer ist auch der, welcher die Feder geführt, der wahre Autor.*<sup>49</sup>

48 Haym, Rudolf, Anm. 35, S. 117.

49 Varnhagen von Ense, Karl August: *Tagebücher*, Bd. 1–15, Bern 1972, Bd. 12, S. 277.

Auch in der Neuauflage werden keine gesicherten Zuordnungen der Texte vorgenommen werden können; wenn ich es dennoch versuche, folge ich Moses Breuer, der acht Straußfedernerzählungen für Sophies Beiträge hielt.<sup>50</sup> Eine neunte mit dem Titel *Eine Reise* ist in der Forschung umstritten. Carl Schindel<sup>51</sup> verfasste 1823, also noch zu Lebzeiten von Sophie, ein Lexikon und hielt diese für Sophies Text; auch Clara Amon<sup>52</sup> plädiert für eine Autorschaft von Sophie Tieck. Ich halte diesen Text ebenfalls für einen aus ihrer Feder, weil Stil und Sujet ganz ihrer Poesieauffassung entsprechen. Vier Erzählungen lieferte Sophie für die *Bambocciaden*, die übrigen wären dann Texte von Bernhardi.

Es handelt sich um folgende Dichtungen mit Zuordnungen:

#### **Sophie Tieck:**

»Die neue Donna Diana«, in: *Straußfedern*, hrsg. von Ludwig Tieck, Berlin 1795, Bd. 4; und in: *Reliquien*, Bd. 2, S. 37–74

»Männertreue«, in: *Straußfedern* (1795), Bd. 4, S. 157–180; auch in: *Reliquien*, Bd. 2, S. 75–100; erneut abgedruckt in: *Die männliche Mutter und andere Liebes-, Lebens-, Spott-, und Schauer geschichten* von Ludwig Tieck, hrsg. von Günther de Bruyn, Berlin 1983, S. 40–55. Im Weiteren zitiert als »de Bruyn« mit Seitenzahl.

»Ein Abenteuer zu Paris«, in: *Straußfedern* (1795), Bd. 4; auch in: *Reliquien*, Bd. 3, S. 249–269

»Das Porträt«, in: *Straußfedern* (1795), Bd. 4, S. 181–208, auch in: *Reliquien*, Bd. 3, S. 217–248, erneut abgedruckt in: de Bruyn, S. 88–106

»Freund und Geliebte«, in: *Straußfedern* (1797), Bd. 6; auch in: *Reliquien*, Bd. 3, S. 183–216

<sup>50</sup> Breuer Moses: *Sophie Bernhardi, geb. Tieck, als romantische Dichterin. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Romantik*. Diss. Tübingen/Bonn/Leipzig 1914, S. 18. Vgl. weiterführend die Ausführungen bei Eschler, Ewa, Anm. 5, S. 86f., auch Haberstock, Monika, Anm. 45, S. 378f.

<sup>51</sup> Schindel, Karl: *Die deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts*, Leipzig 1823, Bd. 1, S. 258.

<sup>52</sup> Amon, Clara: *Die Straußfederngeschichten. Unter besonderer Berücksichtigung der Beiträge Ludwig Tiecks*, Diss. München 1942, S. 15 und 25.

»Die Entführung«, in: *Straußfedern* (1797), Bd. 6, S. 59–80, auch in: *Reliquien*, Bd. 2, S. 101–126

»Traum und Wirklichkeit«, in: *Straußfedern* (1797), Bd. 6; S. 139–160, auch in: *Reliquien*, Bd. 1, S. 127–198

»Ein Märchen«, in: *Straußfedern* (1797), Bd. 7, auch in: *Reliquien*, Bd. 1, S. 127–198

»Der Besessene«, in: *Bambocciaden III*, hrsg. von August Ferdinand Bernhardi, Berlin 1800, Teil III, S. 1–46; auch in: *Reliquien*, Bd. 3, S. 1–40

»Die Reise durch das Gottfriedland«, in: *Bambocciaden III*, S. 47–148; auch in: *Reliquien*, Bd. 3, S. 41–126

»Der Greis im Felsen«, in: *Bambocciaden III*, S. 149–180; auch in: *Reliquien*, Bd. 1, S. 199–226

»Die Höhle«, (Höle) in: *Bambocciaden III*, S. 181–216; auch in: *Reliquien*, Bd. 3, S. 127–158

»Eine Reise«, in: *Straußfedern* (1796), Bd. 6, auch in: *Reliquien*, Bd. 1, S. 227–260

#### **Ferdinand Bernhardi**

»Geschichte eines Mannes, welcher mit seinem Verstande auf das Reine gekommen«, in: *Bambocciaden III*, Berlin 1797, Teil 1, S. 1–136; auch in: *Reliquien*, Bd. 1, S. 1–126

»Sechs Stunden aus Finks Leben«, in: *Bambocciaden III*, Berlin 1797, Teil 1, S. 138–200; auch in: *Reliquien*, Bd. 2, S. 127–194

»Die Witzlinge. Eine Miniaturgemälde«, in: *Bambocciaden III*, Berlin 1799, Teil 2, S. 1–40; auch in: *Reliquien*, Bd. 2, S. 1–36

»Seebald oder: der edle Nachtwächter«, in: *Bambocciaden III*, Berlin 1800, Teil 3, S. 229–263; auch in: *Reliquien*, Bd. 2, S. 195–224

»Der Fremde«, in: *Straußfedern* (1797), Bd. 7, S. 119–140; auch in: *Reliquien*, Bd. 12, S. 261–280

#### **Romantisches Erzählen**

Im April 1848 erschien in der renommierten Zeitschrift ALLGEMEINE LITERATURZEITUNG (A. L. Z.) eine erste Rezension der *Reliquien*. Der

Rezensent Dr. August Henneberger konstatiert gleich zu Beginn: *Es stellt sich nämlich auch bei flüchtiger Lektüre leicht heraus, dass die Eigenthümlichkeiten der Schule, zu welcher die Verfasser ihrer äussern Stellung nach zu zählen sind, wenig hervortreten.*<sup>53</sup>

Diese Beurteilung soll dann in Interpretationen nachgewiesen werden. Zweifelsohne ist es nicht von der Hand zu weisen, dass Bernhardi und Sophie zunächst noch im spätaufklärerischen Sinne Nicolais schrieben; aber schon bald wichen ihre Themen und ästhetischen Formen stark davon ab und sind der neuen Kunst- richtung der Frühromantik zu zurechnen, sodass diese Einschätzung schwer nachzuvollziehen ist. Vielmehr sind es besonders die Texte aus den *Bambocciaden*, die sich in die vielfältigen Diskurse der Spätaufklärung in Berlin einordnen lassen, aber auch einige Erzählungen aus den *Straußfedern* sind Beiträge zu den Kontroversen und Debatten im literarischen Leben Berlins.

Im Folgenden möchte ich die Beiträge als Belege für die literarischen und kulturpolitischen Kämpfe in Berlin um 1800 lesen. Die Texte sollen nicht nach der Chronologie in den Bänden, sondern nach der Autorschaft interpretiert werden, weil die Schreibkonzepte beider doch erheblich differieren. Bernhardis Texte sprühen von Geist, Witz und scharfer Beobachtungsgabe. Sophies Texte tragen Spuren eines weiblichen Blickes, da sie als Frau in ein soziales System eingebettet war, das berücksichtigt werden muss. Beide gehörten zur Berliner Literaturlandschaft der Frühromantik, die regionale Besonderheiten aufweist. Ihre Texte gingen aus dem Schoße der Berliner Aufklärung, dem alten »Berlinismus«<sup>54</sup> hervor. Friedrich Schlegel fand für die Berliner frühromantischen Freunde das einigende Ziel. Er schrieb an seinen Bruder in Weimar, dass Tieck in Berlin viele Feinde habe, was aber nicht wundern könne, da er *in jeder Rücksicht Antithese des alten Berlinismus*<sup>55</sup> sei. Diese

53 Henneberger, August Dr.: *Bernhardi. Reliquien, Erzählungen und Dichtungen, von A. F. Bernhardi u. s. w.*, A. L. Z. Num. 77, Halle, April 1848, S. 614–616.

54 Zitiert nach Hermsdorf, Klaus: *Literarisches Leben in Berlin. Aufklärer und Romantiker*, Berlin 1987, S. 213.

55 Ebd., S.213.

Einschätzung betraf auch Bernhardi und Sophie. Ihre Stadtkritik und Gesellschaftssatire, die besonders Bernhardi systematisch und gelehrt betrieb, bezeugen das eindrucksvoll. Sophies Antithesen sind häufig ausufernde Entfesselungen von Phantasie, Witz und Ironie.

Die Erzählung »Geschichte eines Mannes, welcher mit seinem Verstande auf das Reine gekommen« eröffnet den ersten Band der *Reliquien*. Es ist eine Zeitsatire mit Berliner Kolorit. Bernhardis bissige Kritik an der Unterhaltungsliteratur, an den klischeehaften Judenbildern, an Berliner Persönlichkeiten im öffentlichen Leben, an der Theaterpraxis war seine moderne romantische Schreibstrategie. Friedrich Schlegels Theorie der *romantischen Ironie*, die er hauptsächlich in seinen *Lyceums- und Athenäums-Fragmenten* entwickelt hatte, wurde von Bernhardi nicht nur in diesem Text meisterhaft poetisch umgesetzt.

In fünfzehn Kapiteln wird vorgeführt, wie der Kriegsrat Nastuitius seine festgelegten Grundsätze aufgibt. Er ist der personifizierte Verstand ohne Emotionen, aufgeklärt, trocken in der Denkart und langweilig im Umgang. Seine Grundsätze hat er als Glaubensbekenntnisse aufgeschrieben. Schon sein Vater studierte aus Langeweile alle politischen Zeitungen und erzog seinen einzigen Sohn Peter ganz nach den aufklärerischen Richtlinien. Das Ende des Siebenjährigen Krieges griff hart in den Alltag des Nastuitius (Senior) ein, und er verstarb mit den Worten: ... *die Welt ist doch ein Jammerthal*<sup>56</sup>. Der Sohn, der nach dem sehr erfolgreichen Studium in die Stadt kommt, wird von allen als Vorbild hingestellt. Er ist fleißig, akkurat, dienstbeflissen und glaubt nicht an die Liebe. Auf eine unerträgliche Weise ist er stur und rechthaberisch und kann keine andere Meinung gelten lassen, denn: *mein Gegner kann nicht Recht haben, sonst hätte ich Unrecht, ergo etc.*<sup>57</sup> Seine Haltung passt zu seinem Amt als Kriegsrat. Bernhardis Spottlust richtete sich gegen die preußisch-aufklärerischen Bildungsziele und gegen

56 *Reliquien*, Bd. I, S.16.

57 Ebd.

eine starre Regelpoetik. Inhaltlich erfährt seine Ironie eine erste Steigerung durch die Entgrenzung der Gefühlswelt von Nastuitius, er verliebt sich entgegen seiner Überzeugung. Bernhardi potenziert die Ironie durch ein Spiel mit allerlei Dummheiten, die der Verliebte nun begehrt; schließlich endet die Erzählung mit der Revision der Grundsätze des Kriegsrates. Eine zweite Potenzierung der Ironie läuft gewissermaßen als Autorkommentar, als Ich-Reflexion im Text ab. Dieses Stilmittel verweist auf Friedrich Schlegels berühmtes Konzept der *progressiven Universalpoesie als der Vereinigung von Poesie, Philosophie und Rhetorik*. Die Universalpoesie soll Kunstwerke schaffen, die ein *Spiegel der ganzen umgebenden Welt, ein Bild des Zeitalters werden*.<sup>58</sup> Das ist Bernhardi mit Blick auf Berliner Zustände gelungen. Er reflektiert über den Witz, über das Geniewesen, über die Ehe und die Liebe. Das sind Signalworte, die in den Berlinischen Wochenschriften debattiert wurden. Die launigen Ausfälle des Autors demaskieren den Kriegsrat, der den Witz für eine *Abart oder vielmehr Unart des Verstandes*<sup>59</sup> hält. Die Stoßrichtung der Kritik von Bernhardi ist eindeutig. Sie trifft Nicolai und die Spätaufklärer. Sie waren Vertreter der deutschen Popularphilosophie, einer Endstufe der Aufklärung, die nur noch mit Kompromisslösungen deren grundlegende Aporien notdürftig verdecken konnte. Die in den *Grundsätzen* der Erzählung formulierte Satire an den Berliner Aufklärern wird in mehreren Dimensionen deutlich. Zunächst argumentiert der Autor gegen Nicolais rationalen Deismus, der Kants Metaphysikkritik und Moralphilosophie ignorierte. In aller Schärfe polemisierte nämlich Nicolai gegen die Transzendentalphilosophie Kants und Fichtes. Der Autor Bernhardi nun enttarnte den anachronistischen selbstherrlichen Anspruch der Spätaufklärer in Berlin und machte deutlich, dass die jüngere Generation von Intellektuellen ihnen nicht mehr folgen konnte und wollte. In seiner Frontstellung zeigte sich, dass

<sup>58</sup> Schlegel, Friedrich: Kritische Friedrich-Schlegel- Ausgabe. Hrsg. von E. Behler, XXXV Bde., München u. a. 1958 ff, Bd. II, S. 182.

<sup>59</sup> *Reliquien I*, S. 19.

die Popularphilosophie in den neunziger Jahren weder auf dem aktuellen Stand der philosophischen Diskussion, noch fähig war, auf die politische Situation nach der Französischen Revolution mit neuen Antworten zu reagieren. Nach Meinung von Bernhardi und der Romantiker stellte die Transzendentalphilosophie einen Wendepunkt in der modernen Philosophie dar.

Der Kern der ironisch gefärbten Polemik in der Erzählung ist der Übergriff des Verstandes auf das Gebiet der Gefühlswelt und der Ideen. Die Sturm und Drang-Periode und der Geniekult mit der Goetheverehrung bilden den Hintergrund. *Die Leiden des jungen Werthers* veranlassten Nicolai bekanntlich zur Produktion des Textes *Die Freuden des jungen Werthers*.<sup>60</sup> In den Berliner Salons wurden diese Debatten nicht nur aufmerksam verfolgt, sondern auch mit parteiischen Attacken ausgeweitet. Bernhardis Satire lässt keine Zweifel darüber aufkommen, wo er und seine Berliner Freunde und deren Frauen sich positionierten. Für die Frühromantik war Gefühl und Verstand eine Einheit, die es dem Individuum erst ermöglicht, Erkenntnishorizonte für ein selbstbestimmtes Leben zu entwickeln. Sein Protagonist aber, der sich dem Liebesrausch hingibt, scheitert nicht an diesem überschwänglichen Gefühl der Liebe, sondern an dem berechnenden Verstand einer Kokette und an ihrem leichtsinnigen Bruder.

Bemerkenswert im Zusammenhang der Argumentation sind die Sprünge aus dem anthropologischen Bereich in die Ästhetik. In den Entwicklungsabläufen wird vorgeführt, wie sich Nastuitius zwar aus den Zwängen seiner vom Verstand diktierten Natur befreien, aber seine fremdbestimmte Versachlichung aller Lebensbereiche auch nicht durch seine neue Liebesverzauberung auflösen kann. Der philosophische Diskurs der Mündigkeit, der sich in den achtziger Jahren formierte, so führt Bernhardi vor, hat am Ende des 18. Jahrhunderts deutliche Risse. Das anthropologisch-pädagogische Konzept der Mündigkeit ist obsolet geworden.

<sup>60</sup> Vgl. zu Parodien und Anekdoten in Berlin: *Geschichte der deutschen Literatur*, hrsg. v. Hans-Günther Thalheim u. a., Bd. 6, Berlin 1979, S. 572, 876.

Genau an diesem Punkt wird fassbar, dass die Krise der Vernunft und des Verstandes auch als Krise des Individuums fassbar wird, wie Max Horkheimer<sup>61</sup> das Problem beschrieben hat. Den adäquaten literarischen Ausdruck für diese Problemzusammenhänge findet Bernhardi auch durch ein Diskursgeflecht des »Textes im Text«. Der Ich-Erzähler mischt sich immer wieder in den Erzählvorgang ein. Es ist ein Training zur Verunsicherung des Ichs. Der lineare Erzählvorgang wird ständig unterbrochen, um als Kommentar die Unmöglichkeit einer rein rationalen Lebensmaxime zu verdeutlichen. Diese Reflexionen dienen der Depotenzierung des Verstandes. Nach der Erweiterung seiner Grundsätze durch Erfahrung wird Herr Nasturtius Lottchen Beckmann zu seiner Ehefrau nehmen. Das Erzählziel, wenn man es denn so nennen möchte, scheint erreicht. Geldgier und das Streben nach Reichtum, getarnt als moralisch motivierte Nützlichkeit, werden an den Pranger gestellt und der Lächerlichkeit preisgegeben.

Die Erzählung »Sechs Stunden aus Finks Leben« ist eine Satire der gelehrten Gesellschaft beim Rat Bunian. Mit Bosheit, aber einem Blick für das Detail, legt der Autor dem Beobachter, der bezeichnenderweise Bissing heißt, die Figurenzeichnung in den Mund. Der Schauplatz ist Berlin und die jüdischen Bezüge überaus deutlich. Die Satire liest sich auch wie ein Schlüsseltext von Personen aus dem Berliner literarischen Leben. Fink wurde Professor, studierte wie Jehnisch in Königsberg und verachtete eigentlich diesen Titel. Da er aber eine Frau heiraten will, die einen Titel wegen der gesellschaftlichen Stellung des Gatten für notwendig hielt, und Fink zur Erfüllung seiner Ansprüche eine reiche Frau brauchte, fügte er sich, und die Ehe als Zweckbündnis ist gesichert. Anwesend war auch eine Madame Moses, die immer in *irgend einen Goetheschen Charakter maskiert ist*<sup>62</sup> und *als schöne Seele*<sup>63</sup>

61 Horkheimer, Max: *Zur Kritik der instrumentalen Vernunft*, hrsg. von Alfred Schmidt, Frankfurt am Main 1974, S. 124f.

62 *Reliquien*, II, S.170.

63 Ebd.

in der gelehrten Gesellschaft gelten will. *Ihre begünstigten Liebhaber indessen behaupten, unter vier Augen wäre sie – Madame Moses.*<sup>64</sup> In dieser Figur ist unschwer Rahel Varnhagen zu erkennen, weil auch die Figur Wagners, der sie verehrt, Assoziationen mit Blick auf Varnhagen von Ense zulässt. Wagner ist eine *Art von literarischen Colporteur*<sup>65</sup>, glaubt an ihren Verstand und *geht aus in aller Welt, wie ein Apostel, zu lehren alle Heiden.*<sup>66</sup> Anwesend ist auch ein junger Jude, der an den Maler Philipp Veit (Sohn von Dorothea Schlegel, geschiedene Veit) erinnert, der zum Beweis seiner Aufgeklärtheit und Toleranz viele Christusköpfe zeichnet.

Nicht nur Rahel sondern auch andere Frauen aus dem Umkreis der Romantik traf der bissige Spott Bernhardis. Madame Berger z. B. *hat ihr ganzes Leben darauf gewandt, ein originelles männliches Weib zu werden und ist nun ein närrischer weiblicher Mann geworden.*<sup>67</sup> Ihr Lebenslauf gleicht auffällig dem von Caroline Böhmer-Schlegel-Schelling. Neben der harschen Kritik an der Gesellschaft wird auch die Literatur mit satirischen Mitteln bewertet. Das Verdikt richtet sich gegen die flachen Satiren eines Gottschalk Neckers, einem Synonym für Jenisch, dem Verfasser der *Borussias* im ARCHIV DER ZEIT.<sup>68</sup>

Im Schlussteil der Erzählung »Die gelehrte Gesellschaft« bleibt die Figur Fink als Bezugsperson erhalten. Schon Haym verweist auf die Kritik an Iffland und die Iffländerei.<sup>69</sup> Die seichten Theaterstücke fanden im Berlin um 1800 eine Schar von Bewunderern. Die Persiflage »Seebald oder der edle Nachtwächter, Familiengemälde in einem Akte« wird gleichsam als Beispiel der Iffländerei karikiert, trifft aber auch mit polemischen Spitzen den Modeschriftsteller Kotzebue, der mit Merkel gemeinsame Sache gemacht und sich mit dem

64 Ebd.

65 Ebd. S. 271.

66 Ebd.

67 Ebd. S. 173.

68 Vgl. zu den Auseinandersetzungen mit Jehnisch: Haym, Rudolf, Anm. 35, S. 812f.

69 Haym, Rudolf, Anm. 35, S. 173, 810f.

*Hyperboreischen Esel* an den Romantikern gerächt hatte.<sup>70</sup> Hierin liegt die große Stärke Bernhardis, die romantische Ironie als karikaturistische Einlagen von scharfsinniger Bosheit im Text durchzuhalten. Durch seine immer wieder eingeschaltete distanzierte Selbstironie entsteht ein Bild des inneren Pluralismus des Beobachters und gleichzeitig durch die mannigfaltigen Brechungen die Negation der Ironie als »Ironie der Ironie«. Diese unversöhnliche Negativität der Ironie, die eine Vermittlung ausschließt, repräsentiert die unaufheb- bare Widersprüchlichkeit zwischen höherem und niederem Erken- nen des künstlerischen Selbstbewusstseins.

Die Erzählung »Der Fremde« ist anspruchsloser sowohl inhalt- lich als auch in der Form. In einer Kleinstadt richtet der Bürger- meister Reiner anlässlich der Verlobung seiner ältesten Tochter eine Feier im Ratskeller aus. Viele Gäste sind geladen und auch ein Fremder mit dem Namen Meyer. In der Folge kommt es aufgrund eines Steckbriefes in der Zeitung zu einer Verwechslung. Gesucht wurde ein August Friedrich Meyer, der aus dem Gefängnis aus- gebrochen ist, eine Narbe an der Hand hat, Französisch spricht und vorgibt, große Güter zu besitzen. Alle diese Merkmale treffen auf den Fremden zu, und die Bevölkerung hat das Urteil schon gesprochen. Nur der Hofmeister hinterfragt die Verdächtigungen und stellt klar, dass die Vermutung nur auf Namensgleichheit beruhe. Zum Schluss erfolgt die Aufklärung, der Fremde ist der Sohn des Bürgermeisters, der auch den Namen Meyer trägt. Ironie und Situationskomik können nicht den Eindruck einer allzu angestrengten Fabelführung zurückdrängen. Die Moral ist leicht ablesbar, der kritische Verstand wurde nur von dem Hofmeister gebraucht, alle anderen entpuppen sich zwar als Hüter der Sitten und Moral, können sich aber nicht wirklich als mündige Bürge- rinnen und Bürger verhalten.

Der zweite Band wird mit einem *Miniaturgemälde* »Die Witz- linge« in Dialogform eröffnet. Die Charaktere sind als Typen ent-

<sup>70</sup> Vgl. auch Tiecks polemische Humoresken gegen Kotzebue im *Poetischen Journal*, in: Haym, Rudolf, Anm. 35, S. 822f.

worfen. Der Schwätzer Herr von Birkheim besucht seine Braut Sophie von Lichtenstein. Sein zukünftiger Schwiegervater gibt vor, viel beschäftigt zu sein und schläft doch unaufhörlich. Sophie will Birkheim nicht heiraten, den ihr Vater ausgesucht hat. Sie fühlt sich benutzt, weil der Vater einen reichen Nachfolger braucht. *Aber sind die Weiber nicht zu beklagen? Ihre schönsten und größten Vorzüge werden wie die größten und schönsten Edelsteine behandelt, man merkt wohl, daß es keine Kiesel sind, aber taxieren können sie nur Wenige.*<sup>71</sup> Bernhardi kritisiert das gängige Frauenbild um 1800. Der größte »Makel« von Sophie ist ihr Witz, dadurch kann sie Freund und Feind bloßstellen. Mit diesem Argument wollen sie, ihre Freundin und ihre heimliche Liebe, der Vetter, den Bräutigam endgültig von seinem Plan der Heirat abbringen. Bernhardi nahm die Diskussion über die Erfindungen in den Wissenschaften, die Französische Revolution und die Philosophie Kants wieder auf und legte sie Birkheim in den Mund. Seine Ansichten wurden von den Anwesenden mit viel Humor und Witz widerlegt. Birkheim verließ das Gut mit den Worten: *Wehe mir, in welcher ein Haus bin ich gekommen. – Ein Haus, in dem Verstand, Philosophie, Tugend verachtet, ja selbst das, was der einzige Vorzug desselben ist – Witz.*<sup>72</sup> Gewiss lassen sich die ironischen Apostrophierungen bei Bernhardi nicht übersehen, doch zweifelsohne teilt auch er trotz aller skeptischen Brechungen und fragenden Antithesen die philosophischen und sozial-politischen Anliegen der Romantik.

Auch die Texte von Sophie Tieck lassen sich als Belege für die Debat- ten und Kontroversen in Berlin um 1800 lesen. Das »Märchen« steht ganz in der Tradition romantischer Kunstmärchen, wie sie auch Ludwig Tieck für die *Straußfedern* verfasste. Die schöne sechsjäh- rige Prinzessin Rosalinde wird in das Land der Vögel entführt. Dieses Land hat Sophie Tieck reich mit poetischen Bildern und die Vogelwelt mit märchenhaften Verwicklungen und Konflikten aus-

<sup>71</sup> *Reliquien*, II, S. 9.

<sup>72</sup> Ebd. S. 33.

gestattet. Rosalinde soll innerhalb von zehn Jahren einen Talisman – einen Ring – aus dem Land der Bären holen, der dem rechtmäßigen Besitzer gestohlen wurde. Dieser ist ein verwunschener Prinz, der erst durch die Macht des Ringes wieder seine menschliche Gestalt annehmen kann. Rosalinde verliebt sich in ihn, kann ihn erlösen und ihn heiraten. Als ihr Sohn fünfzehn Jahre alt ist, werden die Eltern und Großeltern irdisch tot in das Land der Vögel getragen. Der Sohn vermählt sich mit einer schönen Frau und lebt glücklich mit ihr, weil er *das schöne Land der Vögel nicht kannte*.<sup>73</sup>

Sophie Tieck hatte sich dieses Genres als junge Debütantin unter Anleitung von Ludwig Tieck häufig bedient und konnte sich ganz offensichtlich des Erfolges gewiss sein. Auch die Märchen »Die Höhle« und »Traum und Wirklichkeit« gehören in diesen Kontext. *Das Projekt Märchen zu schreiben, entsprach aktuellen Buchhandelsinteressen. Just in der Spätphase der Aufklärung war der Markt günstig für Unterhaltungsliteratur, die zum heimlichen Ausgleich von öffentlichen Vernunftanstrengungen und sozialen Reglementierungen ein scheckiges Angebot von Wunder- Spuk- und Abenteuergeschichten bereithielt*.<sup>74</sup> Am Ende des 18. und im 19. Jahrhundert entwickelte sich das Märchen im deutschen Sprachraum mit originären Formen und Strukturen; die Anzahl und die Bedeutung wuchsen beträchtlich. Der Rezensent der *Reliquien* aber in der A. L. Z. wertet diese Gattung romantischer Kunstmärchen gegenüber den Volksmärchen ab. *Ich will demselben (Märchen H. S.-L.) als solchem seinen Wert nicht absprechen; aber die ganze Gattung nimmt nach meiner Meinung, wenn wir von den aus und in dem Volk entstandenen Märchen, für welche ein ganz anderer Maassstab erforderlich ist, absehen, doch nur einen sehr untergeordneten Rang ein*.<sup>75</sup>

Aufschlussreich ist, dass sich diese Auffassung mit der von Garlieb Merkel deckt, der 1802 den Band *Wunderbilder und Träume* von Sophie Tieck rezensierte. Merckels Verdikt betraf das vermeintlich

73 Reliquien, I, S. 125.

74 Tismar, Jens: *Kunstmärchen*, Stuttgart 1977, S. 23.

75 Anm. 53, S. 614.

Absichtslose, Unmotivierte der Handlungsstrukturen ebenso wie den mangelnden naiven Märchenton der Kunstmärchen. Diese Ansichten können stellvertretend stehen für zahlreiche Angriffe spätaufklärerischer Polemik gegen eine Literatur, die auf andere Kriterien für Produktion und Rezeption bestand. Die Maßstäbe an Literatur von Merkel und Nicolai sind verbunden mit dem Versuch, eine Zentrumsposition in Berlin zu behaupten. Als *allgemeiner Sachwalter für Wahrheit und Recht* wollte Nicolai wirken und zu einer *öffentlichen Stimme für Deutschland*<sup>76</sup> werden. Merckels inhaltlich ähnlichen Argumente gegen Jean Pauls Romane<sup>77</sup> und Kants Transzendentalphilosophie<sup>78</sup> verweisen auf spezifische Machtkämpfe. In diese literarischen Machtkämpfe war Sophie durch ihren Bruder Ludwig und den Ehemann auch als Schriftstellerin verwickelt. Es sind aber nicht nur persönliche Querelen oder Einzelkonflikte, sondern auch Prozesse der *Dichotomisierung*<sup>79</sup> und *Dissoziation*<sup>80</sup>, die um 1800 nicht als solche von Innen- und Außendifferenzierung begriffen wurden. Es sollte grundsätzlich festgelegt werden, was als »niedere« oder »hohe« Kunst zu gelten habe.

Schreibende Frauen wie Sophie Tieck waren außerdem noch der Virulenz der sogenannten *Geschlechtscharakteristikdebatte*<sup>81</sup> ausgesetzt. Die zu den gängigen Geschlechterrollen und ästhetischen Kriterien querstehende schriftstellerische Produktion von Sophie

76 Vgl. Nicolais Kontroverse mit Ludwig Tieck, in: Hans-Dietrich Dahnke / Bernd Leistner (Hrsg.): *Debatten und Kontroversen. Literarische Auseinandersetzungen in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts*, Bd. II, Leipzig 1989, S. 9–71.

77 Merkel, Garlieb: *Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigsten Produkte der schönen Literatur*, Berlin und Leipzig 1801–1803, 5. Bd., Berlin 1802, S. 358–416.

78 Ebd., S. 364.

79 Vgl. Bürger, Christa, Bürger, Klaus und Schulte-Sasse, Jochen: *Zur Dichotomisierung von hoher und niederer Literatur*, Frankfurt am Main 1982, insbesondere S. 17ff und 179ff.

80 Vgl. Hausen, Karin: »Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere«. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben«. In: Conze, Werner: *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, Stuttgart 1976, S. 363–393.

81 Vgl. Scholz, Hannelore: *Widersprüche im bürgerlichen Frauenbild*, Weinheim 1992, S. 89–116.

Tieck wird von ihren Kritikern als Folge weiblicher charakterlicher Defizite gedeutet. Hierin liegt das Hauptmotiv dafür, dass sie ihre Werke zunächst anonym veröffentlichte und erst später auf einer Namensnennung beharrte.

In der Erzählung »Der Greis im Felsen« wird eine seelische Krisensituation dargestellt. Der Jüngling Leonhard hat einen absonderlichen Wunsch. Er besucht den *wohlthätigen Zauberer*<sup>82</sup> im Wald und bittet ihn, ihm die Gabe zu verleihen, alle seine Gedanken erblicken zu können. Es geht darum: *Alles in und außer sich zu erkennen und besonders in sich.*<sup>83</sup> Sophie Tiecks Idee war, wie auch schon anhand von Bernhardis Texten ausgeführt, gut geeignet, die erkenntnistheoretischen Prämissen zwischen Gefühl und Verstand zu beleuchten. Die Trennung von Bewusstsein und Unterbewusstsein, von Verstand und Phantasie, Realität und Traum wird als irritierendes Defizit behandelt. Das Sichtbarmachen der Gedankenwelt kann Leonhard nicht auf die gewünschte Stufe von Selbsterkenntnis heben. Im Gegenteil, *so wie man überhaupt mit einer genauen Betrachtung seiner selbst nichts gewinnt, als daß man dadurch verwirrt wird.*<sup>84</sup> Als Fazit bleibt, dass eine oberflächliche optische Anschauung keinen Aufschluss über die Möglichkeiten eines konfliktlosen Eingebundenseins in die Umwelt gibt. Leonhard muss erkennen, prinzipiell abhängig und unfrei in seinen Entscheidungen zu sein, denn ihm fehlt eine seelisch-emotionale Qualität, er hat *ein kaltes Herz.*<sup>85</sup> Sophie Tieck bietet eine ästhetische Lösung. *Die Liebe, ja die Liebe ist das höchste Glück,* wird Leonhard nach den Wirrnissen seines jungen Lebens ausrufen und will zukünftig nach seiner Weisheit leben, die *aber nannte er die Liebe, die wahre Weisheit.*<sup>86</sup> Die Bekehrungen des Protagonisten lesen sich wie die Realisierung des aufklärerischen Bildungsprogramms, das

82 *Reliquien*, I, S. 127.

83 Ebd., S. 128.

84 Ebd., S. 141.

85 Ebd., S. 136.

86 Ebd., S. 141.

Happyend karikiert den Kitsch aus den Unterhaltungsromanen mit deutlicher Ironie, ganz nach Nicolais Auffassung. Der Rezensent der A. L. Z. liest sie denn auch als ein didaktisches Traktat und kritisiert die Erzählung als *Poesie der Überzuckerung der dem verwöhnten Gaumen verhassten Pille.*<sup>87</sup> Die Wiederholung des Bildungsweges, auch der Greis hatte ähnliche Erfahrungen, zeigt zur Genüge die Ursachen des Scheiterns. Sich seines praktischen Verstandes zu bedienen und der Liebe zu leben, lernten beide nur durch Entgrenzungen, durch Befreiungen von gesellschaftlich auferlegten Zwängen. Fand die Autorin in diesem Text noch eine ironische Lösung für die Widersprüche des Ich, so dominiert in anderen Beiträgen ein Thema auffällig: die Liebesbeziehung zwischen den Geschlechtern als problematische Utopie.

»Eine Reise«, eine frühe Erzählung von Sophie Tieck, ist diesem Gegenstand gewidmet. Braut und Bräutigam werden sich untreu, finden die vermeintlich »richtigen« Lebenspartner in den rasch mit Leidenschaft geschlossenen neuen Beziehungen. Die Gefühlswelten beider waren instabil. Das Gefühl der Liebe war nur eine schnell vergängliche Leidenschaft. Erst die romantische Liebe, fußend auf Achtung und Toleranz, verheißt Harmonie und Glück. Die Motive sind nicht neu. Die Reflexionen über Liebe haben eine lange Tradition.<sup>88</sup> Herma bezeichnet aber die romantische Liebe als begrifflichen Sondertypus:

*Dieser Typus hat sich als Massenphänomen historisch erst im Entstehungsprozess der Moderne herausgebildet. Er bezieht sich vor allem auf das subjektiv und emotional tief erlebte Hingezogensein zu dem, sowie die Wertschätzung für das Individuum, was schließlich in der romantischen Liebesbeziehung kulminieren soll.*<sup>89</sup>

Mit ihrer Erzählung »Die neue Donna Diana« griff Sophie Tieck ein weiteres sie bedrängendes und zugleich aktuelles Problem auf.

87 Anm. 54, S. 614.

88 Vgl. Schmölders, Claudia: *Die Erfindung der Liebe. Berühmte Zeugnisse aus drei Jahrtausenden*, München 1996.

89 Herma, Holger: *Liebe und Authentizität. Generationenwandel in Partnerschaften*, Wiesbaden 2009, S. 25.

Julie ist eine Schwärmerin. Die Mutter stellte ihr die Romanheldinnen wie Clarisse, Henriette, Biron als Ideale dar, und die Lektüre bewirkte die Entwicklung einer unnatürlichen Tugendauffassung, die erst durch den Tod der Mutter mit Realitäten konfrontiert werden konnte. Die Kritik an der Mädchenerziehung wird durch die »Lesewuth« als Ersatz für fehlende Möglichkeiten des sich Erkundens dargestellt. Die Tendenzen zum Sentimentalen, die Schaffung von Idolen führen zu einem problematischen Mädchen- und Frauenbild. Aber auch Julies Männerbilder werden kritisch beleuchtet. Die neuen Bildungs- und Erziehungsmethoden von Salzmann<sup>90</sup> und die Texte Kotzebues konnten Julie nicht überzeugen. *Aber desto begieriger las sie Alles, was gegen den Adel geschrieben wurde, und sie fing nach und nach an, einen Vorzug zu verachten, den sie blos ihrer Geburt schuldig war.*<sup>91</sup> Alle adligen Bewerber von untadeligem Ruf lehnt sie ab und stellt sich bereits eine Ehe mit einem Bürgerlichen vor. Der Vater liest die Modeliteratur nicht, ihm genügt Gellert, deshalb findet er auch die Hintergründe des Verhaltens seiner Tochter nicht heraus, und für ihn ist sie eine Närrin. Auf ihren Wunsch lässt er sich darauf ein, sie zu einer Tante zu schicken. Auf dem Schloss dieser Tante lebt ein Sekretär, der bürgerlich zu sein scheint und sich als ein Weiberfeind entpuppt. Nach einigen Wirrnissen verliebt sich Julie in ihn, und nach der heimlichen Hochzeit muss sie erfahren, dass der Sekretär ein *Graf Blumenthal mit Orden und Bändern*<sup>92</sup> ist. Ganz im aufklärerischen Sinne wurde sie durch die Erfahrung belehrt, dass ihre schlechte Meinung über das Adelsgeschlecht auf Vorurteilen beruht.

Auch in »Männertreue« geht es um Grundsätze, die durch Überführung in ihr Gegenteil verkehrt werden. Karl schwört seiner Sophie ewige Liebe. Allen Verführungsszenarien, so schwört er, widerstehen zu können. Sophie glaubt ihm nicht und inszeniert

<sup>90</sup> Christian Gotthilf Salzmann hatte in Schnepfental eine eigene Erziehungsanstalt gegründet. In seinem *Krebsbüchlein* (1780) kritisiert er die Erziehungspraxen seiner Zeit. Er galt auch als deutscher Jean-Jacques Rousseau.

<sup>91</sup> *Reliquien*, II, S. 44.

<sup>92</sup> Ebd., S. 73.

ein Abenteuer mit ihrer schönen Cousine, der Karl ebenfalls nach kurzem Kennenlernen ewige Liebe schwört. Nach dieser erfolgreichen Überführung greift Sophie ein, und sie verzeiht ihm mit den Worten: *Versprecht Treue in Rücksicht Eurer Handlungen. Empfindungen kann kein Mensch geloben; ...*<sup>93</sup>

Diese Liebesauffassung ist typisch für Sophie Tieck. Liebe ist keine immer währende Qualität in den Geschlechterbeziehungen, sondern ein Entwurf, ein romantisches Konstrukt. Im Namen der »Natur« fordert sie die Befreiung der Empfindungen und Phantasien von überkommenen Traditionen und moral-didaktischen Vorgaben. Ästhetisch bedeutet das, dass sie ins Phantastische ausweichen muss, um diesen satirisch-gefärbten Anspruch ewiger Liebe und Treue poetisch realisieren zu können.

In der Erzählung »Die Entführung« stehen ebenfalls Irritationen der Gefühle im Mittelpunkt. Veranschaulicht wird, dass Gefühle für Liebe gehalten werden, die häufig auf Nutzen, auf sozialen Aufstieg oder Machteinfluss ausgerichtet sind. Emilie war die Nichte eines reichen Kaufmanns, der sie nach dem Tode ihrer Mutter wie eine Tochter erzog, da er selbst kinderlos war. Für sie hatte er einen zukünftigen Ehemann auserwählt, der seine Geschäfte weiterführen sollte. Emilie aber hatte bereits eine Wahl getroffen. Ihr Auserwählter war ein junger Offizier v. Rosenberg. Dieser sah in der Verbindung eine reiche Mitgift und plante, um die Heirat realisieren zu können, eine Entführung. Nach einigen Komplikationen ist der Onkel durch die sentimental Briefe seiner Nichte bereit, der Verbindung zuzustimmen. Während aber Emilie fest von ihrer Liebe überzeugt war und blieb, konnte der Leutnant erst durch Erfahrung sein Hauptmotiv der Eheschließung verdrängen. *Beide hatten die Freude, daß sie alle Stellen über Liebe aus allen Büchern auf sich anwenden konnten und so lebten sie in einer recht glücklichen Ehe.*<sup>94</sup>

Sophie Tiecks Text verweist auf die Diskussion um die bürgerliche Ehe, ihren Vertragscharakter und die Unmündigkeit der

<sup>93</sup> Ebd. S. 100.

<sup>94</sup> Ebd. S. 125.

Frau. In Biesters *BERLINISCHE MONATSSCHRIFT* wurde dieser Streit öffentlich geführt. Nicht nur in diesem Text macht die Autorin auf die sozial unterschiedlichen Rollen von Frau und Mann aufmerksam. Sie enttarnt den vermeintlich gleichberechtigten Vertragscharakter der Ehe. Beide Partner empfinden im Vergleich mit Liebesbeschreibungen in Büchern ihre Liebe als praktisch anwendbar, und für eine glückliche Ehe sind keine Hindernisse mehr zu erwarten. Die ironischen Schlussätze sind intertextuell zu verstehen. Das Plädoyer für die Liebesheirat richtet sich gegen die Konvenienzehe, die ebenso wie die mangelnde Bildung der jungen Frauen nur ins Unglück führen kann. Sophie Tieck kritisiert die Anleitungsliteratur für Frauen und Männer, die eine neue Rollenzuweisung im bürgerlichen Emanzipationsprojekt der Aufklärung verfestigen sollten.<sup>95</sup> Die Emanzipation des bürgerlichen Individuums von beengenden historisch gewachsenen Abhängigkeiten (Feudalstrukturen mit Adelsprivilegien) wurde wesentlich durch die philosophischen Schriften der Aufklärung ideologisch vorbereitet und begründet. Im Verlaufe der Debatte um den »Geschlechtscharakter« der Frau im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts kommt es in diesem Zusammenhang zu einer Neubewertung der weiblichen Rolle<sup>96</sup> im bürgerlichen Emanzipationsprojekt.

»Der Besessene« nimmt im dritten Band den größten Raum ein. Die Titelfigur ist ein junger Mann namens Willibald, der wegen einer unglücklichen Liebe seelische Qualen leidet. In vielen Briefen voller überquellender Empfindungen offenbart er seinem Freund Friedrich Leutner die Verzweiflung und Zerrissenheit seines Herzens. Er fühlt sich von seinen Mitmenschen nicht verstanden und erwägt gar den Freitod. Der Freund schickt den zutiefst zerrütteten Unglücklichen daraufhin zur Kur in das Gottfried-

<sup>95</sup> Vgl. Schriften u. a. von Campe, Wobeser, Meiners und Pockels, in: Hoffmann, Volker: »Elisa und Robert oder das Weib und der Mann, wie sie sein sollten. Anmerkungen zur Geschlechtercharakteristik der Goethezeit«. In: *Klassik und Moderne*, hrsg. von Karl Richter, Stuttgart 1983.

<sup>96</sup> Vgl. weiterführend Scholz, Hannelore, Anm. 81, S. 89–115.

land. Hier wird ihm sein sehnsuchtsvolles Schmachten mit einer schmerzhaften Prügelkur ausgetrieben. Diese polyperspektivische Erzählung (Dialoge, Briefe des Arztes und Freundes, Unterredung mit Walter, der die Prozedur durchführt) ist mit Männerbildern ausgestattet, die stereotype Züge aufweisen. Sie verhalten sich gemäß den Vorgaben der Aufklärung. Durch die Prügelkur war die Heilung garantiert. Die Prügelstrafe<sup>97</sup> gehörte um 1800 zum praktizierten Erziehungssystem. Die Autorin wendet dieses Mittel als satirisches »Besserungsritual« an, aber zunächst erfolglos, denn nach der ersten Tracht Prügel entflammt Willibald wiederum in leidenschaftlicher Liebe. Erst durch Verdoppelung der Strafe wird er geheilt und lobt wie sein Freund das Gottfriedland als den besten *Gesundbrunnen*<sup>98</sup>.

Die frühen *Straußfedern*-Geschichten von Sophie Tieck sind ein diffuses Gemisch von Ahnungen und Träumen, von jugendlicher Frustration und Begeisterungsfähigkeit. Ihre Kritik an der Nutzenrechnung des aufgeklärten Absolutismus, die Abneigung gegen den moralischen Endzweck als Funktion der Kunst teilt sie mit ihrem Bruder. Sie verweigert sich programmatisch, indem sie in den Erzählungen eine neue Unbefangenheit und poetische Naivität praktiziert. Nicht nur Ludwig Tieck, sondern auch sie schaffen die ersten Kunstmärchen der Romantik als spielerische Demonstration eines mit der Literatur des moralischen Endzwecks konkurrierenden Kunstbegriffs. Ihre Dichtungen und Nachdichtungen wollten in ein neu zu errichtendes Reich der Phantasie, der Träume, der stillen Verzauberung einladen wie im Text »Traum und Wirklichkeit«. Mit Parodie und Scherz ist

<sup>97</sup> Die Prügelstrafe wurde zur Zeit der Aufklärung als ein wirksames Mittel zur moralischen Besserung der Kinder und Jugendlichen propagiert. Auch Bernhardt führte ein Prügelsystem in seiner Schule ein, *das Hauptmittel der Disziplin war der Stock, den Bernhardt fast stets bei sich trug, gewöhnlich im linken Rockärmel, und mit einer wahren Virtuosität handhabte, selbst bei so geringen Vergehen, wie das Verfehlen von drei Vokabeln...Stock und Karzer (...) unter diesem Zeichen stand Bernhards erzieherische Praxis. Pilch, Ernst: 1681–1931. Zweihundertfünfzig Jahre Friedrichs-Werdersches Gymnasium zu Berlin, Berlin 1931, S. 12.*

<sup>98</sup> *Reliquien*, III, S. 126.

die Erzählung »Ein Abenteuer zu Paris« komponiert. Sie ist eine Gaunergeschichte. Der reiche, »bäuerisch« anmutende Baron Fritz von Löwenstein sollte in Paris die letzte Politur für gute Umgangsformen bekommen. Er aber träumte von einem amourosen Abenteuer. Seine unbekannte Angebetete litt vermeintlich unter der Tyrannei ihres Ehemannes. Fritz von Löwensteins Befreiungsaktion kostete ihn Unmengen an Geld und führte zu der Entdeckung, dass er betrogen worden war. Diese Erfahrung löste jedoch solcherart von Erkenntnis aus, dass er die Ursachen auf sprachliche Zweideutigkeiten schob. Belehrt wurde er aber dennoch: Er floh aus Frankreich, wo man ihm so übel mitgespielt hatte. Paris galt ihm und galt schon immer als Hort der Abenteuer und Galanterie. Als Gegenbild fungierte Deutschland. *Fritz war ein echter Deutscher, steif, sparsam, und sehr bieder.*<sup>99</sup>

Ein Flattergeist, der eine schlechte Meinung vom weiblichen Geschlecht und der Ehe hat, ist der Protagonist der Erzählung »Das Porträt«. Für ihn sind Frauen Gegenstand seines Studiums, und er findet bei seinen Prinzipien keine, die sein Herz und seinen Verstand fesseln kann. Durch die Übergabe des Porträts einer schönen Frau wird er seine Meinung revidieren und zu der Einsicht gelangen, dass in einer glücklichen Ehe mehr Vorteile als Nachteile zu erwarten sind. Nicht nur in diesem Text vermischen sich volksmäßiger Spott und märchenhaft anmutende Strukturen mit Albernheiten, denn Parodie, Satire, Scherz brachten neben Kunst auch eine gewisse Künstlichkeit hervor, die den polemischen Kontext ihrer literaturgeschichtlichen Entstehungsbedingungen nicht immer überdauert haben.

Dennoch war die unmittelbare und indirekte Nachwirkung außerordentlich. Sagen und Märchen, Lieder und Erzählungen wurden für die Romantik zu bedeutsamen Quellen poetischer Reflexion. Keine andere Gattung hat die romantische Dichtung weltweit so bekannt gemacht wie das Märchen. Keine andere Gattung hat aber auch eine

99 *Reliquien*, III, S. 252.

so kontroverse Debatte um Volkspoesie ausgelöst.<sup>100</sup> Musäus als Vorläufer der Brüder Grimm gilt als Wegbereiter der Märchenbewegung des 19. Jahrhunderts in Deutschland. Wieland ist der letzte, der die französische Tradition des Feenmärchens aufgriff und umfunktionierte. Die Rezeption der *Straußfedern* und *Bambocciaden* vollzog sich in einem Konfliktfeld zwischen dem europäischen Aufklärungsdiskurs sowie dessen Ästhetiktheorie. In dieses Auseinandersetzungsfeld gehört auch Goethes »Märchen«. Ähnlich wie die französischen Märchensammlungen,<sup>101</sup> in deren Rezeption die *Straußfedern*-Geschichten stehen, sind die geheimnisvoll-magische Welt und die Vernunft in Goethes »Märchen« aber noch nicht als Gegensatz von Vernunft und Gefühl konzipiert. Goethes Märchenfigurationen sind Verkörperungen der Vernunft, indem die wunderbaren Ereignisse in der Märchenstruktur sich als eine wunschbestimmte und zugleich vernünftige Qualität der Figuren erweisen. Im Gegensatz dazu und auch zum Volksmärchen treten in den Kunstmärchen und Erzählungen der *Straußfedern* und *Bambocciaden* psychologisierende Charaktere auf, die in einer geheimnisvollen Welt ihr Glück machen, untergehen oder von ihren wirren Träumen erlöst werden, um die Realitäten anzuerkennen.

Die *Straußfedern*-Geschichten sind heute fast vergessen. Zeitgemäß waren sie aber freilich nicht im Sinne einer platten Konventionalität oder gar Trivialität. Sie bedienten einerseits den gewünschten Anspruch Nicolais, weisen aber andererseits auf ein neues, der aufgeklärt-säkularisierten Gegenwart widersprechendes Kunstprogramm hin. Das gilt ganz besonders für die Texte aus den *Bambocciaden*. Die Abkehr von den Kunstprinzipien der Aufklärung und des Klassizismus sind durchaus als ein Zeichen der Zeitkritik und der polemischen Wendung gegen den Stil des ausgehenden Jahrhunderts zu sehen.

Wilhelm Bernhardis Textsammlung aus den Bänden der *Straußfedern* und der *Bambocciaden* ist insofern eine gute Mischung, um

100 Vgl. weiterführend Schanze, Helmut, Anm. 7, S. 257–275.

101 Vgl. Karlinger, Felix: *Grundzüge einer Geschichte des Märchens im deutschen Sprachraum*, Darmstadt 1983, S. 25f.

diese Zeitgemäßheit zu betonen. Wenn wir uns auch nicht aus zeitlicher Distanz dem Gesamturteil des Rezensenten der *Reliquien Henneberger* anschließen können, dass *leichte und gefällige Darstellung und gesunder Humor ... dem Namen Bernhardi eine Stelle in der Geschichte der deutschen Literatur*<sup>102</sup> sichern, so sind diese Bände aber dennoch wichtige, markante Beispiele in den Auseinandersetzungen um 1800 und durchaus heute noch lesenswert.

<sup>102</sup> Henneberger, August, Anm. 53, S. 616.

### Emendationen

Seite | Zeile

10   23	Jugenburg → Jugendbildung
31   10	Mademoisell → Mademoiselle
37   28	z B. → z. B.
47   24/25	der Philister → er Philister
50   12	lachte → lachte.
54   34	drücke → drückte
57   16	Mademoisell → Mademoiselle
67   34	Muter → Mutter
75   20	uud sagte leise → und sagte leise
82   14	nach Hanse → nach Hause
114   23	mehmütig → wehmütig
118   2	Gausamer → Grausamer
119   24	ihre Augeu → ihre Augen
122   24	daß Sie Dir angenehm → daß sie Dir angenehm
133   8	uud seinen Rath → und seinen Rath
139   29	begegnetl« → begegnet?«
142   23	Emfindung → Empfindung
143   23	alle mein Glück → all mein Glück
146   19	Mächen → Mädchen
164   28	kein Wort → kein Wort.
171   17	mein Schatz → mein Schatz.
172   28	Freundlichkeit,, → Freundlichkeit,

Henrich Steffens

## Was ich erlebte



Der Naturphilosoph und Schriftsteller Henrich Steffens (1773–1845) wurde in Norwegen geboren, wuchs in Dänemark auf und verbrachte viele seiner prägenden Jahre in Deutschland. Seine zehnbändige Autobiographie *Was ich erlebte* ist ein literarisches wie zeitgeschichtliches Dokument ersten Ranges, das neben Goethes *Dichtung und Wahrheit* und Varnhagen von Enses *Denkwürdigkeiten* bestehen kann.

Wir legen, zum ersten Mal seit dem Erstdruck 1840 bis 1844, eine vollständige Neuedition vor. Die zehn Bände sollen im Laufe der Jahre 2014 bis 2016 erscheinen und durch einen Zusatzband mit Einleitung, Kommentar und Register erschlossen werden.

Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen  
von Bernd Henningsen

Band 1 (1840) | Klappenbroschur, 249 Seiten | € 16,90  
ISBN 978-3-944720-03-6

Band 2 (1840) | Klappenbroschur, 200 Seiten | € 16,90  
ISBN 978-3-944720-04-3

Band 3 (1840) | Klappenbroschur, 209 Seiten | € 16,90  
ISBN 978-3-944720-14-2

GOLKONDA VERLAG | Charlottenstr. 36 | 12683 Berlin-Biesdorf  
www.golkonda-verlag.de

Karl August Varnhagen von Ense

## Denkwürdigkeiten des eignen Lebens



Herausgegeben und mit einer  
Einleitung versehen  
von Nikolaus Gatter

Karl August Varnhagen von Ense (1785–1858) zählt als Autor biographischer Werke, von Memoiren, Briefen und Tagebüchern zur ersten Garde der deutschsprachigen Literatur. Seine *Denkwürdigkeiten des eignen Lebens* und seine *Blätter aus der preussischen Geschichte* haben das autobiographische Genre entscheidend geprägt, die Teilveröffentlichung seiner Tagebücher und seines

Briefwechsels mit Alexander von Humboldt wurde zum Skandal. Als Sammler und Herausgeber der Briefe und Aufzeichnungen seiner Ehefrau und anderer hat er Bedeutendes geleistet, wovon die Sammlung Varnhagen bis heute Zeugnis ablegt.

Mit der sechsbändigen Neuausgabe der *Denkwürdigkeiten des eignen Lebens* beginnen wir eine umfangreiche Erschließung seiner Werke und seines Nachlasses. Der Text unserer Edition beruht auf der erweiterten dritten Auflage von 1871 und ist als kritisch durchgesehene Neuausgabe angelegt.

*Denkwürdigkeiten des eignen Lebens. Erster Theil.*  
Dritte vermehrte Auflage. (Leipzig, 1871)  
Klappenbroschur | 472 Seiten | ca. € 19,90  
ISBN 978-3-944720-07-4

GOLKONDA VERLAG | Charlottenstr. 36 | 12683 Berlin-Biesdorf  
www.golkonda-verlag.de

Ludwig Tieck

# Straußfedern



Herausgegeben und mit einer  
Einleitung versehen  
von Jürgen Joachimsthaler

Erstmals werden Ludwig Tiecks »Gesellenstücke«, die 1795 bis 1798 in den Bänden 4 bis 8 der STRAUSS-FEDERN-Anthologien erschienenen sechzehn Texte, vollständig kritisch ediert, und zwar nach dem vom Autor verantworteten Abdruck in den Schriften und mit sämtlichen Lesarten der Erstaussgaben.

Darüber hinaus ist eine Ausgabe der acht STRAUSSFEDERN-Bände nach den Erstaussgaben geplant sowie eine Neuedition der dreibändigen *Reliquien* von August Ferdinand Bernhardt & Sophie Tieck.

»Sind Sie aber in einer sehr ungläubigen Stimmung, so machen Sie Feuer im Kamin, setzen Sie sich dicht umher, und löschen Sie das Licht aus. Lassen Sie die Feuerbrände ihr mattes auf- und niederschießendes Licht im Zimmer verbreiten, und dann nehmen Sie das Buch und fangen Sie an zu lesen: ich habe immer gefunden, daß ein Kaminfeuer die Phantasie erhebt, und den vorlauten Verstand etwas zum Schweigen bringt, und damit in nachfolgender Erzählung ja nicht zuviel Verstand hineingerathen möchte, schreibe ich sie vorsorglicher Weise ebenfalls beim Kaminfeuer.«

(aus: *Straußfedern I*, »Der Fremde«)

Band 1: Klappenbroschur

214 Seiten | € 16,90 | ISBN 978-3-944720-00-5

Band 2: Klappenbroschur | ca. 150 Seiten | ca. € 16,90

Band 3: Klappenbroschur | ca. 220 Seiten | ca. € 16,90

GOLKONDA VERLAG | Charlottenstr. 36 | 12683 Berlin-Biesdorf

[www.golkonda-verlag.de](http://www.golkonda-verlag.de)